WIDENER
HN PYZE J

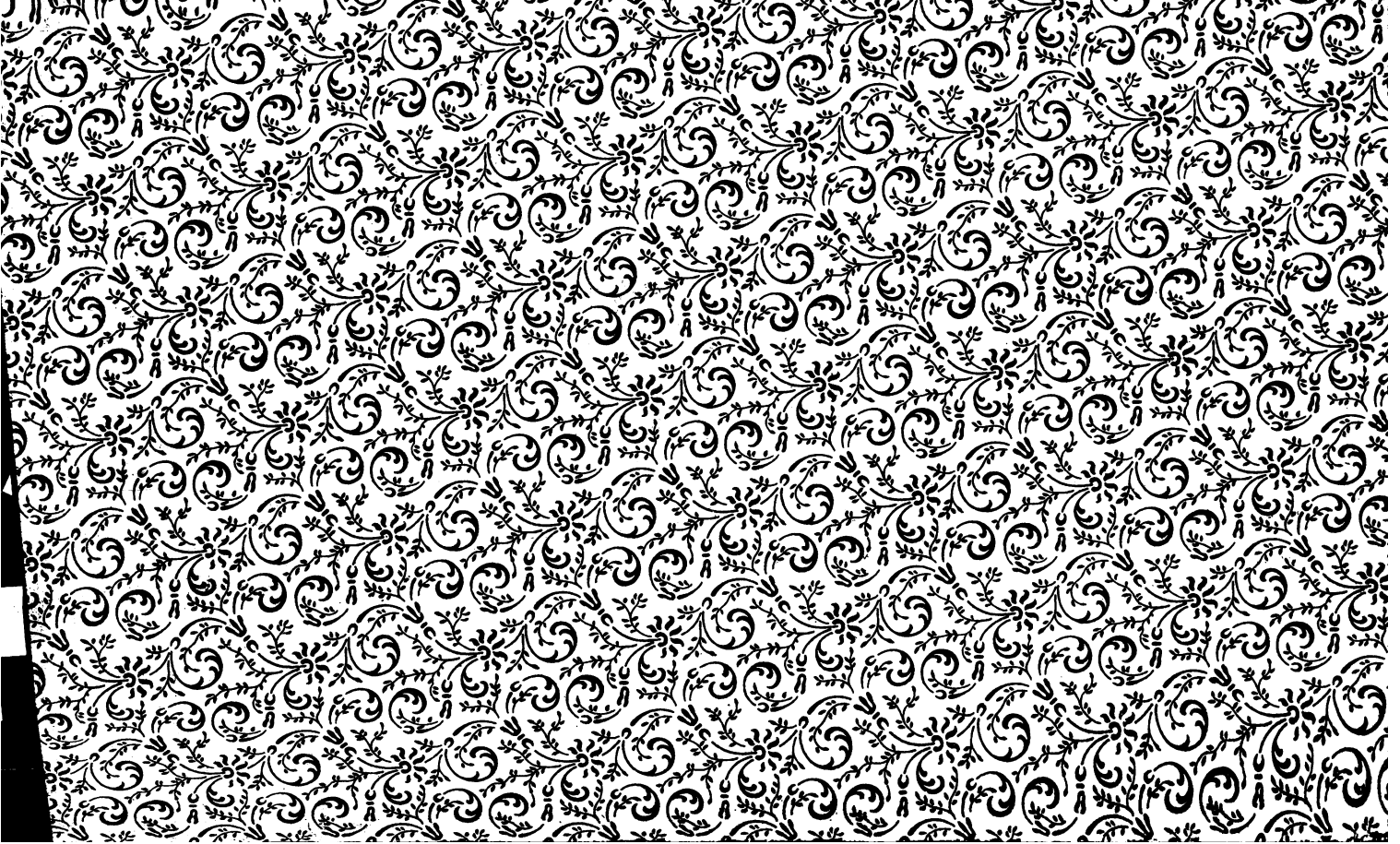
TINGER

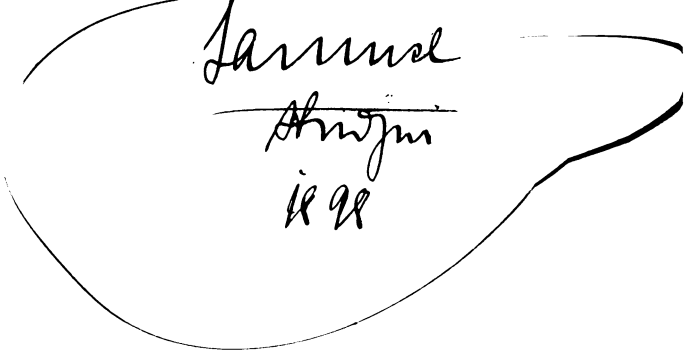
MUSEN-ALMANACH.

46545
103

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Bought from the Fund for
CURRENT MODERN POETRY
given by
MORRIS GRAY
CLASS OF 1877





Göttinger

Musenalmanach

für 1898.

Göttinger Musenalmanach

für 1898.

Herausgegeben

von

Göttinger Studenten.

Göttingen.
Verlag von Lüder Horstmann.
1898.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MORRIS GRAY FUND
Oct 14, 1920
(1898, 1900, 1901, 1905)

Redaktion:

Börries von Münchhausen.

Inhalt.

Seite

Arnswaldt, Carl von (Böhme, Hannover).

Abendruhe 323
Auf sonnigen Pfaden 226
Ausfälle.
1. Guter Rat 190
2. Modern 190
3. Der Deutsche 191
Der geprellte Tod 66
Das Mädchen 75
Erkenntnis 290
Ewiger Frühling 242
Gut gelaunt 320
Hinter der Mühle 252
Im Bodethal 111
Innere Kämpfe 295
In Stürmen 77
In Träumen 89
Klare Herbsttage 97
Lenzjubel 88
Lied der Freude 98
Nacht 241
Nächtliche Stille 65
Ruhesehnen 220
Schneesturm 112
Schwüle 192

Seite

Sommerglut 183
Stimmen 302
Über dem Grabe 271
Vergebliches Ringen 303
Verirrte Seele 215
Was liegt daran? 251
Wer? 12

Böhme, Alfred (Berlin).
Dämmerstunde 225
Entdeckung 92
Ehrgeiz 319
Freude 182
Im Sommer 308
Lebensfreude 11
Maispaziergang 297
Sehnsucht 263

Brecht, Walther (Eutin, Oldenburg).
Dem Freunde 99
In der Fremde 27
Unrast 193

Hardenberg, Kuno, Graf (Hardenberg, Hannover).
Des Kärrners Weib (Altfranzösisches Volkslied) . . . 6
Große Wäsche 186
Verliebt 68
Von den drei Marieen (Altfranzösisches Volkslied) . . 269
Wach auf! (Altfranzösisches Volkslied) 300

Hofmann, Hermann von (Lippe-Detmold).
Der Pflüger 250
In Mittagsgluten 214
Seelenfrühling 91
Vater und Sohn 63

Kerkerink, Engelbert Frh. von (Borg, Westfalen).
Der Erbe (Novelle) 195
Die Geschichte von der verwunschenen Prinzessin . . . 223
Venetianischer Totentanz 31

Leibl Karl (Düren, Rheinlande).
Das Erbteil (Skizze) 101

Seite
Der Reichsbierkanal (Satire) 253
Sprüche:
1. Der Tugend Preis 86
2. Reich und arm 86
3. Modernes Dichten 87
Mariaſſy, Ödön von (Márkusfalva, Ungarn).
Aphorismen 76
November 184
Mönckeberg, Carl (Hamburg).
Mittlere Größe, Komödie in 3 Akten 113
Morgenritt 239
Sei ruhig 14
Münchhauſen, Börries von (Apelern, Hannover).
Alſo ſprach Jeſaia 8
Augen 26
Ahasvers Fluch 246
Das ſeidene Haar 264
Das tapfere Herz 244
Der Tod und die Liebe 222
Der Vergeßliche (Humor. Intermezzo) 79
Der Wanderer 90
Die zerſprungene Vaſe (nach Sully Prudhomme) . . . 62
Du ſollſt es nicht 96
Ein traurig Lied 324
Elegie 215
Ende vom Lied 85
Glockenſummen 309
Hohes Spiel 291
Kalter Troſt 186
Ketten (nach Sully Prudhomme) 60
Lebenstroſt 219
Mutter Maria 93
Nach dem erſten Kuß 310
Regenwetter 109
Schwarz und Blond 301
Schwere und leichte Herzen 57
Stille 211

Seite

Todesgedanken 25
Triolette.
1. Im tiefen Walde 275
2. Auf der Hochzeitsreise 275
3. Du weißt es nicht 276
Vor der Universität 293
Weißer Flieder 5
Zur Nacht 227
Zwischen den Hecken 181
Schücking, Walther (Münster, Westfalen).
Der Mormonenhäuptling (Erzählung) 15
Gedankenspäne 212
Meinem Freunde 108
Stodte, Hermann (Gittelde, Braunschweig).
Abschied 296
Am Rhein (nach Lord Byron) 317
Der Gaukler (nach dem Altfranzösischen) 187
Die Bank im Walde 110
Im Streik 221
Mutter, laß mich tanzen gehn 3
Nach Feierabend 243
Rätsel der Jugend 69
Zwiespalt der Wünsche 272
Tronnier, Adolph (Meine, Hannover).
Abschied 179
Banges Glück 294
Morgenglocken 274
Glossen.
1. Vor einem Bilde 245
2. Vor einem anderen Bilde 245
Sturmlied 29
Wieman, Bernard (Osnabrück, Hannover).
An der Gärtnerstraße (Skizze) 277
Der Schauspieler (Erzählung) 229
Erinnerung an einen alten Freund (Skizze) 311
Von der roten Erde (Erzählung in Versen) 37

Der Umschlag ist gezeichnet von Georg Lührig (Göttingen).

Der große ideelle und buchhändlerische Erfolg des „Göttinger Musenalmanachs für 1896“ hat uns veranlaßt, auch dieses Jahr von unserem Wollen und Können Rechenschaft in einem Sammelbuche abzulegen, — und dies ist das Sammelbuch!*)

Welche Grundsätze bei der Redaktion maßgebend waren? Ich müßte wirklich erst darüber nachdenken, wenn ich sie hier formulieren wollte! Der oberste Grundsatz war, glaub ich, das gesunde Gefühl, und wenn dies Gefühl manch einem ein wenig zu jugendlich, zu gährend und stürmisch zu sein scheint, so mag er denken, daß wir Studenten sind. Vor dem „müden Glimmen schwüler Amethysten“, vor „sengendem Wein in lallender Welle“ und vor „trunken schreienden Rossen“ hat es uns aber, Gott sei Dank, bewahrt! Und ebenso vor der nichtssagenden Greisenhaftigkeit, die durch die Seiten des namenreichen „Musenalmanachs Berliner Studenten“, der Nachahmung des Göttingers für 1896, wehte.

„Ich meine, Studenten sollen Studentenlieder singen, Lieder, in denen der Geist der Jugend braust, und Klingen

*) Die Mitarbeiter sind, wie seinerzeit beim Musenalmanach für 1896, ausschließlich Göttinger Studenten. Daneben haben wir auch die Autoren jenes früheren Almanachs wieder zur Mitarbeiterschaft aufgefordert.

blitzen, — es brauchen noch lange keine Kneiplieder zu sein", schrieb mir kürzlich Carl Busse, und er fährt fort und sagt von den Berliner Studenten: „Herrgott, die Kerle sind ja zu alt, um sich mal an einem Mädel oder der wunderschönen, weiten Welt zu begeistern! Sie schauspielern sich in die Rollen der Weltschmerzler hinein und glauben originell zu sein, wenn sie mit düstern Brauen Hamletmonologe halten und den lieben Gott in persönlichen Verruf stecken."

Ich wollte von Grundsätzen sprechen und bin auf die „Berliner" gekommen, — nun, es ist mit dem obenerwähnten, gesunden Gefühl zusammengehalten am Ende auch eine Art Grundsatz!

Auf die geistig Müden und die Leute vom „höchstdifferenzierten Seelenleben" werden die Gedichte geistig Müder und seelisch krankhaft Differenzierter den tiefsten Eindruck machen. Denn jeder Künstler kann nur erwecken, was erst in ihm war, nur die Saiten klingen in seinen Lesern mit, deren Grundton in ihm bebte. Da aber doch die Mehrzahl der Menschen glücklicherweise gesund und frisch ist, so werden wohl auch, des hab ich fröhliche Hoffnung, die Werke frischer und natürlicher Künstler die Leser finden, für die allein sie geschaffen sind.

Börries von Münchhausen.

Göttingen, Juli 1897.

Mutter, lass mich tanzen gehn . . .

Mutter, laß mich tanzen gehn,
Tanzen auf der Wiese.
Sonne lacht, und draußen stehn
Gretel schon und Liese.
Mutter mahnt mit ernstem Wort:
„Hüte Flachs und Rocken!“
Doch schon springt das Mädchen fort,
Lustig wehn die Locken.

Mutter sitzt im Stuhl und strickt,
Kätzchen schnurrt so leise,
Und die Wanduhr traulich tickt
Ihre alte Weise.
Von der Wiese klingt es hell,
Hörner und Schalmeien,
Mädchen mit dem Trautgesell
Schwingt sich rasch im Reihen.

Sonne hinterm Walde ſank —
Zwei Verliebte wandern
An dem hohen Korn entlang,
Eins geſchmiegt am andern.
Rot in Blüte ſteht der Mohn,
Duftet ſüß und linde . . .
Mutter wartet lange ſchon,
Späht nach ihrem Kinde. —

Hermann Stodte.

Weisser Flieder.

Naß war der Tag. Die ſchwarzen Schnecken krochen. —
Doch als die Nacht ſchlich durch die Gärten her,
Da war der weiße Flieder aufgebrochen,
Und über alle Mauern hing er ſchwer.

Und über alle Mauern tropften leiſe
Von bleichen Trauben Perlen groß und klar, —
Und war ein Düften rings, durch das die Weiſe
Der Nachtigall wie Gold geflochten war.

Börries von Münchhauſen.

Des Kärrners Weib.

(Altfranzösisches Volkslied.)

Des Kärrners Weib, das arme Weib,
Sucht auf dem Land umher
In jeder Herberg weit und breit,
Wo wohl ihr Gatte wär,
Hält die Laterne in der Hand,
Tralli, tralla, tralli, tralla,
Den Gatten sie nicht fand.

„Frau Wirtin mein, Frau Wirtin mein,
Saht Ihr mir den Gemahl?"
„„Ei liebe Frau, just sah ich ihn
Dort droben in dem Saal;
Der heget heut gar frohen Sinn
Tralli, tralla, tralli, tralla,
Der herzt die Kellnerin.""

„Du Schlemmer du, du Trunkenbold,
Find ich dich Prasser so?
Nach Haus mit mir, dort hungern dir
Die Kindlein auf dem Stroh,
Weil du verprasst dein Hab und Gut
Tralli, tralla, tralli, tralla,
Mit solcher Lumpenbrut!"

„Holla, Frau Wirtin, Wein her, Wein,
Bringt Wein her, gut und frisch,
Und stellt ihn dort mir auf den Tisch,
Dort auf den runden Tisch;
Ich zeche bis zum Frührot heut,
  Tralli, tralla, tralli, tralla,
Dieweil mein Weib so schreit."

Nach Hause geht des Kärrners Weib,
Das Herz von Kummer schwer,
Spricht zu den Kindlein: „„Ach, Ihr habt
Nun keinen Vater mehr.
Mit einer andern Mutter, weh!
  Tralli, tralla, tralli, tralla,
Hab ich ihn just gesehn.""

„Ei Mütterlein, ei Mütterlein,
Weint nicht so bitterlich,
Der Vater ist ein wüster Gauch,
Heißt Bruder Liederlich,
Und wir, wir seine Kindlein — o,
  Tralli, tralla, tralli, tralla,
Thun später ebenso!"

Uebersetzt von Kuno Graf Hardenberg.

Also sprach Jesaia:

Weh dir, du Stadt Jerusalem, dein Haupt ist krank,
dein Herz ist matt,
Und dabei singt die obre Stadt, und singt und harft die
untre Stadt!
Weh dir, du Stadt Jerusalem, du Stadt voll Volks,
wie magst du lachen,
Da Tag und Nacht, straßauf, straßab die Sünden wie die
Geier wachen?!

Der Herr ergrimmte über dich, der Zorn des Herrn, er
ist erwacht.
Er wandelt über Libanon und über Basans Eichenpracht,
Er wandelt näher, näher schon, Jerusalem, zu deinen
Zinnen,
Schon reckt er dräuend seine Faust, und vor der Faust ist
kein Entrinnen!

Wie schwarzer Rauch wälzt übers Land sich das Gewölk,
das dich zerstört,
Und tief in Kidrons Fluten rauscht es auf, von Sturm zu
Schaum empört,
Jerusalem, es kommt der Tag, da stolz die Syrer dich
durchschreiten,
Und durch den Wald von Anathoth Mizraims dunkle
Krieger reiten!

Ein Schrei wird gehn durchs ganze Land wie eines großen Volkes Schrei,
Die müden Augen deiner Nacht reißt auf Assardons Raserei.
Dann wird des Meders braune Faust die Tochter deines Volkes fassen,
Er wird auf ihrem weißen Arm die Spuren seines Griffes lassen.

Das Kind, das du geboren hast, zerschellt an seines Wagens Rad,
Und mit dem Blute düngt er dir die mederhufzerstampfte Saat,
Auf Zions Cedertrümmern wird er seinen wilden Göttern beten,
Im Marmorschutte wird sein Fuß den seidnen Vorhang Jahves treten! —

Verrauscht ist dann der Harfe Klang, sie liegt am Wege saitenleer,
Und der Posaune Erz fließt träg, von Glut geschmolzen, drüber her,
Des Feindes Feuer glitzern drauf, die fern die Abendhügel säumen,
Und wochenlang soll überm Land der Rauch vom Brande Akras träumen!

Und dann, wenn eure Kniee ihr im Heimatschutte wund gekniet,
Wenn ihr aus rauher Kehle schrill das Bußgebet zum Himmel schriet,
Ihr Männer Judas, was ihr dann in irrem Schrei zu Gott gerufen,
Zerklirrt wie weggeworfnes Glas an seines Thrones Marmorstufen!

Er hört dich nicht, Jeruſalem, wer Ohren hat, der höre mich!
Dein Gott, dein Gott, Jeruſalem, dein Gott verſtieß, verfluchte dich!!
Dann raufe dir die Haare aus, du Aſtaroth, und Rama reiße
Inmitten ſein Gewand entzwei, befleckt von Staub und blutgem Schweiße!

Und eine dunkle Nacht wird ſein, und dumpfer Wehruf rings im Land,
Und eurer Seufzer Kette ſchlingt ſich endlos euch um Fuß und Hand,
Und immer wieder höre ich aus Edom her das Rufen bange:
„Sag, Hüter, iſt die Nacht bald hin? Du Wächter, währt die Nacht noch lange?“

Börries von Münchhauſen.

Lebensfreude.

Was pranget die Erde im feſtlichen Kleid?
Was dehnt mir die Bruſt ſo weit, ſo weit?
O du mein wonniges Leben!
Was raunt und flüſtert das Herz mir zu?
„Sei ſtille, ſei ſtill! Sei ruhig nur du!“
Kaum ſänft ich ſein zitterndes Beben.

So komm denn, mein Lied! Nur dir trau ich an,
Was keinem Menſchen ich ſagen kann,
Sie möchten für närriſch mich halten!
Die Erde iſt ſonnen-gold-wunderſchön!
Ich glaube, ich müßte vor Luſt vergehn,
Wie des Frührots Purpurgeſtalten!

Alfred Böhme.

Wer?

Ueberm Haidemoor beginnt
Ein geschäftig Leben:
Haidefrau verlor ihr Kind,
Suchts mit Angst und Beben.

Sucht nach ihrem höchsten Glück
In des Moores Gründen,
Doch verweint kehrt sie zurück; —
Glück — wer wird das finden!

Carl von Arnswaldt.

Sei ruhig!

Oft fühl ichs tief: der Himmel iſt mein Freund
Und hat mit mir viel Nachſicht. Wenn ich ſuchend
Und hungrig durch des Daſeins Straßen irrte,
Mich auch verirrte und vereinſamt ſtand
In all dem fremden, drängenden Gewimmel,
Wo jeder einem Ziel zulief, — nur ich nicht, —
Dann zog mir oft, wie ahnungsvolle Lenzluft,
Ein leiſes Weh durchs Herz: geheime Angſt,
Warum kein Friede bei mir heimiſch wurde!
Doch auch geheime jubelnde Gewißheit,
Mich würde bald unnennbar ſüßes Glück
In ſanften Armen wiegen — Angſt und Seligkeit —
Wie ſie die laue, rätſelvolle Mailuft
In unſre ſonnedurſtigen Herzen gießt.
Und plötzlich fühlt ich in der Einſamkeit,
Daß eine unſichtbare Himmelshand
Mein Haupt berührte und mich ſtreichelte.
Und eine freundlich liebe Stimme ſprach:
„Sei ruhig, großes Kind! Mit jähem Trotz
Kannſt du dein Schickſal doch nicht meiſtern. Willſt du
Den Berg erklimmen, wandre Schritt für Schritt,
Und ſchilt nicht, weil du noch im Thale biſt,
Daß du in Schnee und Wolken dich nicht badeſt. —

Am höchſten Aſte hängt die Frucht, dein Glück;
Danach zu ſpringen — Kinderthorheit! — baue
Dir ſelbſt die Leiter, ſteig die vielen Sproſſen
Behutſam aufwärts, und die goldne Frucht
Wird — reifer werdend — endlich dir erreichbar.
Verzweifle nicht, ſei ruhig, großes Kind!“

Kühl liegt des Himmels Samariterhand
Auf meiner heißen Stirn, befiehlt dem Sturm
Der tobenden Wünſche, und das Fieber weicht.
Wie ſollt ich leben, wäre nicht ein Gott
Vernünftiger als ich und ſpräch mir zu!

Carl Mönckeberg.

Der Mormonenhäuptling.

Erzählung

von

Walther Schücking.

Im „strammen Hund“ lernten wir uns kennen. Es war gegen 4 Uhr morgens. Er war betrunken, und ich war, offen gesagt, nicht mehr ganz nüchtern. In jenem, im Berliner quartier latin berühmten Kellerlokal bringen die Raumverhältnisse es mit sich, daß man nur um einen Freund oder einen Feind reicher wieder zum Tageslichte emporsteigt. Denn obgleich ein großes Schild mit dem verheißungsvollen Worte „Burgfrieden“ die Eingangsthür schmückt, ist darinnen wenig von solchem zu spüren, und es entstehen in jeder Nacht eben so viel Ehrenhändel wie Freundschaften. —

Schon sein Aeußeres zog mich an. Repräsentierte er doch den Typus jenes Studenten, der scheinbar nur noch in den „Fliegenden Blättern“ lebt. Seine Körperfülle deutete auf ein otium cum dignitate in seinem akademischen Beruf, über den einige kräftige, teilweise kaum vernarbte Schmisse keinen Zweifel ließen. Mit seinem Schnurrbart hätte er auf jedem Reklamebild von Professor Migargee, dem Barterzeuger, seinen Mann stehen können; augenscheinlich ein betagtes Semester, hätte er jedem „Seniorenkonvent“ Ehre gemacht. Beide in einem Stadium, wo die Schranken des Geistes schon gefallen, wurden wir schnell bekannt, zumal wir uns als Landsleute erkannten. Nachdem wir also zu-

nächst auf das Wohl der roten Erde einen Ganzen getrunken, teilte er mir mit, welche Sorge ihn drückte. Nur wenige Wochen trennten ihn von der Wiederkehr des Tages, da er vor 25 Semestern seinen Namen zum ersten Male in die Matrikel einer deutschen Hochschule eingezeichnet. In diesen Tagen sollte er gerade zum zwölften Male den Offenbarungseid leisten. Ich pflichtete ihm völlig darin bei, daß ein solches merkwürdiges Zusammentreffen, ein solches Jubiläum seines akademischen Lebens eine Feier eigener Art erheische. „Wissen Sie", sagte er und leerte dabei sein frischgefülltes Glas abermals, „aus Anlaß dieses Tages möchte ich mir in studentischen Kreisen ein dauerndes Denkmal setzen; man weiß nicht, ob das Geschick einen abermals 25 Semester und 12 Offenbarungseide erleben läßt. Dazu habe ich dieses Leben als „Wilder" satt, wie dächten Sie darüber, wenn ich mich fortan korporativ gestaltete?" Der Plan sprach für sich selbst, noch 25 Semester „wild", das mußte auf die Dauer langweilig werden. Und da er doch schlechterdings nicht mit einer so ehrenvollen akademischen Vergangenheit bei irgend einer Korporation „fuchsen" konnte, blieb ihm wirklich nichts anderes übrig, als schöpferisch auf dem wichtigen Gebiete des studentischen Vereinslebens vorzugehen. Auch den Namen der neu zu gründenden Korporation hatte er schon ersonnen — „Mormonia".

„„Sind Sie für die Vielweiberei?"" wagte ich einzuwenden.

„Keineswegs, mich bestimmen andere Gründe. Sehen Sie, ich mache so die Beobachtung, es geht im allgemeinen abwärts mit der akademischen Jugend unserer Tage. Die maßlose Ueberschätzung der Arbeit, wie sie heute leider allgemein ist, beginnt auch in studentischen Kreisen um sich zu greifen; nirgendwo mehr ein solider Leichtsinn; statt guter Streiche, wie sie sonst für den Studenten bezeichnend sind, machen die Leute jetzt in ihren Mußestunden schlechte Verse; von

einem ersten Semester hörte ich neulich sogar, er habe von seinem Wechsel 10 Mark übrig behalten! Ein Jurist von 10 Semestern fängt an sich zu genieren, noch kein Examen gemacht zu haben! Sie werden mir beipflichten, auch der Wert der Examina überhaupt wird heute überschätzt. Kann man sich doch in einem Examen immer nur über Kenntnisse ausweisen. Ich behaupte aber, nur diejenigen Leute, die es im Leben nicht mit ihrer ganzen Persönlichkeit machen können (vorzüglich die Juden), die suchen es natürlich mit Kenntnissen zu retten. Darum muß und soll es anders werden in akademischen Kreisen; an Stelle der einseitigen Pflege des Verstandes, die bei den meisten Menschen doch nur zu geringen Ergebnissen führt, soll die Ausbildung des Menschen als solchen treten, der Sinn für die Freude, für das ewig wahre carpe diem des alten Horaz soll wieder einkehren bei Deutschlands Jugend, und mit diesen neuen, zeitgemäßen Gedanken wollen wir das Feld der deutschen Studentenschaft urbar machen wie die Mormonen die dürren Salzsteppen am Utah." Ton und Stimme, mit der er gesprochen, hatten etwas Ueberzeugendes, wie die Worte des Predigers auf der Kanzel; wir tranken noch einen Ganzen auf das Wohl der „Mormonia", und als ich gegen 6 Uhr früh in Berlin N. auf der Friedrichstraße stand, hatte ich das Versprechen abgegeben, mich am 1. Mai 8 Uhr c. t. im hintern Saale des „Rodensteiners" zur Gründung der Korporation Mormonia einzufinden. —

* * *

Wenn es in jedem Menschenleben Kapitel giebt, deren Inhalt man nicht gern mit Angabe seines Namens an eine Litfaßsäule geschlagen sähe, so zählt für mich der Abend dazu, an dem wir die Mormonia begründeten. Es hatten sich etwa ein Dutzend Studenten zusammengefunden; merk-

würdige Gesellen. Da war z. B., mir schon von früher bekannt, Herr cand. phil. Scholz, angeblich Philosoph, der seine stetige Betrunkenheit damit entschuldigte, daß er augenblicklich Schopenhauer durcharbeitete und den Pessimismus nur durch Alkohol überwinden könnte, dann ein älterer Mediziner, ein prächtiger Mecklenburger, zu seinem Schmerze von seinen Verwandten wegen Verschwendung unter Kuratel gestellt. Letzterer erzählte mir, er sei jetzt so sparsam geworden, daß er nachts, aus dem Wirtshaus heimkehrend, seine Stiefel beim Schlafen nicht mehr ablegte, weil er gehört habe, die Bettwärme thue dem Leder gut. Wenn er betrunken war, pflegte er sich immer seiner Beziehungen zu den höchsten, ja allerhöchsten Kreisen zu rühmen. Sein Hauswirt war nämlich früher Portier bei einer Königl. Hoheit gewesen. Aber so verschieden die Erschienenen nach Alter, Abstammung und Studium waren, eines glich alle Unterschiede aus, die Liebe zu einem kräftigen Schluck. Wenn wirklich das Essen für den Leib und das Trinken für die Seele ist, so waren sie alle, nach ihrem Durste zu schließen, Leute von einer merkwürdigen Seelengröße. So etwas von Bürsten habe ich weder vorher noch nachher jemals gesehen. Ein ganz versoffener Historiker, dessen Spezialität darin bestand, daß er die unehelichen Kinder aller europäischen Fürsten des 18. Jahrhunderts und deren Schicksale kannte, hielt die Festrede. Er sagte, es sei freudig zu begrüßen, daß unser gemeinsamer Freund durch Begründung dieser Korporation einmal etwas anderes für die Welt geleistet habe wie einen Offenbarungseid, und forderte schließlich auf, auf die goldene Hochzeit, die Schäfer — so hieß der Begründer — nach abermals 25 Semestern mit der alma mater feiern würde, einen Salamander zu reiben. Und so geschah es. Schäfer dankte mit einer von Thränen und Betrunkenheit erstickten Stimme. Die Fröhlichkeit wurde immer lauter, der Jubel immer ausgelassener, und ich weiß

thatsächlich nicht mehr zu berichten, welcher edle Mormone mich schließlich nach Haus geleitete. —

Seitdem kamen wir öfter zusammen. Schäfer liebte es, diese regelmäßigen Abende als „Bußübungen" zu bezeichnen. Er sprach überhaupt gern in theologischen Ausdrücken und pflegte jedem Zitat ein „sagt der Psalmist" hinzuzufügen, obgleich ich aus Aeußerungen Dritter entnahm, er sei in der medizinischen Fakultät eingeschrieben. Eines Tages fehlte der Häuptling, wie wir ihn nannten, bei unserer Zusammenkunft. Die Mutmaßung eines Witzboldes, er sei wohl mit dem Ordnen seiner Bibliothek beschäftigt, wurde viel belacht, fand aber keinen Glauben, und unsere innere Unruhe war nicht grundlos. Der Häuptling, meldete ein eben Eintretender, sei schwer erkrankt.

* * *

In einem Hinterhause der Auguststraße, vier Treppen hoch, fand ich nach langem Suchen das Quartier des Kranken, ein elendes Stübchen, mit einem schmalen Fenster auf den Hof hinaus, der mit seinen melancholischen kahlen Hauswänden nichts wußte von der Pracht des Sommers da draußen. Kein Luftzug und kein Lichtstrahl fiel in das ärmliche Zimmer, ein Sarg für einen lebenden Menschen. Als ich eintrat, erwachte der Häuptling aus seinem von Fieberträumen gestörten Halbschlummer und mit einem mühsamen Lächeln zitierte er das Bibelwort: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht." Und wie ich ihn dann scherzend fragte, woher es eigentlich komme, daß er in der Bibel ebenso zu Hause wäre wie im Kommersbuch, da wurde er plötzlich ernst und sagte wehmütig: „Ich glaube, Amtsbruder, es wird die höchste Zeit, daß ich dir die Geschichte erzähle. Vielleicht wirst du mir einmal ein besseres Andenken bewahren, wenn du sie kennst. — Ich brauche dir den Menschenschlag unserer Heimat nicht zu schildern,

mein Vater war einer jener westfälischen Bauern, für die sich der Begriff des Rechtes mit dem ihres Willens deckt. Manche Entbehrungen hatte er sich schon auferlegen müssen, um mich während meiner Gymnasialstudien in der Stadt zu unterhalten. Aber der Wunsch, mich einmal auf der Kanzel zu sehen, machte ihm alle Mühe leicht. Nachdem ich dann mein Abiturientenexamen gemacht, stellte er mich vor die Wahl, Theologie zu studieren oder hinter den Pflug zurückzukehren. Da hab ich das erstere gewählt, manch anderer hätte es vielleicht auch so gethan. Als ich meine beiden theologischen Examina bestanden, war daheim die Pfarre frei. Wie oft hab ich seitdem geträumt, ich stände wieder auf der Kanzel und hielte die Probe-Predigt über den Jüngling zu Nain. Es war die schwerste Stunde meines Lebens, denn bei jedem Wort, das ich sprach, rief eine innere Stimme mir zu: Du bist ein Lügner und Komödiant im Hause des Herrn. Aber ich bezwang mich und schon hatte ich geendet und wollte das Gebet sprechen, da kam es über mich wie eine höhere Gewalt und statt die Hände zum Gebet zu falten, rief ich in das Gotteshaus hinein: „„Liebe Gemeinde, ich mag nicht mit einer Lüge von dieser Stelle scheiden, jener Jesus von Nazareth, glaubt mir, war nicht der Sohn des Herrn, ein Rabbi der Juden ist es gewesen von wunderbarer Weisheit, und jener Jüngling zu Nain ist nicht von den Toten auferstanden. Nur aus einem Leben voll Sünde und Laster, dem Tod seiner Seele, hat ihn jener Rabbi auferweckt.““ Dann bin ich ohnmächtig auf der Kanzel zusammengebrochen.

Das andere ist bald erzählt. Mein Vater, außer sich vor Zorn über die Schande, die ich seinem weißen Haupte angethan, wies mir die Thür, meine Mutter, schon krank, starb an all dem Jammer, und meine Braut, die ich als Gattin in das leere Pfarrhaus hatte führen wollen, sagte sich von mir los. Ja, die Gespielen der Jugend mochten

mir nicht mehr ins Antlitz schauen, ich hatte ihren Heiland einen Juden genannt. Da hab ich den Staub des Dörfleins von meinen Füßen geschüttelt und bin heimgekehrt zur alma mater, um mir ein neues Glück zu zimmern. Du weißt, daß es mir nicht gelungen. Hatte ich recht gehandelt an meinen Eltern, an meiner Braut, an jener gläubigen Christenschaar? Ja, war das denn überhaupt richtig, was ich gesagt hatte? Glaube mir, Freund, die Zweifel am Glauben peinigen das Menschenherz nicht halb so wie die Qualen, die ein plötzlicher Zweifel an dem Werte der mühsam errungenen „Aufklärung" bereitet. Ohne ein Herz auf Erden, das noch für mich schlug, hab ich den verlorenen Halt im Leben nicht wiedergewonnen. Ich schämte mich, mich mit bald 30 Jahren wieder auf die Kollegbank unter die ersten Semester zu setzen, mir war, als läse dort jeder die traurige Vorgeschichte von meiner Stirn. Dazu lähmte die drückende Not, die Sorge um das Brot für den morgigen Tag die Spannkraft des Geistes. So bin ich allmählich herabgesunken zum Spaßmacher für andere, zur traurigen Figur des ewigen Studenten. Und keiner, der mich wieder und wieder betrunken gesehen, hat wohl in seinem Herzen erwogen, wie schwer es ist, ein solch verpfuschtes Leben nüchtern zu ertragen. Vielleicht hätte man sonst milder über mich geurteilt."

Als er müde geendet, hab ich noch eine lange Weile schweigend an seinem dürftigen Lager gesessen. Jede Redensart des Trostes schien mir eine Taktlosigkeit. Beim Hereinbruch der Nacht bat er mich, ihn zu verlassen. Die Bibel und das Kommersbuch legte ich ihm auf seine Bitte an das Kopfende des Bettes neben die brennende Kerze. Dann ging ich davon und wanderte heimwärts, mühsam mir einen Weg bahnend durch das wogende nächtliche Treiben der Friedrichstraße. —

* * *

Wenige Tage ſpäter ſtanden wir Freunde an ſeinem offenen Grabe. Es war ſchnell zu Ende gegangen mit ihm. Die ärztliche Diagnoſe lautete auf Hungertyphus. Ganz mittellos hatte er die letzten 5 Tage, an denen er noch ausgegangen, nur noch Schnaps getrunken, nichts mehr gegeſſen, zu ſtolz, um ſeinen Freunden zur Laſt zu liegen. Seine Bibel und ſein Kommersbuch haben wir ihm in den Sarg gelegt. —

Todesgedanken.

Lag an sonnigem Wiesenhang,
Summte mein Liedel munter;
Plötzlich tönte ein Rufen bang:
„Börries!
Auf dem Rasen lagerst du jetzt,
Bald wohl schläfst du darunter!“

Um mich schwirrten, wie ich so lag,
Fliegen mit Summen und Lärmen. —
Dringender jetzt die Stimme sprach:
„Börries!
Bald wohl kommen der Tage drei,
Wo sie dich gierger umschwärmen!“

Schaukelnd flattert ein Falter her,
Flügel aus Duft gewoben;
Sagte die Stimme dumpf und schwer:
„Börries!
Ehe die Nacht sein Leben ihm nimmt,
Ist wohl das deine zerstoben!“

Börries von Münchhausen.

Augen.

Schwarze Schwäne ziehen
Ueber meiner Seele Meer,
Geſtern: Roſenblühen,
Heute: alle Beete leer;
Dunkle Wolken jagen,
Schwarz und düſter ſteht der Tann,
Meine Schultern tragen,
Was ich ja nicht tragen kann!

Was ich nicht kann tragen,
Hat mein Loos mir aufgelegt,
Und ich muß entſagen,
Wo mein Herz in Liebe ſchlägt.
Nicht zum Leben taugen
Mag ich, wie ein andrer Mann,
Denn ich weiß zwei Augen,
Die ich nicht vergeſſen kann.

Börries von Münchhauſen.

In der Fremde.

1.

Ich wollt, ich wäre weit von hier,
Am fernen Strand, am tiefen See!
Mir ist im Herzen wund und weh,
Wollt Gott, ich wär bei ihr! —

Sie sitzt im Boot, die Sonne sinkt,
Glührоter Schein bestrahlt ihr Haar,
Ihr Auge trifft mich voll und klar —
Wie hold die Red ihr klingt!

Das Boot stößt auf, wir sind am Strand.
Die Nacht so stumm, und wir allein!
Wir ziehen sacht die Ruder ein
Und wandern Hand in Hand. —

2.

Es leuchtet die Welt und es blüht der Tag,
Und es geht der Rhein mit Brausen —
Ich aber höre den Wellenschlag
Am fernen Strande sausen:

Der See ſich hebt, und es ſchwankt der Steg,
Und die wilden Waſſer toſen,
Doch ruhig nicken im Mittagsſchein
Im Garten die roten Roſen.

Und durch die Roſen ſchimmert es licht,
Und es rauſcht von weißen Gewanden.
Und die blühenden bergen die Herrin nicht,
Sie neigen die vollen Guirlanden.
Sie aber gleitet zur Gartenbank,
Sie ſtarrt auf die ſchäumenden Wellen —
Sie ſchaut nicht den Schaum, nicht das ſchaukelnde
Boot —
Sie ſchaut am Rhein den Geſellen!

Walther Brecht.

Sturmlied.

Hei, brauſe, du Sturm,
Tollender, närriſcher Sturm,
Durch und durch
Dringe mir Mark und Bein.
Und der glühenden Flamme,
Die mir im Buſen lodert,
Deiner wilden, ſtrahlenden Freundin,
Reiche die Hände
Und ſchleudre ſie
Hoch hinauf
Bis an die erbleichenden Sterne!

Und wenn du über das Meer ſtürmſt,
Und die Wogen
Wallen und fluten,
Donnern und zürnen,
Und der weiße Giſcht umherſprüht,
Dann lauſch auf ſeine Lieder
Und laß ſie in meinem Herzen,
In meinem Herzen wiedererklingen.

Und du, lodernde, ſchwellende Flamme,
Wenn du pochſt
An des Himmels Pforten,

Dann lauſch auf der Englein Lieder
Und laß ſie in meinem Herzen,
In meinem Herzen wiedererklingen.

Und in meinem Herzen
Sollen die Töne,
Arme, wilde Verliebte,
Sich ſtürmiſch umſchlingen,
Jetzt jauchzend, erbebend,
Jetzt flehend, gelobend,
Donnernd und grollend jetzt,
Preiſend, anbetend,
Wiedererklingen
In meinem Herzen
Ein freies, ſiegendes,
Niegehörtes Sturmlied der Liebe!

Adolph Tronnier.

Venetianischer Totentanz.

In der Kirche Zanipolo
Stehn die Säulen gleich Gespenstern;
Bleich und dämmernd quillt das Mondlicht
Aus den hohen Bogenfenstern.
In der Kirche Zanipolo
Glänzen rings im Mondenschein
Viel verblichne Sarkophage
Von der Wand aus Erz und Stein.

In den Sarkophagen schlummern
Jene, die vor grauen Jahren
Der Lagunen und des Meeres
Mächtige Gebieter waren.
Ihre stolzen Züge schauen
Von den Wänden, Bild an Bild
Bleich und marmorn; ihre Wappen
Hängen prunkend Schild an Schild.

Hier Pietro Mocenigo,
Thronend hoch im Stahlgewande
Auf dem Sarg, den er erbeutet
Fern im heißen Morgenlande;
Dort der Held von Famagosta,
Bragadin, in blanker Wehr;
Steno auch, der nie Besiegte,
Mosiorni und Carner.

Sieh die Valieri, prunkvoll
Von des Purpurs Glanz umfloſſen!
Giuſtinian und Braglioni
Schaun herab von goldnen Roſſen;
Aloiſi Mocenigo
In Brokat und Hermelin;
Und auf hohen Prachtgerüſten
Lauredan und Vendramin.

Horch! die Glocke von St. Marko
Schlägt vom Turm die zwölfte Stunde;
Horch! es geht wie plötzlich Flüſtern
Durch die feierliche Runde!
Leben fährt in Erz und Marmor,
Und aus jedem Sarkophag
Steigt ein Schatten leis und langſam
Bei dem zwölften Glockenſchlag. — —

Weh! es ſind die Dogengeiſter,
Die Venedig einſt geboten,
Deren Fleiſch hier ruht und modert,
Staub im Staub, tot bei den Toten;
Auf dem Haupt die goldnen Mützen, —
In der Hand des Schwertes Stahl, —
Die Gewänder ſind verblichen, —
Die Geſichter ſchimmern fahl; —

Langſam kommen ſie gezogen,
Bleich und mondlichtübergoſſen;
Hinterher die toten Feldherrn
Auf den dürren Schattenroſſen,
Und die toten Senatoren
In der langen Mäntel Pracht,
Alle ſteigen aus den Gräbern,
Alle ſind ſie aufgewacht.

Dandolo, der Kreuzgeweihte,
Zieht vorauf dem Geisterschwarme;
Falieri, der Verschwörer,
Trägt sein blutig Haupt im Arme;
Bragadin, der Glaubenszeuge,
Hält sein Fell in Händen hoch,
Das der Türk bei Famagosta
Blutig ihm vom Leibe zog.

Also ziehn sie ohne Ende
Durch die Kirche rings im Kreise,
Reichen sich die Schattenhände
Und beginnen ihre Weise;
Mit den toten Stimmen singen
Sie Venedigs Grabgesang,
Von den Wänden, von der Wölbung
Widerhallt es hohl und bang:

„Weh, Beherrscherin der Meere!
Jammer über dich, Venedig!
Ledig bist du deines Reichtums,
Deines Glanzes bist du ledig!
Weh! verloren ist das Ansehn,
Und verloren ist die Macht,
Auf den Tag, den lichterfüllten,
Kam die sternenlose Nacht.

Glorreich warst du, da noch unser
Geist in unsern Körpern lebte,
Da der Papst vor dir gezittert,
Und der Kaiser vor dir bebte!
Ueber Meer und ferne Länder
Schwangest kühn das Scepter du,
All das Gold der reichen Erde
Floß im Uebermaß dir zu!

Und dein Volk? Geborne Herrscher,
Hohen Muts und edler Sitte!
Auf die Skala d'oro setzten
Könige nur die stolzen Schritte!
Weh! aus Königen wurden Sklaven,
Armut aus dem Ueberfluß,
Auf den Löwen von St. Marko
Trat des Ueberwinders Fuß!

Totenstill auf den Lagunen
Die Paläste stehn und trauern,
Ihre Säulen sind gesunken,
Und geborsten ihre Mauern;
Wo blieb all der Masten Fülle?
Ruderklang, Matrosensang?
Nur des Seewinds hohle Seufzer
Streichen den Kanal entlang . . . .

Vögel nisten, wo Longhenas
Marmorrosen üppig blühten, —
Spinnen breiten ihre Netze
Dort, wo Tizians Farben glühten.
In den hohen Prachtgemächern,
Drin die Laute einst erklang,
Tönet nur der fernen Brandung
Rauschen, wie ein Grabgesang.

Und die Säulenhöfe schimmern
Einsam in des Mondes Strahlen, —
Nur die Bronnen rinnen murmelnd
In die Alabasterschalen; — —
Bleiche Marmorbilder träumen
In den Nischen an der Wand,
Gleich verwünschten Menschenkindern
Aus dem stillen Feeenland. — —

Schlaf denn deinen Grabesſchlummer,
Schlummre, ſchlummre du, Venedig,
Biſt verraten von den Menſchen,
Sei dir Gott im Himmel gnädig! — —“
Alſo ſangen die Geſpenſter.
Von St. Markos Turm erklang
Dumpf des Tages erſte Stunde,
Da verhallte der Geſang.

Und die Schemen — ſie verſchwinden
Lautlos in der Gräber Hülle;
Durch die Kirche breitet wieder
Dunkel ſich und Totenſtille.
Nur des Monds verſchleiert Auge
Trübe durch die Scheiben glüht, —
Nur des Meers geſchäftge Wellen
Murmeln leis ein Schlummerlied.

Engelbert Frhr. von Kerkerink.

Von der roten Erde.

Eine Charakterstudie

von

Bernard Wieman.

Und das Dorf iſt immer noch dasſelbe;
Ganz wie damals ragt der alten Kirche
Grünbemooſter Turm aus roten Dächern.
Auch die Stare halten in den Bäumen,
Deren Blätter auf den Kirchhof fallen,
So wie einſtens ihre Schlußverſammlung.
Zu dem Kirchhof aber winkt wie damals
Still und trauernd von dem Tannenhügel
Eines alten Hauſes ſtolze Zinne.

Frühling wars, die erſten Sonnenſtrahlen
Drangen in des Dorfes arme Hütten,
Und die Eichentiſche auf der Tenne,
Alt und morſchig, fingen an zu leuchten;
Friedlich ſchmunzelnd nimmt der Altenteiler
Seinen blonden Enkel auf die Arme,
Weiſt ihn aus dem Fenſter auf den Acker,
Wo der Vater und die Mutter wieder
Für ihn ſchaffen, und ſchwer iſts zu ſagen,
Ob die neu erwachte Frühlingsſonne,
Ob des muntern Kleinen blaues Auge
Oder das des glückverklärten Alten
Heller blitzte an dem friſchen Morgen.
Abends nach des Tages harter Arbeit
Trafen ſich die Dorfgenoſſen wieder

Vor der großen Thür der einzigen Wirtschaft
Und besprachen ernsthaft, wie sie klüglich
Ihre Aecker neu bestellen wollten,
Wie das Wetter in den nächsten Tagen
Werden möchte; sprachen von der letzten
Kirmeß noch, wie da die Umschlagtücher
Billiger zu kaufen und noch bunter
Als nur in der Stadt bei einem Kaufmann.
Als sie alle, lange Pfeifen rauchend,
Fröhlich plaudernd so beisammen saßen,
Kam als letzter Hans, der Schmied des Dorfes,
Welcher Pferde eben neu beschlagen
Für des jungen Doktors stolze Kutsche,
Aus der Stadt. Er wußte immer neues
Seinen Dorfgenossen zu berichten;
So auch heute konnte mans ihm ansehn,
Daß er etwas zu erzählen hatte.
Und mit Vorsicht setzt er sich behaglich
Nieder, schob behutsam auf dem Tische
Erst sein Gläschen von sich. Sprach dann: „Kinder,
Denkt euch, jener alte weiße Kasten
Dort auf unserm schönen Elchenberge
Wird nun nächstens wieder neu bezogen.
Bald schon sollen aus der Stadt die Leute
Kommen, um das alles aufzufrischen,
Auszubessern und auch neu zu machen,
Und, was denkt ihr, wer wirds dann beziehen,
So ein Konsul, wenn ich recht verstanden,
Der, weiß Gott, aus welchen fremden Ländern
Kommt, wo seine Frau ihm ist gestorben.
Und die Eltern seiner Frau, so sagt man,
Wohnten früher in der Stadt am Markte,
Wißt ihr, in dem großen weißen Hause
Mit der breiten Treppe und dem Gitter."

— Jener Kasten, Konsul, ferne Länder,
Fremde Leute, wohl gar braun und düster —
„Ach, was sollen uns die fremden Menschen,"
Meint der Schulze, dessen Stamm seit langem
Auf des Dorfes schönstem Hof gesessen,
„Taugen nichts, so fremde Elemente,
Unsre guten Sitten und Gebräuche
Können höchstens sie verderben helfen.
Drum ich wollte, daß der alte Kasten
Würde bleiben wie seit langen Jahren."

Wieder wars ein heller Frühlingsmorgen.
Jubelnd stiegen Lerchen von den Aeckern
In die weiten, blauen Himmelshöhen,
Langsam trieb der Schäfer seine Herde,
Kinder spielten mit den jungen Kätzchen,
Und es lag der Frieden ernster Arbeit
Ausgebreitet überm ganzen Dorfe.
Wo die weißgestrichne, schlichte Brücke
Ueber spiegelklares Wasser führte,
Sah man grade einen alten Wagen
Mählich sich den ersten Hütten nähern.
Drinnen saß auf eines ernsten Mannes
Schoß ein Kind von etwa sieben Jahren,
So ganz anders wie die kleinen Dörfler.
Träumend blickten große, dunkle Augen,
Schwarze Locken um das braune Köpfchen,
Und zwei goldne Ringlein in den Ohren.
Beide sahn hinaus, wo alles strahlte,
Sahn den Schäfer und die weiße Herde,
Hörten, wie die Lerchen jubelnd stiegen;
Langsam zog der Rauch aus Bauernhäusern,
Blonde Buben kamen aus der Schule.
Als dann von des Dorfes alter Kirche

Friedlich klang das ernſte Aveläuten,
War dem kleinen braunen Mädchen grade
So, als wärs ins Paradies gekommen.
Mit den Lerchen ſah es auf gen Himmel,
Und aus ſeinen großen dunkeln Augen
Schaut ein kindlich Danken für das Schöne,
Rein und einfach wie der Lerche Singen.
Und dann ſchlang es um den Hals des Vaters
Seine Aermchen.

Mitten in dem ſchönſten Stand der Eichen,
Nicht gar weit entfernt vom Schulzenhofe,
Liegt verſteckt und friedlich eine Wieſe.
Bunte Blumen blühen dort in Menge,
Still beſungen von den muntern Vögeln.
Und um Mittag ſpiegelt ſich die Sonne
In dem Waſſer eines kleinen Teiches,
Der mit Friſche tränkt die grünen Halme.
Auf der träumend ſtillen Waſſerfläche
Blüht in ſeltnen Zeiten eine Roſe.
Wer als erſter dieſe Roſe ſchauet
Und ſie ſtaunend einem andern zeiget,
Dem ſoll trübe Stunden ſie verheißen,
Und der andre ſoll durch jenen leiden.
Immer, wenn der Frühling kam gezogen,
Spielte da des Dorfes muntre Jugend.
Niemand ſtörte ihnen hier den Frieden.
Höchſtens lugte mal ein zierlich Rehlein
Neugierig mit ſeinen klugen Lichtern,
Und ein Haſe tapſte ganz gemächlich
Schlafgeſtört aus ſeinem warmen Lager.
Und ſo ſpielten auch in dieſem Frühling
Rufend, lachend, jauchzend all die Kleinen,
Die des Morgens Stunden in der Schule,

Sich im Freien tummelnd, raſch vergaßen.
Neugierig mit ſeinen klugen Augen
Schaute diesmal ſtaunend und verwundert,
Grad ſo wenig ſtörend wie ein Rehlein,
Jemand zu den bunten, frohen Spielen.
Unterm Schatten einer großen Eiche,
Die ſich dunkel in dem hellen Waſſer
Spiegelte, ſtand jenes kleine, braune
Konſultöchterchen. Gar ſeltſam ward ihm,
Als es da die vielen Spielgenoſſen
Vor ſich ſah ſo lebensfroh beiſammen,
Mädchen, Buben, alles durcheinander.
Gleich am liebſten wär es mitgeſprungen,
Aber Bangen fühlt es doch und Schrecken,
Ganz beſonders vor den blonden Buben;
Und ſchon wollt es leiſe wieder gehen,
Als des Schulzen kleiner, ſchmucker Junge
Sie entdeckte, der ſich eben hinter
Jenen Stamm verſtecken wollte. Beide
Sahn ſich an mit kindlichem Verwundern,
Und es ſchien, als ob der blonde Bube
Schämte ſich in ſeinem armen Kittel
Und mit ſeinen bloßen Beinchen, und die
Braunen Augen blickten ganz verſtohlen
In die leuchtend blauen dieſes Fremdlings.
Wie die duftig zarte Roſenknoſpe
Neben einem kleinen, ſchlichten Veilchen,
Wie ein leuchtend ſchöner Tropenvogel
Neben einer armen Haidelerche,
Sahen dieſe Kleinen ſich genüber.
Endlich fragte dann der blonde Bube,
Ob ſie nicht mit ihnen ſpielen möchte,
Wollte ſelber ihr wohl alles zeigen,
Und es wären auch nur leichte Spiele.

Schüchtern noch gab sie ihm drauf ihr Händchen,
Als ein Zeichen, daß sie freudig folge.
Da, als quer sie durch die Wiese schritten
Und so an das dunkle Wasser kamen,
Leuchteten der Kleinen Augen plötzlich,
Mitten in dem stillen Wiesenteiche
Blühte träumend jene weiße Rose.
„Sieh nur", rief sie, „diese große Blume!"
Und verlangend hob sie ihre Aermchen.
Drauf ihr Kamerade wagemutig
Sprang mit einem Stock er in das Wasser.
Und als er die marmorweiße Blüte,
Der ein seltner Duft entstieg, ihr schenkte
Und in ihre braunen Augen schaute,
Wünscht er gleich, es möchten solche Rosen
Mehr noch blühen in dem Wiesenteiche.

Mählich wurden diese beiden Kleinen
Sich die besten Freunde in dem Dorfe,
Schweiften stundenlang oft in den Wäldern.
Pflückten Beeren sich und Waldesblumen,
Spielten Haschen um die Eichenstämme,
Ließen sich bei ihrer Zweige Rauschen,
Wenn im Sommer heiß die Sonne brannte,
Moosgebettet in den Schlummer singen.
Als dann endlich auch die Zeit gekommen,
Wo sie beide fleißger lernen mußten,
Kamen sie zusammen zu dem Pfarrer.
Und da gab es wieder schöne Stunden,
Wenn sie Seit an Seite in der Stube
Vor des Pfarrers altem Büchertische
Sitzen konnten, und der würdge Lehrer
Ihnen sprach von Glaube, Lieb und Hoffen
Und von Gott, der alles weise füget;

Lernten auch zuſammen leſen in dem
Wunderbuche der Natur; und lernten
Sehnen ſich zuſammen nach den Ländern,
Wo im ſteten Frühling bunte Vögel
Sich in großen Blütenbäumen wiegen.
Ja, die Welt in ihrer weiſen Schöne
Sie ging auf zugleich in beider Herzen. —
Und als er nun auf die hohe Schule
Ziehen mußte, um dort zu ſtudieren,
Wußten beide noch von Liebe wenig;
Aber wollte einer Glück und Schönheit
Finden, an den andern mußt er denken,
Und der eine war des andern Sonne.
So erglühte mählich eine Flamme
Stiller, reiner Neigung in zwei Herzen.

Wieder wars ein heller Frühlingsmorgen,
Jubelnd ſtiegen Lerchen von den Aeckern
In die weiten, blauen Himmelshöhen,
Langſam trieb der Schäfer ſeine Herde,
Kinder ſpielten mit den jungen Kätzchen,
Und es lag der Friede ernſter Arbeit
Ausgebreitet überm ganzen Dorfe,
Als zwei ſchmucke, rüſtige Studenten
Ueber jene weiße Brücke zogen.
Für die Ferien nahm der Sohn des Schulzen
Seinen beſten Freund mit in die Heimat.
Seinen beſten Freund, das will was heißen,
Wenn mans ſagt von einem Niederſachſen,
Wenn mans ſagt vom Sohn der roten Erde.
Waren beide auf der hohen Schule,
Wo in vielen Dingen gleiche Neigung
Sie beim Studium zuſammenführte.
Alles hatten ſie mitand beſprochen,

Und die ganze Jugendzeit des einen
War dem andern wie ein Roſengarten,
Deſſen Thore weithin offen ſtanden.
Jener wußte von dem Sohn des Schulzen,
Wie er aufgewachſen in dem Dorfe,
Was der Pfarrer für ein biedrer Lehrer,
Wie der Schmied ſo weltklug konnte reden,
Kannte alle Schwächen, alle Stärken
Auch des Schulzen, ſeines Freundes Vater;
Wußte von der größten Mutterliebe,
Die in ſchlichtem Herzen kann erblühen.
Aber etwas war ihm nicht gekundet,
Was gar viele andere gern erzählen,
Sich zu freun an ihrem großen Glücke. —
Von der kleinen dunkeln Jugendfreundin
Hatt er freilich manches ſchon vernommen,
Hie und da auch wohl geneckt zum Scherze
Seinen Freund mit alter Jugendliebe,
Aber nie war über deſſen Lippen
Ein Geſtändnis ſeiner ſtillen Neigung,
Seines höchſten Glückes je gekommen.
S war noch einer von den ſeltnen Männern,
Denen unbegreiflich rein und herrlich
Junge Liebe brennt in ihrem Herzen,
Daß ſie es ſich ſelbſt nicht offenbaren,
Die es nicht in alle Lüfte jubeln,
Die es keinem unter Thränen beichten;
Denen iſt ſie eine weiße Roſe,
Noch mit friſchem Morgentau behangen,
Und ſie hüten ſich, durch leiſes Rühren
Eine Perle Taus zu Fall zu bringen.
Laſſen ſich nur Stärke durch ſie ſpenden,
Nur von ihren Augen ſieht mans blitzen,
Denn ſie leuchten hehr in Mannesſchönheit.

Doch wo Liebe alſo immer wohnet,
Hat gar mächtge Wurzeln ſie geſchlagen,
Und wie eine tauſendjährge Eiche
Auch ein Sturm nicht aus dem Boden lockert,
Und ein Blitzſtrahl nur die Krone ſpaltet,
Daß ſie ſtille Thränen weint gen Himmel,
Und die Wurzeln in dem Erdreich ſtöhnen,
Doch ſie ſelbſt in edler, ſtolzer Trauer
Mächtger noch und ſtärker ſteht als vorher,
Alſo unergründlich ſolche Liebe,
Die umklammert jede Herzensfaſer.

Mit den beiden zog nun eitel Freude
Auf den Berg und in das Haus des Schulzen,
Dorten ſtill wie leichte Morgenröte,
Und hier unten wie die Mittagsſonne.
Freund und Freundin lernten bald ſich kennen,
Und zu dreien ſtreiften ſie bald täglich
Durch die Wälder und die weiten Fluren,
Wie es einſt die beiden Kinder thaten.
Doch auf ſolchen Gängen kam es häufig,
Daß grad der, der hätte jubeln mögen
Ob des langerſehnten, nahen Glückes,
Wenig ſprach und einſam oft zurückblieb,
That, als ob er eine Blume bräche
Und betrachtete den Flug der Vögel. —
Während es in ſeinem Innern zehrte,
Heiß das Blut ihm durch die Adern ſtrömte,
Schien nach außen hin er kalt und nüchtern.
Schützen wollte er die weiße Roſe,
Daß die Blätter nicht durch Gluten welkten,
Ahnte nimmer, daß ein Roſenleben
Leicht zum Opfer fällt dem rauhen Froſte.
Und ſie kannte nicht die Art des Landes,

War ſie doch ein Kind aus jener Ferne,
Wo die Menſchen ſchwelgen in der Sonne,
Wo Magnolien ſich breit entfalten
Und verſteckte Veilchen ſelten blühen,
Wo die Palmen grade aufwärts ſtreben,
Knorrge Eichen nicht die Zweige recken;
So verſtand ſie nicht des Freundes Weſen.
Leiſer Zweifel an des Freundes Treue
Stieg bedrückend auf in ihrem Herzen,
Wenn ſie an die letzten Jahre dachte,
Wo er fern war auf der hohen Schule.
Mählich ſcheute ſie auch, ihn zu ſprechen,
War, wo ſie nur konnte, bei dem Fremden,
Um mit leiſer Frage zu erforſchen,
Wie der Freund von ihr geſprochen habe,
Da ſie nimmer glaubte, daß zwei Freunde
Sich nicht alles offen ſagen würden,
Denn ſie kannte nicht die Art des Landes. —
Jenem aber ging es tief zu Herzen,
Wenn er ſah die beiden miteinander,
Wie ſie traulich ſo zuſammenhielten,
Daß er fürchtete für ſeine Liebe
Und zugleich für ſeiner Freundſchaft Treue.

So war denn die Abſchiedszeit gekommen,
Friedebringend ſenkte ſich der Abend
Auf das Dorf und auf den Hof des Schulzen.
Langſam zog die Herde von den Aeckern,
Und der Schäfer trollte, Pfeife ſchmauchend,
Hinterher mit ſeinen beiden Hunden.
Von der Dornenhecke hinterm Hofe
Klang ein leiſes Nachtigallenklagen.
Und im Teiche auf der kleine Wieſe
Quakten Fröſche luſtig um die Wette.

All die Dorfgenoſſen ſaßen wieder
Vor der großen Thür der einzigen Wirtſchaft
Und beſprachen ernſthaft, wie ſie klüglich
Ihre Aecker neu beſtellen wollten,
Und wie morgen wohl das Wetter würde.
Nur der Schulze fehlte heut im Kreiſe,
Der daheim noch war bei ſeinem Sohne,
Während Mutter ſchwarzes Brot und Schinken
Sorglich in den Reiſekoffer packte.
Jener hatte ſeinen Freund gebeten,
Auf der Wieſe hinterm Schulzenhofe
Kurze Zeit zu warten mit der Freundin.
Und ſie wollten dann zu dritt noch einmal
Einen Gang durch ihre Wälder machen.
Schwer war dieſe Bitte ihm geweſen,
Doch er war es ſeiner Freundſchaft ſchuldig,
Daß die beiden ſich noch einmal ſahen
Ohne ihn, den läſtgen Freudenſtörer.
Und wenn ſie dann zu ihm kommen würden
Hand in Hand wie zwei glückſelge Menſchen,
Wollt er ſtark ſein Herz ſchon bluten laſſen
Und ſich freun am Glücke ſeiner Freunde.
Alſo blieb er noch bei ſeinen Eltern.
Mitten auf der Tenne ſaß der Vater,
Und er ſelbſt auf einem Karren vor ihm.
Ernſtlich ſprach der Schulz von künftgen Zeiten,
Wo der Sohn ein fertiger Doktor wäre
Und im Dorfe ſich dann niederließe.
Schon im Geiſte dacht er ſich den Sonntag,
Wo er würdig mit „dem neuen Doktor“
In die Kirche ginge durch die andern,
Wie ſogar der Schmied da ſchauen ſollte.
Auch ein neues Haus wollt er ihm bauen,
Selbſt den Kirchſtuhl reparieren laſſen.

Als die Mutter ſolche Worte hörte,
Faßte ſie die grobe Linnenſchürze,
Um die feuchten Augen raſch zu trocknen.
Gar zu hoch ſchien ihr der liebe Junge,
Und ſie konnte es ſich kaum noch denken,
Daß ſie dennoch ſeine Mutter bliebe.
Heimlich packt ſie noch den größten Schinken
Zu den andern Sachen in die Kiſte.
Alſo freuten ſie ſich ſchon der Zukunft,
Bis des Mondes erſte bleiche Strahlen
Auf die kuhumſtandne Tenne fielen.
„So, nun geh mit deinen beiden Freunden
Noch den letzten Gang durch meine Felder",
Sprach der Schulze.

Und er ging der Nachtigall entgegen,
Die fern in der Dornenhecke klagte,
Klagte, gleich als wollte ſie ihn warnen,
Auf der Wieſe jene Zwei zu ſuchen. —
Blühte da nicht wieder in dem Waſſer
Jene Roſe, die er einſt gebrochen,
Oder iſts ein Lichtſchein nur vom Monde,
Der geſpenſtiſch durch die Eichen leuchtet?
Damals, wie ſie hier als Kinder ſpielten,
Strahlte eine helle Frühlingsſonne,
Ihnen all das große Glück verheißend,
Von dem Glücke in der fernen Zukunft
Sangen ja die Vögel in den Bäumen,
Rauſchten ja die kleinen Waldesbäche. —
Leiſe tröſtend wollte die Erinnrung
An die Stunde unter jener Eiche —
Plötzlich lag er zitternd auf dem Boden,
Seine Augen ſtarrten nach dem Baume,

Seine Hände krampften ſich im Mooſe,
Zuckend faßt er dann nach ſeiner Bruſt ſich,
Denn ihm wars, als ſei er tief verwundet.
Bei der Eiche ſah die Zwei er ſitzen,
Ihre Hände ſah den Freund er faſſen
Und er hörte ſie von Liebe reden,
Fühlte faſt die frohen Wechſelblicke.
War denn dies der Lohn für ſeine Treue,
Hatt er ſorgſam nicht den Schatz gehütet,
Seine Liebe, war ſie ihm nicht heilig,
Daß er ſelbſt nicht daran rühren mochte?
Drum, ſo durfte er ſich auf ſie ſtürzen,
Um ſein Recht ſich grauſam zu erzwingen.
War es denn ſein Recht? Wußt ers ja lange,
Daß es endlich doch ſo kommen mußte.
Wollte ſtark ſein Herz ja bluten laſſen
Und ſich freun am Glücke ſeiner Freunde.
Wars denn ſtark, den Frieden zu zerſtören,
War das ſeinen Freunden Treue halten?
Langſam, um ſich ja nicht zu verraten,
Kroch er taſtend durch der Bäume Schatten,
Seitwärts an der weißen Dornenhecke,
Wo die Nachtigall noch immer klagte.
Und wie er noch einmal um ſich ſchaute,
Sah er, wie die bleiche Waſſerroſe
Grade aufſtieg aus dem Wieſenteiche.
Da erfaßt ihn Grauen, und in weitem
Bogen rannt er um des Dorfes Hütten,
Immer fürchtend, jener Glück zu ſtören.
Auf dem Berge, wo zum letzten Male
Er die Kirchturmſpitze ſehen konnte,
Sank er nieder auf die rote Erde,
Und er ſtöhnte, wie zu Tod getroffen,
Dumpf und heiſer, aber keine Thräne

Kam ihm leiderlösend in die Augen.
Alles Glück und alle Lebensfreude
Wollt er gern der harten Heimat lassen,
Nur die Treue wollt er mit sich nehmen.
Und zur selben Zeit, da ers begraben,
Sprachen auf der Wiese die zwei andern
Nur von seinem Glück, und beide wolltens
Freudig ihm von ganzem Herzen geben.
Als sie hinterm Hofe auf ihn harrten,
So wie er es sie geheißen hatte,
Und von Abschied sprachen und der Zukunft
Und dem neuen Leben auf der Schule,
Ueberkam die Freundin banges Fürchten,
Daß die sonngen Tage seiner Kindheit
Lange schon von ihm vergessen seien,
Fühlte haltlos sich und ganz verlassen,
Weil vielleicht sie eine Blume hegte,
Deren Blätter schon der Wurm benagte. —
Und dem Freunde schien sie nie so reizvoll
Wie an diesem Abend, wo sie, sinnend
Neben ihm auf weichem Moose sitzend,
Mit den dunkeln Augen zu ihm aufsah,
Drin die Leidenschaft verborgen glühte,
Drin der Zauber eines heißen Südens
Sich mit deutscher Mädchenanmut paarte.
Wie von einem Frühlingstraum befangen.
Wollt er sie in seine Arme schließen,
Und da war es denn von selbst geschehen,
Daß sie sich nicht mehr zu helfen wußte,
Daß sie plötzlich alles Leid und Bangen
Ihm, dem fremden Freund des Freundes, klagte.
Der erschrak zuerst bei dem Gedanken,
Daß er allzurasch die wilde Rose,
Die so unberührt im Walde aufwuchs,

Hatte brechen wollen; fühlte aber,
Leicht ſich ſelber tröſtend, wie er gleich ſchon
Seinen Frühlingsfrevel ſühnen konnte.
Denn er wußt es jetzo zur genüge,
Wie es um den andern ſtand, wenn der auch
Nimmer ihm bekannt ſein gleiches Fühlen.
Ja, nun wußt er auch, warum begeiſtert
Jener immer ſprach vom alten Pfarrer
Und von dieſer ſtillen Kinderwieſe.
Auch warum er einmal beinah gröblich
Ihn verwieſen hatte bei den Worten,
Daß verliebt er in die Konſultochter.
Grade ſo war ja der alte Schulze,
Der im Beiſein andrer faſt mit Härte
Seinen Jungen zu behandeln pflegte,
Weil er nicht nach außen zeigen wollte,
Wie er ihn noch trug in ſeinem Herzen.
Ja, ſo wars, ſo war die Art des Landes.
Eifrig griff er ihre beiden Hände,
Und ſie dann verſichernd ihres Glückes,
Sprach von Liebe er und goldenen Tagen.
Und wie ſie nun wieder zu ihm aufſah,
Traf ein Blick ihn, ſo unſäglich dankbar,
Daß er übermütig, leichten Herzens
Ihre Hand an ſeine Lippen führte.
Dieſes war die Zeit, da in der Nähe
Der, von deſſem Glück die Zweie ſprachen,
Seine Hand vergrub in weichem Mooſe
Und ſein Herz vom Dolch durchſtochen fühlte.

Wie der Schrecken kam am andern Morgen,
Wie die Eltern ihre Hände rangen,
Wie der Freund die Gegend ließ durchſuchen,

Davon ſpricht man heute noch im Dorfe.
Und dort oben auf dem Elchenberge,
Wo das Morgenleuchten, prangend, wärmend,
Eben ſtrahlen wollte, zog nun plötzlich
Dunkle Nacht herauf mit Froſt und Schauern.
Und die Blume aus dem reichen Süden,
Welche leidenſchaftlich Licht verlangte,
Doch zugleich aus ihrem Mutterboden
Jene Ständigkeit geſogen hatte,
Welche ein Verpflanzen nimmer duldet,
Konnte drum dem unbarmherzigen Froſte
Nicht entrinnen und ihn nicht ertragen.
Sorglich pflegt ſie der verſtändige Vater,
Und der Schulze, ſelbſt in Gram verkümmernd,
Suchte wohl mit kräftgem Wort zu tröſten,
Wenn ſie traurig von dem Elchenberge
Abends zu dem Schulzenhof hinabſtieg,
Mit der Mutter ſaß in ſtiller Stube.
In der Stube aber aus dem Fenſter
Sah man juſt die alte Eichenwaldung,
Drin die Kinderwieſe lag verborgen
Mit dem dunkeln Teich und mit den Roſen.

Dreimal hielt mit Sonne, Sang und Freuden
Frühling frohen Menſchen ſeinen Einzug,
Und mit jedem Jahre war die Hoffnung
Auf ein Wiederkommen des Verlornen
Tiefer in das Wintergrab geſunken,
Und allmählich ward ſie ganz vergraben,
Ganz zerdrückt von Schnee und ſtarrem Eiſe.
Wie denn einmal nach der Sommerblüte,
Ging der Konſul mit dem alten Schulzen
Von dem Elchenberge auf den Kirchhof,

Um ſein einzges Kind ins Grab zu legen.
Leuchtend ſpielte juſt die Abendſonne
Auf dem grünen Moos des alten Turmes,
Und verloren von der Dornenhecke
Klang das leiſe Nachtigallenklagen.
Als der Zug am Schulzenhof vorbeiging,
Stand die Mutter vor der großen Einfahrt,
Faßte wieder ihre Linnenſchürze,
Um die feuchten Augen ſich zu trocknen,
Denn ſie träumte, daß die ſtillen Menſchen
Dort ihr eignes Kind zu Grabe brächten.

Wieder wars ein heller Frühlingsmorgen,
Jubelnd ſtiegen Lerchen von den Aeckern
In die weiten, blauen Himmelshöhen,
Langſam trieb der Schäfer ſeine Herde,
Kinder ſpielten mit den jungen Kätzchen,
Und es lag der Friede ernſter Arbeit
Ausgebreitet überm ganzen Dorfe,
Als zwei Männer in den beſten Jahren
Ueber jene weiße Brücke gingen.
Sieben Sommer waren hingegangen,
Seit der Schulzenſohn davongeflohen.
Das Gelöbnis, das an jenem Abend
Er ſich ſtöhnend abgerungen hatte,
Trieb in alle Welt ihn ſieben Jahre.
Und nun durfte er es wieder wagen,
Ohne Furcht, den Frieden zu zerſtören,
In der Heimat ſeinen Freund zu ſuchen,
An dem Glücke beider ſich zu freuen
Und zugleich an ſeiner eignen Stärke.
Wie es kam — die beiden Freunde gingen
Durch die Wieſe zu dem ſtillen Kirchhof;

Dorten ſtehn auf einem Grab zwei Eichen,
Um zu ſchützen viele kleine Veilchen.
Treue Veilchen, gar ſo oft zertreten,
Weil ſie ſtill in ſich verſchwiegen blühen,
Weil ſie nicht wie Roſen offen glühen.

Schwere und leichte Herzen.

Wem ein Gott
In der grausamen Stunde,
Da er ihn schuf,
Zum sonnendurchglühten,
Speerwurfsfunkendurchsprühten,
Heißen, staubigen Leben, —
Wem da ein Gott
Ein Herz gegeben,
Zu weich in Leiden,
Zu reich in Freuden, —
Dem pflügt sein schwerer Geist
Des dunklen Lebens
Tiefste, schwärzeste Furchen auf.
Der wühlt mühsam
Aus der scholligen Erde
Wie große Steine die großen Gedanken.
Und des übernächtigen Zweifels Sorgen.
— Weite hakende Wurzeln, —
Pflügt sein Geist
Aus des Lebens finsterer Furche!
Die dunkeln Jahre
Machen ihn müd und still,

Die keuchenden Tage hinter dem Pflug
Zerren die Stirn in Falten.
Und unwillig und unbefriedigt
Wie durch den Dornenkranz seiner Wochen
Geht er zum Grabe,
Das ihn mitleidig umschließt. —
Denn glücklich ist nur
Das starkknochige Geschlecht,
Dem der Scholle Kot
An die sehnigen Kniee spritzt
Und sie nicht ermüdet!
Ihnen gleiten die Tage vorüber
Gleichmäßig, friedlich,
Wie die Perlen durch des Betenden Hand.
Nicht entzückt ihre Seele
Der Rose Düften,
Aber es bricht auch der Dorn
An den harten Schwielen ihrer Hände
Und ritzt sie nicht.
Des Feldes gelbe Aehren
Neigen sich schwer,
Leise wiegend
Ihrer runden Sichel
Am Abend des Jahres,
Und nahet der Tod,
So ebbt ihre Seele
Still und sanft
Wie eines Waldsees Welle,
Die sacht aufschäumt am kiesigen Strande
Und rückgleitend zerfließt. —
Doch auf dem Wege
Bleiben die Spuren,
Die des Wandelnden Schritt zurückließ,
Und aus den Spuren

Richtet die Nachwelt.
Sie preist die leidenden,
Mühenden Herzen,
Denn machtvoll grub ihre Faust
Der Entwicklung Rune
In der Geschichte spröde Tafeln
Für alle Zeit.
Sie haben die Zweifel und Sorgen,
Die Qualen und Leiden vieler
Vorweg genommen und gelitten
Am eigenen Fleisch,
Und ihrer denken wir
Als der Erschließer
Gewaltiger Strecken im Reiche der Geister,
Während die Glücklichen
Das Vergessen deckt,
Wie ihrer Gräber grasumwachsene Hügel
Der bröckelnde Stein!

Börries von Münchhausen.

Ketten.

Einſt wollte das Herz in der Jugend Luſt die Welten
in Liebe umfaſſen,
Doch hat mich die Welt meine innere Glut mit Qualen
entgelten laſſen,
Es ſchlug meine Liebe um All und Herz manch zartes und
ſchmerzendes Band,
Es ſchmiedete mich an jegliches Ding meine eigene ſtürmiſche
Hand.

Wie zieht es das Herz zu der Wahrheit hin, der leuchtenden,
ſchleierloſen,
Wie locken auch dunkel geheimnisvoll des Zweifels umdornte
Roſen,
Ein zitternder Faden von flüſſigem Gold zieht hin mich zur
Sonne, zum Licht,
Zu den nächtlichen Sternen ein ſeiden Geweb, — ich fühls
— doch ich ſehe es nicht.

Es umrankt mit Tönen die Melodie mein Herz und ſchmiegt
es an Lieder,
Zum Blumenantlitz der Roſe zieht der ſammtene Hauch
mich nieder,

Es hat dein Lächeln mein Auge gebannt, ſtill war und
ſonnig die Stund,
Es ward dein Kuß zur Feſſel mir für den ſelig verſtummenden
Mund.

So hab ich mich ſelber in Ketten geſchmiegt, mir ſelber die
Ketten gegoſſen,
So hab ich in Freude und hab in Leid mich an tauſend
Weſen geſchloſſen;
Und bebt ihre Bruſt von der Freude Hauch und zittert ſie
leiſe im Schmerz,
Stets fühlt das Band, das ſo grauſam es hält, das eigene
zuckende Herz.

Aus dem Franzöſiſchen des Sully Prudhomme von
Börries von Münchhauſen.

Die zersprungene Vase.

Siehst du die Vase, drin die Rose stirbt?
Ein Fächerschlag hat achtlos sie berühret,
Leicht war der Schlag, — doch war für sie zu hart,
Hat auch kein Ohr den leisen Klang gespüret.

Der schmale unbemerkte Riß er schlich,
An dem Kristalle nagend, immer weiter,
Es zog sein Pfad sich um das schlanke Glas,
Ward tötlich, unerbittlich, immer breiter.

Das frische Wasser sickert langsam fort,
Es starb der Blume Leben, durstbezwungen,
Wohl hat dein Auge nicht den Riß bemerkt,
Doch rühre nicht daran, — sie ist zersprungen! — —

So trifft oft achtlos eine liebe Hand
Das Zarteste im Herzensheiligtume
Und leise weiter sich die Wunde schleicht,
Und leis verwelket seiner Liebe Blume.

Noch scheints der Welt zwar heiter und gesund
Doch ist zu tief der feine Schmerz gedrungen,
Ob schmal die Wunde auch, die tief es traf,
Doch rühre nicht daran, es ist zersprungen! —

Aus dem Französischen des Sully Prudhomme von
Börries von Münchhausen.

Vater und Sohn.

Jüngſt ging des Abends ich allein
Nach Haus beim hellen Mondenſchein.
Ich ſchreite gradaus für und für,
Da ruft es plötzlich hinter mir:

„Warum, Geſelle, ſo allein?
Wo haſt du denn dein Schätzelein?“
Ich ſchreite weiter unmutsvoll
Und weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

„Ei, noch vor einer kurzen Friſt
Haſt du beim Mondſchein ſie geküßt.“
Das war mir wirklich doch zu dumm,
Ich drehe mich geſchwind herum

Und ſehe, nein, ihr glaubt es nicht,
Dem Vollmond grade ins Geſicht.
Er grinſt ſo ſchadenfroh und frech,
Das nenn ich doch wahrhaftig Pech;

Denn wirklich, das bekenn ich frei,
Der wußt es, denn er war dabei.
„Ach, liebſter, beſter Mond, erzeig
Dich freundlich mir und, bitte, ſchweig.

Ach, bitte, ſei ein guter Mann
Zeigs meinem Vater doch nicht an,
Daß ich bei deinem hellen Schein
Ein Mündchen küßte, rot und klein.“

Da ſchmunzelt er, verziehts Geſicht:
„Warum denn juſt dem Vater nicht?
Dein Vater“, ſagt er und er lacht,
„Hats früher ebenſo gemacht.“

Hermann von Hoffmann.

Nächtliche Stille.

Die grauen Nebel lagern ohne Regung
Silberumrändert in dem Mondenlicht.
Und Stille rings. Die eigene Bewegung
Ob man sie hört, man weiß es selber nicht.

Nur manchmal fällt ein Apfel dumpf hernieder;
Und eine wilde Taube fernher lacht
Ein-, zweimal — dann verstummt sie plötzlich wieder,
Und groß und schweigend liegt die Sommernacht.

Carl von Arnswaldt.

Der geprellte Tod.

Ein klarer Herbstmorgen. Wie lachende Freude liegt es über dem Lande. Glitzernd in der Frühsonne wiegt sich Altweibersommer durch die Luft und bleibt hier und da, ein langes, dünnes Fähnchen, an den in der Haide wild aufgewachsenen, struppigen Kiefern und an behäbigen, wohlgenährt ausschauenden Wachholderbüschen hängen. Die ganze Natur ist erfrischt und verjüngt, Tautröpfchen blitzen an den Gräsern, und bunt schillernde Käfer rennen dazwischen hin in hastiger Thätigkeit. Und einen Dankpsalm jubelnd schwingt sich eine Lerche empor in das blaue Luftmeer.

Heut hält es auch den Tod nicht; er hat sich mit großen Schritten nach dem Haidemoor aufgemacht und will auf die Jagd gehn. Und das Glück meint es gut mit ihm: noch keine Viertelstunde hat er, hinter Büschen sich versteckend, gesucht, da sieht er, kaum fünfzig Schritt entfernt, einen starken Rehbock, wie er im Anfang still steht und dann die ruhigen Schritte gerade auf ihn zu lenkt, langsam, den Gang immer wieder durch Aesen unterbrechend. Nun gilt es schlau sein; der soll ihm nicht entkommen. Vorsichtig duckt sich der Tod und kriecht lautlos noch den einen Schritt zu dem Graben, in dem er, gut zusammengekauert und verdeckt von den überhängenden Haidesträuchern und Grasbüschen, nicht

geſehen werden kann. Er kichert leis: der Rehbock kommt immer näher und wird — er zweifelt jetzt nicht mehr daran — dicht an ſeinem Verſteck vorbeikommen, und dann wird er, der immer junge Tod, mit ſchnellem Sprunge ſich auf ſein Opfer ſtürzen, es an der Gurgel packen und erdroſſeln. Jetzt ſteht der Bock wieder äſend ſtill, aber nur kurz, dann geht er langſam weiter und gerade auf die Stelle zu, wo der Tod ſich verbirgt. Der kann ſich kaum halten vor Freude und nur noch eine Sekunde, dann wird er emporſchnellen und . . . da — krach! fällt ein Schuß, er hört die Kugel über ſich hinpfeifen; der Rehbock, unverſehrt, geht flüchtig ab, und mit einem mißmutigen Blick ſieht ihm der Jäger nach, der jetzt ganz hinter der Wachholdergruppe hervorgetreten iſt und ſich anſchickt, nach Haus zu gehen.

Da wärſt du einmal wieder gehörig geprellt worden, du armer Tod . . . . .

Carl von Arnswaldt.

Verliebt.

Da hock ich am Zivilprozeß
Und möchte gern was lernen,
Jedoch der arg gequälte Geiſt
Entflieht in blaue Fernen.

Zu grauer Wolke wird die Schrift,
Die Paragraphen ſchwinden,
An einem fernen, lieben Ort
Muß ich mich wieder finden:

Ich ſitze auf der Gartenbank,
Es flimmern hell die Sterne,
Und neben mir ſitzt noch etwas,
Das hab ich ſchrecklich gerne.

Wir reden nicht, wir ſehen nicht,
Ich küſſe nur ein Mündchen,
Und wünſche, daß nie enden möcht
Dies wundervolle Stündchen.

Auf einmal öffnet ſich die Thür,
Ich fahr aus meinen Träumen;
Die Magd bringt eine — Rechnung, grient
Und fängt an aufzuräumen.

Kuno Graf Hardenberg.

Rätsel der Jugend.

Schwer lag der Juliabend auf der Flur.
Ein leises Säuseln spielte in den Linden
Und trug den Heuduft von den Wiesen her.
Schon stieg der Mond am Horizont empor,
Da trat ich froh, die dumpfe Last des Tages
Zurücke lassend, aus des Hauses Enge
Und schritt fürbaß, der kühlen Nacht entgegen.
Der Nachbar sieht mir spöttisch lächelnd nach,
Die Weiber aber grübeln hin und her,
Was ich wohl suchen gehe in den Bergen.
Ich aber, endlich draußen vor dem Dorfe,
Ich dehne meine Brust in Wohlgefühl,
Die Blicke wandern sehnend schon den Weg,
Und innen jauchze ich: Allein! allein!
Allein mit meines Innern leisen Stimmen,
Allein mit der Natur geheimster Regung!
Nun steigt herauf, ihr lieben Traumgestalten,
Du holdes Bild, das mir mein künftig Leben
In bunten Farben vor die Augen zaubert!
Mein Dichtertraum — ins Allerheiligste
Sonst stets verbannt, tauch diese Nacht empor

Und ſauge Kraft aus jener Sterne Gluten,
Aus dieſes Waldes tief geheimem Rauſchen,
Aus all der Wonne, die hier ſtrömt den Sinnen. —
Ja, allgeliebt von meinen Volksgenoſſen,
Still auf den reinſten Höhen hinzuwandern,
Im Dienſt des Wahren, Prieſter ewger Schönheit,
Und ſicher in dem weichen Arm der Liebe —
So haſt du, Herz, den kühnen Traum geſtaltet.
Kühl ſchauert rings umher das Laub der Buchen
Und weckt in mir ein leiſes, banges Echo. —
Hoch ſcheint der Mond herein —, ſteil geht der Pfad
Hinauf; hinauf! — Wie ſich die Muskeln ſpannen,
So pulſt das Herz auch ſchnell und jugendlich.
O Jugend! koſtbarer Beſitz und Schlüſſel
Zu allem Höchſten, das auf Erden lockt!
Dich hab ich ja! Du forderſt und verlangſt,
Die goldnen Thore ſpringen vor dir auf,
Den Sitz des Herrſchers nimmſt du lachend ein
Und drückſt die Krone dir aufs lockge Haupt. —
— So ſchwelgend in dem ſeligſten der Träume
Hatt ich des Berges halbe Höh erklommen.
Da ſah ich, wie die Sterne und der Mond
Verſchwanden hinter eilig ziehnden Wolken,
Und ferne donnerts wie verhaltner Groll.
Es ging ein Schauer zitternd durch die Wipfel
Und ſtreifte wie zur Warnung meine Seele. —
Wild freudig aber reckt ich mich empor.
Willkommen, Sturm! Du, raſende Natur,
Rühr auch in mir die tiefſten Gründe auf!
Die nackte Bruſt will ich dir brünſtig bieten,
Gieb du dafür mir deine Offenbarung!
Und weiter ſtürmt ich, — nur bergan, bergan!
Das Dunkel ſchwoll, es brauſte in den Wipfeln;
Durch Buſch und dichte Nadeln klomm ich aufwärts,

Bis plötzlich eine Lichtung vor mir lag.
Aus düsterm Moor Wachholderbüsche ragten
Gespenstisch dort, von Irrlichtern umgaukelt.
Die Wolken jagten tanzend drüber hin
Und stürzten jenseits sich von einem Felsen
Tief in den Abgrund wie zur Lust hinab.
Hier sank ich nieder, meine Augen starrten
In ein Gesicht, von giftgem Hohn verzerrt —
Ein Satyr schien es, der im Rausche raste.
Aus kleinen Augen blinzten List und Lüge,
In seinen Zügen fletschend stand der Geiz.
Mich widerte, doch konnt ich nicht entfliehen,
Und zischelnd, schlangengleich schlich sich sein Wort,
Mir Herz und Mark erkältend, in das Ohr:
„Sieh hier, wie's blitzt und gleißt und rollt und funkelt,
Gold — rotes Gold! Komm her, suchst du dir Kronen
In dieser Welt? Aus Gold sind sie geschmiedet,
Und Gold erwirbt allein, was du erstrebst!
Folg meiner Spur! Auf goldnem Wagen fahr ich
Als einzger Herrscher durch der Menschen Länder,
Und alle, alle spann ich in mein Joch.
Auch dich packt meine nie besiegte Faust.
Wag nur zu widerstehn! — Aus deinen Träumen
Soll dich des Hungers glühnde Zange reißen,
Im Staube kriechend sollst du hündisch betteln
Um einen Trunk, den heißen Gaum zu netzen!
Freiwillig folg! Gott Mammon lohnt dich gut.
In kühlen Gärten sollst du schmausend sitzen,
Dich sättigen an jedem Gut der Welt,
Denn es giebt keines, das nicht käuflich ist!
Ja, kaufen, kaufen! schreit man dir entgegen —
Du zeigst dein Gold — und bist ein Held, ein Gott!“ —
Als ob mir Bäche in den Ohren brausten,
So trafen mich betäubend diese Worte.

Tief in Entſetzen ſchaudernd ſank ich hin —
Iſt das die Welt, die meine Augen ſahen,
Und die mein Sinn ſo anders, anders dachte? —
Verzweiflungswahnſinn packte wild mich an,
Und auf den Abgrund ſchritt ich ſchwankend zu.
Da war mirs, als umfinge mich ein Arm,
Ein heißer Atem ſtreifte meine Wange,
Die ſchwüle Nacht benahm mir alle Sinne,
Die Glieder löſten ſich — ich ſank ins Moos.
Da ſah ich vor mir, wild und ſanft zugleich,
Ein Weib —, mit glühnden, rätſelvollen Augen,
Die üppgen Glieder in das Gras gebettet,
Mit weißen Armen, die ſich nach mir ſtreckten.
„Halt ein," ſprach ſie, „du wirfſt ein Leben weg,
Das du noch nicht beſeſſen und genoſſen.
Genießen! heißt das beſte Lied auf Erden.
Drum komm, bald biſt du müde, grau und alt,
Die Jugend iſt die einzge Lebenszeit.
Da mußt du keck nach ſüßen Früchten greifen!
Was du erſehnſt, iſt eitel Trug und Schein.
Der Augenblick —, das iſt die einzge Wahrheit!
Das iſt ein Brunnen, der dem Durſt behagt.
Du trinkſt mit Wonne und du wirſt nicht ſatt.
Verlangen und Genuß, Genuß — Verlangen
In ewgem Wechſelſpiel, ein einzger Rauſch —
Des Weines Gluten lohn durch deine Adern,
In Blumengärten weidet ſich dein Auge,
Im Ohre klingen ſüße Melodieen,
Und weiche Arme ſchlingen glühend ſich
Um deinen Leib — —, und ſo im Augenblicke
Haſt du die Welt und ihre Herrlichkeiten!" —
Als ſo ſie ſprach, da wars, als riß der Himmel
In ſeinem Innern brennend auseinander,
Und eine Larve aſchengrau erblickt ich,

Die Sünde grinste aus verzerrten Zügen,
Und in den Augenhöhlen stand der Tod.
Ein Donner krachte — meine Sinne schwanden. —
— Als ich erwachte, stieg die Morgendämmrung
Am fernen Horizonte rötlich auf.
Hoch über mir stand einsam noch ein Stern,
Und eine stille, kühle Luft umfloß mich.
Ich sog den frischen, reinen Morgenhauch
Inbrünstig in mein heißes Innre ein,
Und tief erquickt ließ ich die Augen schweifen.
Aus grüner Tiefe stiegen Nebelwölkchen,
Ein leises, leises Rauschen klang herauf,
Bald kam die Sonne auch im Purpurglanz,
Und funkelnd hing im grünen Tann der Tau. —
Da sah ich fern im Land der Menschen Städte,
Und düster drohend stiegen vor mir auf
Die Bilder dieser Nacht wie dunkle Schatten,
Und meine Seele schrie in irrer Qual:
„Du goldne Sonne — heilger Morgenhauch!
So rein, so göttlich — deckt ihr nur die Dünste,
Die aus der Niederung nach oben dringen?
Bin ich verdammt, im Staube hinzuschleichen,
Die Sehnsucht nach der Höhe stets im Herzen?"
Da wars, als wehte mich ein würzger Hauch
Hoch von den Riesenfichten droben an,
Und aus dem Nebel stieg ein holdes Bild,
Das meiner Muse milde Züge trug.
„Geh kühn hinab!" — so schien sie mir zu sprechen,
„Kein Wahn ist, was dein Busen heiß erstrebt!
Was du in selgem Jugenddrang empfunden,
Was du im tiefsten Herzen fühlst und glaubst, —
Dein Ideal — ist Wahrheit, deine Wahrheit!
Und nahen dir die düstern Rätsel wieder,
Dann flüchte dich beim ersten Morgengrauen,

Wo die Natur im tiefſten Innern zittert
Und die geheimſte Schönheit dir entſchleiert,
Auf dieſe Höhe, wo die Reinheit wohnt.
Hier trinke von dem köſtlichſten der Säfte:
Die reine, kühle Morgenluft des Himmels,
Den erſten, milden Strahl der Mutter Sonne,
So wandelſt rein und heiter du ins Thal.“ —

Hermann Stodte.

Das Mädchen.

So hat noch nie mich angesehn
Ein Mannesaug, ein Mannesaug,
Ich fühl, seitdem ist es geschehn,
Daß ich nicht mehr zum Scherzen taug;
Nun muß ich immer denken
Des Blicks, der mich umfing
Und sich wie reiches Schenken
Um die beglückte Seele hing.

Noch haben meine Finger nie
In Manneshand, in Manneshand
Geruht so warm, so selig wie
Heut, da ich ihren Druck empfand.
Der Blick und Druck verscheuchten
Mich aus der andern Schar,
Und wie ein großes Leuchten
Vor meinem Aug liegts immerdar.

Carl von Arnswaldt.

Aphorismen.

Die Civiliſation iſt nichts weiter als der vorſchriftsmäßige Kampf ums Daſein.

* * *

Die Diskretion iſt das Attribut der Männlichkeit.

* * *

Es giebt Rieſen, die nur deshalb Rieſen ſind, weil ſie ſich aus der Geſellſchaft der Zwerge nicht hinauswagen.

* * *

Wer wollen kann, kann alles thun; wer entſagen kann, kann alles haben.

* * *

Der gute Wille iſt oft nur eine ſchlechte Ausrede.

* * *

Wer nur nach Erfolgen urteilt, wird ſolche ſelten aufweiſen können.

Ödön von Máriáſſy.

In Stürmen.

Schrill pfeifend jagen Stürme
Durch die erſchreckte Welt,
Nur matt der Schein der Sonne noch
Zur Erde niederfällt;
Die Wolkenfetzen fliegen
Pfeilſchnell den Himmel lang,
Wie Dohlen, jählings aufgeſchreckt,
Fortflüchten todesbang.

Und wie ich alſo ſchaue
Der Elemente Kampf,
Da überkommt michs: könnt auch ich,
Zerzauſt in grauſem Krampf,
Dort hoch in Stürmen fliegen
Wild über Berg und Thal,
Vergeſſend in des Körpers Pein
Der Seele grimme Qual!

Carl von Arnswaldt.

Der Vergeßliche.

Humoriſtiſches Intermezzo

von

Börries von Münchhauſen.

*

Sie liebte ihn, — wenigstens glaubte er es, und da er der Tenor war und sie der Sopran an der Kgl. Hofbühne, so war die Sache wahrscheinlich.

Freilich, wenn er etwas bei der ersten Scene zugegen gewesen wäre, wo sie den Bariton mit dem Vorgebirgsbauch küßte, hätte er sich sagen können, daß sie den lieber mochte als ihn, aber da zog er, der Tenor, sich wahrscheinlich gerade die zu weiten Trikots an, — wir im Publikum bemerkten ihn wenigstens nicht auf der Bühne.

Er liebte sie also, was für ihn zweifellos recht unangenehm war, denn er wiederholte es etwa siebzehn Mal und kam jedesmal etwas höher in die Töne hinein und schließlich bebte er ganz oben auf einem c, — es kann aber auch ein o oder ein m gewesen sein, ich bin nicht musikalisch. Und da kam der Bariton und sang in der zweiten Stimme zu ihm, daß er sie liebte und sie ihn heiraten sollte. Da wurde der in der weiten Unterhose natürlich böse und schwur dem Manne mit dem Vorgebirge, ihn zu töten, und als er es wieder siebzehn Mal gesungen hatte, zog er einen auf beiden Seiten gleich stumpfen Dolch aus seinem Turnergürtel, — und der Vorhang fiel. Es war furchtbar traurig für den Bariton, und ich war ganz beklommen für ihn.

Da sagte jemand neben mir, — der Vorhang war noch nicht ganz herunter, — „Jaso, Auguste, was ich noch sagen wollte, ich habe auch im „Blade" gelesen, daß eine

neue, — na, — eine neue, — na — — Donnerwetter, wie heißt doch das Zeug, — — eine, — — eine, — — eine neue, — — warte mal, der verdammte Name muß mir doch noch einfallen, — weißt du nicht, Auguste, eine Fabrik für, — — — schockmillionen, wie heißt das verfluchte Zeug gleich!!" Auguste, — wenigstens glaube ich, daß sie es war, denn sie sah so sehr gewöhnlich und alltäglich aus, — erwiderte sanft:

„„Vielleicht Kattun, Rudolph, — oder Wachstuch?""

„Ach, Albernheiten, — — warte nur mal . . . ." und Rudolph saß mit zusammengefalteten Brauen brütend da. Auch ich dachte innig nach, denn es quälte mich selber und es war für mich doch gewiß schwierig zu überlegen, was in der neuen Fabrik hergestellt wurde, von der ich soviel wußte, wie eine Obstfrau von der versetzten Quart.

Unterdessen ging auch der Vorhang wieder auf, und damit dem Publikum die Geschichte nicht zu lange dauerte, sangen gleich drei auf einmal, was den Nachteil hatte, daß man keinen verstand. Da der Bariton ungeschwächt dabei war, so merkte ich (was ich mir gleich gedacht hatte), daß ihn der Tenor mit dem stumpfen Messer nicht totgekriegt hatte, und ich wurde wieder heiter. Dann gingen die drei weg, und es wurden die Lichter vorn an der Rampe etwas niedriger gedreht. Ich dachte erst, sie hätten geschwalcht, aber der Tenor kam gleich von rechts hereingeschlichen und sagte, es wäre nun Nacht. Darum spielte auch die Musik etwas leiser, aber es dauerte nicht lange, denn der Mann sang ganz unvernünftig laut, und der Kapellmeister wollte sich natürlich nicht unterkriegen lassen. Dann legte er, — natürlich nicht der Kapellmeister, — eine Leiter an, um sie zu entführen, und das war sehr schwer, bis er an dem Leinwandhause die Holzlatte gefunden hatte, wo die Leiter fest stand. Aber es glückte, sie schlief gerade diese Nacht anscheinend in einer Art Morgenneglige, kletterte mit hinunter

und schrie dann noch einige Mal, als er sie fortzerrte, und der Vorhang fiel. Was würde nun der Bariton sagen?

„Das verfluchte Zeug!“ sagte der Mann neben mir. „Warte mal, eine Fabrik für — — — eine neue Fabrik für — — Auguste, wie heißt denn das gleich, — im Keller, — an den Wänden, — na, du weißt schon!“ „„Meinst du die Feuchtigkeit, lieber Rudolph,““ sagte seine Frau milde. „Ach, Blödsinn,“ fuhr er auf, „das weiße, eklige, — Donnerwetter, wie heißts nur!“

Da sagte Auguste plötzlich: „„Ja so, jetzt weiß ich aber, was du meinst, es ist so feucht, wenn mans anfaßt, und heißt . . .““ Er strahlte rosig. „Na ja, wie heißts doch gleich?“ Seine Frau wurde ernst: „„Es heißt . . . . es heißt, — — na warte, gleich hab ichs, es fängt mit einem S an — — — —.““ Beide wurden wieder still. Er begann gerade wieder: „Ja, ja, es fängt mit S an und es kommen zwei e drin vor, —“ da hob sich der Vorhang über dem letzten Akt. Der Tenor hatte ihr anscheinend gleich nach der Entführung ihre Toilette nachsenden lassen, denn sie erschien jetzt wieder in einem andern Kostüm und jammerte zum Steinerweichen über ihre eigene Schlechtigkeit. Und wie sie darüber nun immer mehr und mehr schrie und zeterte, geriet sie natürlich in Rage, lief einige Male von den kleinen Lämpchen vorne zu der sanftwallenden Stubenwand hinten, und dann von der Stubenwand (die eigentlich eine Leinewand war) wieder vorn zum Souffleurkasten und sagte, sie wollte ihren Entführer töten. „Hier diesen Stahl bohr ich ins falsche Herz,“ behauptete sie wiederholt und suchte dann in allen Taschen nach dem Blechdolche, der sich, wie vorhin beim Tenor, ohne Futteral (denn ordentlich sind solche Leute ja nie!) im Gürtel vorfand. Da kam der Tenor herein, und wie sie den langen Schlaks so ansah, schien ihr die Sache doch wieder bedenklich zu werden. Aber sie guckte auf seine Beine, um die das Trikot hing, wie ein Betttuch

um eine Bohnenstange, stürzte vor und steckte ihm sorglich das blecherne Instrument oben in die Weste. Er aber that, als ob es sein Ende sein sollte, sang erst noch eine Arie von 166 Zeilen und legte sich dann, weil er nun tot war, vor sie hin. Inkonsequent, wie ein Sopran ist, heulte sie nun furchtbar, und als nun in höchster Aufregung der Vorgebirgler hereinstürmte, da zog sie den Dolch wieder aus der Weste des Tenors und stach sich selbst tot, — es war furchtbar ergreifend!

„Jaaaa, — — — es — kommen — zwei — e drin vor", sagte Rudolph neben mir und klatschte gewohnheitsmäßig — „man muß doch auf so was kommen — — es wird zum Düngen verwandt, — warte mal — —." „„Guano?"" meinte Augustchen. „Quillt der bei dir aus den Kellerwänden?!" wütete der Mann. Da legte ich mich ins Mittel und fragte bescheiden, ob er vielleicht Salpeter meine. Sein Gesicht leuchtete auf, wie das des großen Christoval, als er zuerst Amerika sah. „Ach, Unsinn, Salpeter!" rief er. „Aber jetzt hab ichs, — Chilisalpeter, — was ich also sagen wollte, Auguste, es ist eine neue Chilisalpeterfabrik eröffnet worden!" „„So,"" sagte Auguste und erhob sich gähnend, „„hast du auch die Garderobezettel noch?"" —

Und sie gingen gleichmütig hinaus.

Ende vom Lied.

Mit einem Male zerſtoben
Die Träume, ſo ſüß und toll, —
Nun weiß ich nicht, ob ich lachen,
Nicht, ob ich weinen ſoll.

Mit abgrundtiefen Augen
Eine ſchöne Fraue war, —
Ich klage an meine Jahre,
Meine zweiundzwanzig Jahr!

Börries von Münchhauſen.

Sprüche.

1. Der Tugend Preis.

Wer immer wahre Tugend liebt,
Wünſcht ungeprieſen auch zu leben.
Wenn man der Tugend Preiſe giebt,
Wird leicht die Tugend preisgegeben.

⁂

2. Reich und arm.

Glaub mir, ich bin gar ſehr geplagt,
Hat mich das Glück auch reich geſegnet,
Da mir ins Haus, Gott ſeis geklagt,
Bittſchrift um Bittſchrift täglich regnet.

Der arme Schlucker, der dies hört,
Erſtaunt ob ſolchen Worts nicht wenig.
Wenn eines Aermern Bitt ihn ſtört,
Dünkt er ſich mächtig wie ein König.

⁂

3. Modernes Dichten.

Die Dichtkunſt Deutſchlands liegt im Schlafe,
Die ruſſiſche iſt fieberkrank,
Und die franzöſiſche, die brave,
Wählt den Abſinth zum Lieblingstrank.

So ſehn wir Deutſchlands Dichtkunſt träumen,
Indes die rußſche phantaſiert,
Und Frankreichs Geiſt, ſtatt Witz zu ſchäumen,
Ganz realiſtiſch deliriert.

Karl Leibl.

Lenzjubel.

So übermütig ſpektakelt der Bach,
In den Hecken ſchlagen die Finken,
Die Schindeln auf dem Kirchendach
Leuchtender, lachender blinken.

Das iſt der große König Mai,
Der hat den Feind geſchlagen,
Der hat mit jubelndem, jauchzendem Schrei
Luſt in die Welt getragen. —

Ich weiß mich vor Wonne zu faſſen kaum,
Ich kann nur ſpringen und ſingen
Und träumen ſüßen Maientraum; —
Und rings dies ſelige Klingen!

Die Knaben ſpielen im Sonnenglanz,
Nach Scherzen und Streichen auslugend,
Und die Mädchen tanzen den Reigentanz;
O du thörichte, ſelige Jugend!

Carl von Arnswaldt.

In Träumen.

Stille ſteht die Luft.
Rings kein Ton. Ein Kuckuck ruft
Nur von Zeit zu Zeit
Die melodiſch ſüße Klage weit
Uebers lauſchend ſtille Land.
Und ich ſtehe wie gebannt.
Eigen iſt zu Sinn mir: kaum
Weiß ich, ob dies Wachen iſt, ob Traum,
Ob ich noch, umhergeſchleudert wild,
Leb in Sehnen, ewig ungeſtillt,
Ob nicht längſt ſchon, himmelglanzumloht,
Mich zum Frieden führte ſanft der Tod.

Carl von Arnswaldt.

Der Wanderer.

(Frau L. Richter zugeeignet.)

Ich zog durch die Welt, die sonnige Welt,
Ich sah, wie die Woge am Norddeich zerschellt,
Ich sah, wie die Alpen träumten im Licht
Der scheidenden Sonne, — und rastete nicht.

Ich zog als Zigeuner auf staubigem Pfad,
Und fahrendem Volk war ich oft Kamerad,
Ich teilte mein Brot wohl mit manchem Mann
Und küßte manch Mädchen, — und zog von dann.

Meine Seele muß wandern und sehnt sich zum Licht,
Und ich suche die Ruhe und finde sie nicht,
Ich verkling wie mein Lied in der Ferne gar schnell:
„Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell!"

Börries von Münchhausen.

Seelenfrühling.

(Frl. E. S. gewidmet.)

Ein Frühlingsmorgen. Von den Höhen
Ergießt ſich der geſchmolzne Schnee.
Des Himmels wolkenloſe Räume
Beſpiegeln ſich im klaren See.

In treuer Liebe uns umfangend
Und traulich Wang an Wang geſchmiegt,
So ſaßen wir, vom leiſen Rauſchen
Des Bachs in halben Schlaf gewiegt.

Mir wars, als träumte ich den Himmel,
Die Stunde ſchien mir ein Gedicht,
Aus deinen blauen Augen ſtrahlte
Der erſten Liebe heilges Licht.

Und leiſe gings durch meine Seele
Gleich einem gottgeſandten Hauch,
Es ſchmolz des Zweifels eiſge Kruſte,
Und Frühling ward es in mir auch.

Hermann von Hoffmann.

Entdeckung.

Mir wogen im Hirn
Wandernde Bilder.
Das Blut in der Stirn
Kreiſt mir wilder.

Ich ſchaue verzückt,
Mein Auge wird lichter:
Bin ich verrückt?
Oder ein Dichter?!

Alfred Böhme.

Mutter Maria.

Das letzte Lied verklang vom hohen Chor,
Und einen letzten Segen sprach der Priester.
In stillem Beten neigten sich die Häupter
Der Gläubigen, und dann mit flüchtgem Finger
Das letzte Kreuz auf Stirne, Mund und Brust.
Und mächtig fiel die Orgel wieder ein,
Hinschlürften tausend Füße zum Portale,
Und von den vielen Händen zitterte scheu
Im Marmorbecken das geweihte Wasser.

Der Küster kam und blies die Lichter aus.
Das letzte glomm, — verglomm so schnell und ängstlich,
Wie aus dem Sterbehaus der letzte Gast
Mit scheuem Rückblick auf die Straße eilt.

Und Einsamkeit mit großen Augen stand
Am Hochaltar, hoch über dem am Bogen
Des Kreuzgewölbes sacht der letzte Atem
Des Weihrauchs flüchtig wehte und zerging. — — —

Da raffte auf behutsam ihr Gewand
Maria, und sah vorgebeugt hernieder,
Daß eben frei der schmale, weiße Fuß.
Dann faßte sorglich fester ihre Hand
Um Jesu, und vom heilgen Bilde droben
Stieg sie ins Schiff der öden Kirche nieder.

Des Kleides Zipfel zog sie zärtlich wärmer
Um ihren nackten Knaben, der schon schläfrig
Mit rosger Hand nach ihrer Wange griff,
Und ging mit leichten, wiegenden Schritten auf
Und ab den freien Platz vorm Hochaltare. —

Leis summte sie ein kindlich Schlummerlied.

Am Mittag war es. Draußen auf der Straße
Im weißen Mehlstaub schilpten laut die Spatzen,
Von fern im Dorf klang helles Mädchenlachen
Und „Ringel—Ringel—Reihen—Rosenkranz".
Dazwischen langgezogne, leise Töne
Der Ziehharmonika, die immer wieder
Das traurige Lied verwaister Liebe spielte,
Das alte Lied: „Ach, wie ists möglich dann!"
Maria lauschte auf die fernen Klänge,
Und um das vorgeneigte schmale Haupt
Hinflossen glänzend durch die bunten Fenster
In hundert Farben wirre Sonnlichtsträhne.

Beim Auf- und Abgehn blitzte plötzlich hell
Ein gläsern Perlchen auf der Mosaik
Des Bodens, — wohl von einem Rosenkranze.
Da lächelten die dunkelroten Lippen
Der Jüdin, und wehmütig lächelnd schob
Sie mit dem weißen Fuß die Perle fort.

Aufwachte Jesus da, und seine Aermchen
Umschlangen zärtlich seiner Mutter Hals
Und immer wieder küßten sich die beiden.

Maria aber ging zum Chorgestühl
Und setzte sich. Es flocht sich schwarz ihr Haar
Durchs dunkle Blattwerk der geschnitzten Lehne.

Ihr blaues Kleid ſchob vorn ſie auseinander,
Und eine leichte Röte überflog
Die halbgeſenkte, hohe, weiße Stirn,
Dann ſtillte ſie das Kind.
Mit beiden Händchen
Griff da der Knabe nach dem vollen Buſen,
Die weiche Knoſpe ſeines feuchten Mündchens
Hing an der Bruſt, die zwiſchen bleichen Fingern
Das Weib ganz ſanft dem Kind entgegendrängte.
Das trank und trank und ſah voll tiefen Glücks
Zur Mutter auf, die ſelig lächelte
Mit wimperdunkeln, ſüß verträumten Augen.

Ganz ſtill, ganz ſtill wars in dem hohen Raum. —
Die Fliegen ſummten droben an die Scheiben
Und ein verirrter Falter ſaß am Fenſter
Und ſchlug die ſeidnen Flügel auf und nieder.
Von Zeit zu Zeit nur klang ein fröhlich Schmalzen,
Wenn tief der Knabe friſchen Atem holte.

Und leiſe rankte um die mächtgen Säulen
Und blühte bis hinauf ins Bogendämmer
Das alte jüdiſche Kinderlied.

Börries von Münchhauſen.

Du sollst es nicht.

Du ſollſt mir deine Hand ſo lang nicht geben,
Weiß du nicht, daß in mir
Die Wellen zweiundzwanzigjährigen Blutes beben?!

Du ſollſt bei Nacht mir nicht im Traum erſcheinen,
Du weißt es doch, wie oft
Gleich Wolken wehe Träume durch meine Lieder weinen!

Du ſollſt ſo tief nicht mir ins Auge ſehen,
Du weißt, wie durch mein Herz
Die Leidenſchaften wandernd wie große Stürme gehen!!

Börries von Münchhauſen.

Klare Herbsttage.

Im Sturm verging die Roſe,
Nur noch die Herbſtzeitloſe
Schaut aus dem Wieſengrün;
In langen Wanderzügen
Wildenten ſüdwärts fliegen,
Wo ewge Sommer golden glühn.

Schon werden kurz die Tage;
Wie längſt verklungne Sage
Liegt fern der Sommerglanz.
Die Luft ſo herbſtlich ſchweigend!
Ich geh, das Haupt tief neigend,
Umſpielt von letztem Mückentanz.

Carl von Arnswaldt.

Lied der Freude.

Nun tritt noch einmal an zum Freudentanze,
Mein Lied, und lache fort, was dich bedrückt.
Noch einmal badet sich in selgem Glanze
Die Welt, die sich mit roten Rosen schmückt;
Noch einmal stürmt in ausgelaßnen Sprüngen
Der Sommer an und jauchzt sein Evoë!
Schwer biegen übern Zaun sich die Syringen,
Und Sonne, Sonne rings, wohin ich seh.

Im Busche sucht sich eine sichre Stätte
Der Fink und füllt die Luft mit Liedern ganz,
Von Amoretten eine lustge Kette
Tanzt singend Ringelringelrosenkranz;
Und auf dem Flusse zittern wirre Funken,
Libellen flattern drüber durch die Luft.
Sonst keine Regung. All die Welt liegt trunken,
Berauscht von dieses Sommers schwülem Duft.

Carl von Arnswaldt.

Dem Freunde.

Bedenk, du haſt mit mir den Bund geſchloſſen,
Den Freundſchaft treu das ganze Leben hält,
In deinem Auge blüht mir nun die Welt,
Da ganz mein Herz in deines ich ergoſſen.

Doch nimmer liegt der Liebe Kreis beſchloſſen —
Sie bleibt nicht ſtehn vorm blauen Himmelszelt,
Durch Furcht und Zweifel dringt ſie wie ein Held.
Bis alle Schatten ſind in Licht zerfloſſen.

Drum laß vereint uns nach dem Höchſten ſtreben,
In uns vereint der Gottheit Tempel bauen,
Derſelbe Glaube führ uns durch das Leben.

O wenn wir dann in heilger Andacht ſchauen
Der Gottheit hehr und unbegreiflich Weben:
Wie ſchmilzt das Herz uns da vor Wonn und Grauen!

Walther Brecht.

Das Erbteil.

Skizze

von

Karl Leibl.

*

Dieser kleine Bursche, dem die folgenden Zeilen gelten, hatte ein gelbliches Gesicht, doch seine Wangen waren rot und schienen stets in Fieberglut zu brennen. Die Züge waren scharf wie die eines Erwachsenen, und der zusammengepreßte Mund deutete auf jene Eiseskälte des Gemütes hin, die nur dem Genie und dem Verbrecher eigen ist.

Lauernd stand jetzt der Knabe an einer Straßenecke und blickte mit lüsternen Augen nach zwei Altersgenossen hinüber, die eifrig und erhitzt den Kreisel schlugen, der in weiten Sprüngen bald zu dem einen, bald zu dem andern hinflog. Je weiter der Sprung des Kreisels war, um so stolzer blickte der Schläger ihm nach und wartete dann mit ernstem Eifer, bis das buntbemalte Spielzeug von dem Gegner zurückgeschleudert wurde.

Der größere der Knaben war seinem Genossen entschieden überlegen. Er verdankte dies aber nicht so sehr seiner Stärke und Geschicklichkeit als vielmehr seiner Peitsche, denn er hatte die Schnur durch einen schmalen Lederriemen ersetzt, und wenn dieser den Kreisel faßte, flog er mit solcher Wucht dahin, daß mancher der Vorübergehenden in ärgerliche Ausrufe ob dieses gefährlichen Spiels ausbrach.

Jetzt hatte der Größere den Kreisel mit wuchtigem Schlag wieder zurückgetrieben und hielt, während er mit sichtlicher Befriedigung ihm nachschaute, beide Hände mit der Peitsche auf dem Rücken. Diesen Augenblick hatte der

Beobachter an der Ecke erwartet. Mit einigen Sätzen war er hinter dem Ahnungslosen, entriß ihm die Peitsche und floh unter lautem Hohnlachen in die Nebenstraße. Verdutzt sah sich der Größere um und nahm sogleich die Verfolgung auf. Vergebens. Schnellfüßig eilte der Bursche einem Hause zu, das keine fünfzig Schritt entfernt war, und der Beraubte, der das Nutzlose seiner Verfolgung einsah, mußte sich damit begnügen, durch laute Schmähungen seiner Wut Luft zu machen.

Als der kleine Straßenräuber in das Haus hineinstürmte, prallte er gegen eine weibliche Person in tiefer Trauer.

— Um Gotteswillen, Gustav, wo kommst du denn wieder her? Hast du denn gar kein Gefühl dafür, daß dein Vater auf der Totenbahre liegt? Geh auf dein Zimmer und verhalte dich ruhig. Kinder, deren Vater gestorben ist, laufen nicht auf der Straße herum. —

Gustav ging schweigend die Treppe hinauf und betrat sein kleines Zimmer. Im Hause war es still. Hie und da ging eine Thür, und flüsternde Stimmen wurden vernehmbar. Der Knabe musterte seinen Raub. Er probierte die Festigkeit des Riemens und die Biegsamkeit des Stockes. Er schien befriedigt und legte die Peitsche auf den Tisch.

Der Vater auf der Totenbahre! Wie mochte er aussehen? Warum hatte er sich erhängt? Verfehlte Spekulationen hatte er sagen hören, aber er konnte den Sinn der Worte nicht fassen.

Er lauschte. Alles war ruhig im Hause. Leise öffnete er die Thür. Da drüben lag er! Der Knabe schlich hinüber und trat ein.

Sein Vater lag angekleidet auf einem Bett und hatte die wachsfarbenen Hände gefaltet. Auf einem Tischchen brannten zwei Kerzen und verbreiteten einen leichten Duft im Gemach. Das Gesicht des Toten war blaß und fried-

lich. Mit einem Blick hatte der Knabe alles erfaßt, dann aber blieb sein Blick auf etwas Merkwürdigem hängen: Auf jedem Auge des Toten lag ein Geldstück. Es waren Thalerstücke, und die runden mattglänzenden Flächen gaben den unbeweglichen Zügen das Aussehen einer Larve.

Der Knabe war erstaunt. Er trat langsam an den Toten heran und fühlte mit dem Finger auf das kühle Metall. Endlich nahm er eines der Geldstücke herunter, und sowie er es entfernte, schlug der Tote langsam das Auge auf. Erschreckt fuhr der Knabe zusammen, aber er begriff sofort. Er drückte den Deckel wieder über das glanzlose Auge und legte den Thaler darauf.

In sein Zimmer zurückgekehrt, ließ ihm der Gedanke an die beiden Thalerstücke keine Ruhe. Er ging von Zeit zu Zeit in das Totenzimmer und sah nach, ob die Augendeckel sich noch öffneten. Sie schienen immer unbeweglicher zu werden, und nach einigen Stunden blieben sie geschlossen.

Gustav nahm die Geldstücke an sich, und seine Phantasie zauberte ihm die Herrlichkeiten vor, die er nunmehr erstehen konnte. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Der kleine Bursche von damals war ein Mann von fünfundzwanzig Jahren geworden. Er bekleidete die Stelle eines Buchhalters in einem größeren Bankgeschäft und bezog ein auskömmliches Salair.

Eines Abends saß er im Kreise einiger Freunde. Es war ein kaufmännischer Verein, der allwöchentlich einmal zusammenkam. Man amüsierte sich, trank einige Glas Bier, und jeder gab an Schwänken zum Besten, was ihm gerade einfiel.

Gustav sprach kein Wort. Es war überhaupt seine Art nicht, viel zu reden, und es gab sich auch niemand Mühe, ihn in die Unterhaltung hineinzuziehen. Als er so

vor sich hinbrütete, machte ihn ein gellendes Gelächter aufsehen. Ein dicker Kommis hatte ein Monocle mitgebracht und amüsierte die Tafelrunde durch die banale Komik, mit der er von dem Stutzerwerkzeug Gebrauch machte. Einige versuchten es, ihm seine Künste nachzumachen, aber nur den wenigsten gelang es. Da jeder das Monocle haben wollte, so entstand ein vollständiges Reißen um das Ding, und unter wieherndem Gejohle wanderte es von Hand zu Hand.

Der Dicke sah lächelnd den fruchtlosen Bemühungen seiner Nachahmer zu und griff schließlich in die Tasche.

— Sehen Sie, meine Herren, sagte er, wenn Sie die Sache üben wollen, so rate ich Ihnen, den Versuch mit einem Geldstück zu machen. —

Hiermit entnahm er seinem Portemonnaie einen Thaler und klemmte ihn ins Auge. Rauschender Applaus belohnte die Leistung. Der Dicke schmunzelte, entnahm seiner Börse einen zweiten Thaler und klemmte ihn ins andere Auge.

— Was sagt Ihr nun, Kinder? —

Ein Höllengelächter zeigte ihm, wie sehr er den Geschmack seines Publikums getroffen hatte.

Gustav hatte den Späßen ruhig zugesehen. Als der Dicke das erste Geldstück ins Auge geklemmt hatte, war er eine Schattierung bleicher geworden, als aber auch das andere Auge mit einem Geldstücke bedeckt wurde, fühlte er, wie ein kalter Schweiß ihm ausbrach. Er stand auf und trat auf den Altan hinaus. Tief unten lag der Garten der Restauration, und am Fuße des Hauses zog sich ein breiter Streifen hin, der mit Platten belegt war. Er lehnte sich über die Brüstung, und es war ihm, als ob er ein Wogen und Rauschen vernähme. Und dazwischen läutete ein helles Glöckchen bim! bim! bim!

War er wahnsinnig? Woher kamen ihm diese Töne? Und plötzlich erinnerte er sich an einige Verse Shakespeares,

die er einmal gehört hatte, er sah sich auf dem Grund der See, und Ariel sang die wundersamen Worte:

Fünf Faden tief liegt Vater dein.
Sein Gebein wird zu Korallen,
Perlen sind die Augen sein.
Nichts an ihm, das soll verfallen,
Das nicht wandelt Meeres Hut
In ein reich und selten Gut.
Nymphen läuten stündlich ihm,
Da horch! ihr Glöcklein — Bim! bim! bim!*)

Es umrauschte und umwogte ihn stärker. Fünf Faden tief! Fünf Faden tief! klang es ihm in den Ohren — —

Als sich nach einer Weile der Lärm im Innern des Zimmers gelegt hatte, trat einer der jungen Leute hinaus, um nach Gustav zu sehen.

Ein Entsetzensschrei machte alles aufspringen.

Unten lag der zerschmetterte Körper des Buchhalters.

* * *

Am andern Tag wurde in dem Bankhaus eine Revision vorgenommen, und es stellten sich bedeutende Unterschlagungen heraus, die mit raffinierter Geschicklichkeit ausgeführt waren.

— Merkwürdig, sagte der Chef zu einem Geschäftsfreunde, der ihn befragte, wenn der Bursche sich nicht das Leben genommen hätte, wäre die Sache sobald noch nicht entdeckt worden. —

*) Anm. d. Red.: Shakespeare, Der Sturm I. 2.

Meinem Freunde.

Schon hatte der Herbststurm die Bäume entlaubt,
Als wir zuerst uns gesehen,
Da ist, woran ich niemals geglaubt,
Ein Wunder plötzlich geschehen.

Und schien mir der Baum meines Lebens schon kahl,
Vom Sturm geknickt viel Zweige,
Die spärlichen Blätter daran so fahl
Und der Kelch der Lust auf der Neige;

Und hatte das Leben mich alt gemacht
Mit meinen zwanzig Jahren,
Ich habe an jenem Abend gedacht,
Ich hätte nur Gutes erfahren.

Da galt mir die Welt ringsum so schön,
Der Frühling in allen Landen,
Im Herzen spürte ich Lenzeswehn,
Mich hatte ein Mensch verstanden!

Walther Schücking.

Regenwetter.

Stundenlang ist in die öden Gassen
Regen strömend schon herabgeflossen,
Und mit leisem Rauschen hat die nassen
Fliesen er mit seiner Flut begossen.

Dunkler, dunkler wirds am Himmelsrande,
Trüb sehn da und dort schon rote Lichter,
Während draußen in dem finstern Lande
Dichter sich der Nebel ballt und dichter. —

Stundenlang schon ging ich todestraurig,
Schwerer stets die Sorgen mich umschweben,
Und in meiner Brust schluchzt öd und schaurig
Leise weinend ein verfehltes Leben.

Börries von Münchhausen.

Die Bank am Walde.

Da ſaß der Knab vor langen Jahren,
Blickt in die Ferne, ſann und ſchrieb
Von blauen Augen, blonden Haaren,
Und wie ſie ihm ſo lieb, ſo lieb!

Heut komme ich, mein Lieb am Arme,
In mir das Glück, und hinter mir
Die laute Welt mit allem Harme;
Bin wieder, liebe Bank, bei dir.

Der alte Schauer faßt mich wieder
Wie damals, ſüß und wunderbar.
Ich zieh mein Lieb zu mir hernieder —
Und ſtreichle ihr das weiche Haar.

Hermann Stodte.

Im Bodethal.

Die Harzer Tannen und die Buchen rauſchen,
Und heilger rauſcht im Thal die wilde Bode;
Ich bette mich den Wellen nah, zu lauſchen
Dem hohen Lied vom Leben und vom Tode.

Sie ſingt von Männern, die des Schickſals Krallen
Den Raub entreißen und zu Lichthöhn ſchweifen,
Von Frau'n, die ſich in Spiel und Tanz gefallen
Und ewig nach dem Kelch der Freude greifen.

Sie ſingt von heißem, ſtürmiſchen Genießen,
Von Siegenden und von des Glückes Erben,
Von Menſchen, die in Pracht wie Blumen ſprießen,
Und wie ſie alle, alle müſſen ſterben.

Du, leuchtend ſchönre Frau als all die andern,
Läßt dich bezwingen nie, wildſtarke Bode,
Und in dem ewgen, ruheloſen Wandern
Singſt du das Lied vom Leben und vom Tode.

Carl von Arnswaldt.

Schneesturm.

Weithin wirrt durchs Land
Schneegestürm, das tolle;
Heute scheint Frau Holle
Gänzlich außer Rand und Band.

Immer-, immerfort
Irr die Flocken wehen,
Schon nicht mehr zu sehen
Ist der nahgelegne Ort.

Durch mein Fenster schau
Ich nur noch zwei Bäume,
Die wie bange Träume
Scheinen durch das düstre Grau.

Carl von Arnswaldt.

Mittlere Größe.

(Alter denkt, Jugend lenkt.)

Komödie in drei Aufzügen

von

Carl Mönckeberg.

Personen:

Albrecht Wencke.
Else, seine Frau.
Erich
Marion } ihre Kinder.
Johannes Spitz.
Sophie, seine Frau.
Anna, ihre Adoptivtochter.
Dr. Rudolf von Halben, Berliner Privatdozent der Nationalökonomie.

Albrecht und Erich Wencke und Johannes Spitz sind die Teilhaber der Firma Wencke, Spitz & Co.

Die Handlung spielt in Hamburg.

Bühnen und Vereinen gegenüber als Manuskript gedruckt.

Alle Rechte vorbehalten.

Erſter Aufzug.

Wohnzimmer bei Wenckes. Rechts zwei Fenſter, im Hintergrunde eine Thür zum Korridor, links eine zu Herrn Wenckes Arbeitszimmer. Gemütliche Wohlhabenheit.

Erſter Auftritt.

Herr und Frau Wencke nehmen am gedeckten Kaffeetiſch Platz. Marion kommt vom Korridor mit der Kaffeemaſchine herein, die ſie auf einen Serviertiſch ſetzt. Geht dann mit zwei Briefen zu ihrem Vater.

Wencke (ſie zärtlich zu ſich heranziehend). Na, mein magerer, kleiner Verzug: was giebts Neues?

Marion. Zwei Briefe. (Lieſt:) Ihrer Hochwohlgeboren Frau Elſe Wencke. — Herrn Albrecht Wencke ſenior, hieſelbſt, mit einem richtigen Kaufmannsſchnörkel drunter. (Sie übergiebt die beiden Briefe.)

Wencke. Weiter nichts? (Oeffnend) Ah ſo: um $9^1/_4$ Arbeitgeberverſammlung.

Frau Elſe. Heute ſchon wieder?

Wencke. Ja. Ich muß gleich weg. Du ſollſt mal ſehen: heut abend fliegt wieder ein ganzer Schub von den beſten Arbeitern hinaus.

Frau Elſe. Wie iſt es denn mit dem Streik? Nimmt er immer noch zu?

Wencke: Wie ſolls ſein! Ein paar Taugenichtſe geben die Parole aus und alle andern beißen auf den Köder an. — Aber daß kein Brief aus England da iſt — von Erich.

Marion: Du haſt ihm doch ſchon vor einer Ewigkeit geſchrieben, daß die Vierzig nicht wieder eingeſtellt werden?

Wencke. Natürlich; vor drei oder vier Tagen.

Frau Elſe. Ich hatte gedacht, er würde ſofort vierundzwanzig Seiten lang proteſtieren. — Was er wohl dazu ſagt!

Wencke. Darauf bin ich auch begierig. Man gut, daß er ſo weit weg iſt, ſonſt ginge derſelbe Lärm los wie vor ſeiner Abreiſe, als er das ganze Geſchäft eines ſchönen Tages „moderniſieren" wollte.

Marion. Es wird ihm gewiß leid thun um die Leute.

Wencke. M — aus der Ferne merkt ers nicht ſo. Und wenn er zurückkommt, ſo in ſechs bis acht Wochen, iſt alles wieder all right. (Er lieſt die Zeitung.)

Frau Elſe. Haſt du gut geſchlafen, Marion?

Marion. Ja, danke, ziemlich gut.

Frau Elſe. Du ſiehſt aber ſchrecklich käſig aus.

Wencke. Kinder, da ſteht ja ſchon die Spitzſche Verlobung im Korreſpondenten!

Marion. Heute ſchon? Is wahr, Papa?

Wencke (vorleſend:) Die Verlobung ihrer Tochter Anna mit dem Privatdozenten der Nationalökonomie an der Kgl. Univerſität zu Berlin, Herrn Dr. Rudolf von Halben, beehren ſich ganz ergebenſt anzuzeigen Johannes Spitz und Frau. — Anna Spitz — Dr. Rudolf von Halben, Verlobte. — Hamburg, Berlin.

Frau Elſe. Ich glaube, die beiden Alten ſind ſeliger als das Brautpaar ſelbſt. Sonſt hätten ſie es nicht ſo fix in die Zeitung gebracht.

Wencke. Fix wie alles, wo mein lieber Spitz hinter ſteckt. Eine Geſchäftigkeit und Betriebſamkeit, die ſich gewaſchen hat. Wenn er ſich was in den Kopf geſetzt hat, kann ihn nichts mehr ſtören. Halben iſt nu mal adlig —, ob er nebenbei ein halber Sozialdemokrat iſt, das thut nichts zur Sache. Adlig muß der Herr Schwiegerſohn ſein, — dann kann er Verrücktheiten machen, welche er will!

Marion. Aber Papa, Sozialpolitiker ſind doch nicht alle verrückt!

Wencke. So? Halben iſt es ohne Zweifel. Sieh blos mal her! (In die Zeitung deutend:) Denſelben Tag, wo er ſeine Verlobung mit Anna Spitz veröffentlicht, ſchreibt er im Sprechſaal eine Verteidigung des Streiks! Und da ſolls nicht blödſinnig ſein, wenn wir Kaufleute uns ſolche Jüng-

linge auf den Hals holen. Ein paar Monate statistische Aufnahmen und neugierige Lungerei — dann schwimmen sie in Allwissenheit. Dies armselige Gerede von unparteiisch und gerecht und objektiv! Ist doch ganz selbstverständlich, daß die nichts vom praktischen Leben verstehen. Aber in ihren Zeitungen beweisen sie uns mit ihren Theorieen alle Vernunft aus der Welt. Und gegen solchen hanebüchenen Unfug sollten wir uns nach Leibeskräften wehren.

Frau Else. Schlag nur deshalb meine Tasse nicht kaput, Albrecht. Sonst red ich auch mal ein deutliches Wörtlein von hanebüchenem Unfug. — Weißt du, der elegante, vorsichtige Halben kommt mir wirklich nicht so gefährlich vor.

Wencke. Gefährlich? Wir werden noch mit ganz andern Herren fertig. Ich frage mich nur: was hat dieser adlige Kathedersozialist hier in Hamburg verloren? Warum schnüffelt er uns aus bis in unser Familienleben hinein? Wir sind bürgerlich — er nicht; wir Praktiker — er nichts weniger als das; wir Freihändler — er Pöbelstreber!

Marion. Aber Papa, ihr thut eben beide, was jeder von euch fürs richtige hält.

Wencke. Was hält Halben denn fürs richtige? Lauter moderne Unmöglichkeiten! Darum würde ich mich wahrhaftig hüten und ihn mir zum Schwiegersohn nehmen.

Frau Else. Die Gefahr ist ja für dich auch nicht vorhanden.

Wencke. Gott sei Dank! — Was, Marion?

Man hört den Telephonwecker.

Frau Else. So früh das Telephon?

Wencke. Lauf doch hin, Marion. Du warst doch sonst immer beim ersten Ton aus der Stube.

Marion geht langsam zum Korridor ab.

Frau Else. Neck sie nicht mit dem Telephon. Seit der Verlobung hat es seine Anziehungskraft ganz eingebüßt.

Wencke. Warum denn?

Frau Else. Das kannst du dir doch denken.

Wencke. Nee, kann ich mir absolut nicht denken. — Sie kann sich jetzt doch ebenso gut mit den beiden zum Radeln und Tennisspielen verabreden wie früher. Erst recht. Jetzt finde ich gar nichts dabei.

Frau Else. Fandst du denn früher was dabei?

Wencke. Ich ärgerte mich oft, weil ich mir einbildete, dieser Wichtikus machte unserer Marion den Hof. Halben, immer Herr von Halben! Wenn ihr mir gesagt hättet, daß er sich für Anna Spitz interessierte, hätte ichs Marion natürlich gern gegönnt, die dritte im Bunde zu spielen.

Frau Else. Bis vor kurzem war auch Anna die dritte im Bunde, bis die emsigen Eltern Spitz die Sache in die Hand genommen und den nobeln Herrn bei sich geborgen haben.

Wencke. Aber bei Marion ist das Interesse natürlich nicht übers Tennisspielen hinausgegangen?

Frau Else. Hast du denn gar nicht gemerkt, daß sie seit Monaten nichts anderes im Kopf hatte als ihn?

Wencke. Nein, Else. Das kann ich mir auch nicht entfernt vorstellen —: Halben! — — Um so besser, daß die Gefahr jetzt vorbei ist —, wenn er so ein Waschlappen ist. Ich konnte ihn nie ausstehn.

Frau Else. Das hast du ihn nur zu deutlich fühlen lassen.

Wencke. Gewiß, und wie! Ich dachte immer: wann wird er mal grob und widerspricht mir! Aber er steckte alles ein und sagte höchstens, es lassen sich wohl beide Standpunkte verteidigen. — Nun ist er ja glücklich in den Hafen eingelaufen, wo man ihn mit tausend Salutschüssen bekomplimentiert.

Frau Else. Und Marion wird von Tag zu Tage elender.

Wencke. Warum nicht gar. Marion ist meine richtige Tochter. Die wird über den steifen Wetterhahn lachen.

Frau Else. Hoffen wir, daß sie so vernünftig ist! — (Aufhorchend.) Mit wem telephoniert sie nur so lange?

Man hört vom Korridor her — in Absätzen — Marions Stimme: Schön! — Also in zehn Minuten bist du hier? — Ja. — Ja. — Ich soll Papa sagen, daß er so lange da bleibt? Ja! — Gut, mach zu! — Schluß! Marion kommt zurück.

Frau Else. Wer kommt in zehn Minuten?

Wencke. Ich soll warten? Fällt mir nicht ein. Wer ist es denn?

Marion. Erich!

Wencke. } (Zugleich.) Ach Unsinn!

Frau Else. } Nicht möglich — aus England?

Marion. Ja, er ist heute morgen im Hafen angekommen. Nun muß er noch ein paar Besorgungen machen und telephoniert vom Jungfernstieg.

Wencke. Dann hat er gewiß meinen Streikbrief gar nicht mehr bekommen.

Marion. Doch, er sagt, deswegen käme er grade.

Frau Else. Mir soll er willkommen sein.

Wencke. Der Bengel ist verrückt. Ich hab überhaupt keine Zeit länger —. Schickt ihn auf mein Zimmer, wenn er kommt. (Er geht in sein Zimmer ab.)

Frau Else und Marion.

Frau Else. Papa ärgert sich, das giebt gewiß einen gehörigen Krach. — Und Erich wird auch schön erstaunt sein, wenn er Annas Verlobung erfährt!

Marion. Er weiß alles; ich habs ihm telegraphiert.

Frau Else. Dann meinst du wohl, ist er deswegen —?

Marion. Er sagt ja des Streiks wegen. — Aber wichtig genug wäre es doch wahrhaftig!

Frau Else. Wichtig oder nicht, es ist nun mal nicht zu ändern. Was sollte ihn jetzt noch zu Anna treiben! Dazu ist er viel zu praktisch.

Marion. Aendern kann er es natürlich nicht. Aber ich freu mich rasend, daß ich ihn sprechen kann.

Frau Else. Armes!

Marion. Ach, bitte, Mama, nur kein Mitleid!

Frau Else. Ich will flink dafür sorgen, daß er sein Zimmer in Ordnung findet. Ruf mich, sowie er da ist!

Marion. Er kann jeden Augenblick kommen.

Frau Else ab.

Marion räumt den Kaffeetisch ab, setzt sich dann und schneidet mit einer Scheere langsam und nachdenklich die Verlobungsanzeige aus der Zeitung heraus, um das Blättchen darauf sorgfältig im Portemonnaie zu verwahren.

Zweiter Auftritt.

Erich (noch hinter der Scene). Wo? Hier? (Tritt ein.)

Marion. O Erich, wie himmlisch, daß ich dich hier habe!

Erich. Guten Tag, kleine Maus, und noch vielen Dank für die Depesche. Das war sehr gescheit von dir.

Marion. Zu herrlich, daß du gleich gekommen bist.

Erich. Es war doppelt nötig. Die Arbeiter haben mir auch telegraphiert. — Und was macht Halben?

Marion. Weiß ich nicht.

Erich. Das ist recht. Nur nicht lange hinterher schmachten.

Marion. Das sollte mir einfallen!

Erich. Wenn er dich nicht haben will, verdient er dich nicht.

Marion. Ich mach ihm ja gar keinen Vorwurf; er brauchte mich gar nicht zu nehmen; er war ja zu gar nichts verpflichtet.

Erich. Na also! Das wird bald verschmerzt sein.

Marion. Wenn er nur glücklich wird —.

Erich. Und du selbst sollst auch glücklich werden — ohne ihn. Mach ein fröhliches Gesicht, Marion. Tüchtig stolz muß man sein!

Marion (fällt ihm leise schluchzend an die Brust). Ach, Erich!

Erich (streichelt sanft ihr Haar und schweigt eine Weile, dann:) Es ist wohl ganz plötzlich geschehen?

Marion nickt.

Erich. Hat Anna denn mit ihm kokettiert?

Marion. Nein, gar nicht.

Erich. Nicht. — Dann müssen sie sich miteins wahnsinnig ineinander verliebt haben, ja?

Marion. Wenn das wenigstens der Fall wäre —!

Erich. Wie ist es denn, Seelchen? Erzähl es mir mal ganz ruhig!

Marion. Sie sind und sind nicht glücklich zusammen, können es auch niemals werden —, das ist das Schreckliche! Und so werden vielleicht vier Menschen unglücklich, nur der Eltern wegen!

Erich. Was haben denn die Eltern damit zu thun?

Marion. Die Eltern sind an allem Schuld. Ich bete Papa an, das weißt du ja. Aber manchmal versteh ich ihn einfach nicht. Wie ist er immer über Halben hergefallen —

Erich. Auch wenn der dabei war?

Marion. Wenn er da war und wenn er weg war, immer hat Papa ihn wie einen Eindringling behandelt, bis er sich schließlich gar nicht mehr blicken lassen mochte. Und ebenso hetzten die Eltern Spitz gegen dich!

Erich. Laß, Marion, du mußt nicht klatschen.

Marion. Ich sag nur die Wahrheit. Ich konnte deinen Namen nicht nennen, ohne daß sie sich über deine Ansichten mokierten. Dafür klammerten sie sich denn wie Kletten an Halben und warfen ihm Anna förmlich an den Hals.

Erich. Nun übertreib aber auch nicht.

Marion. Das ist nicht übertrieben. — Und dann sofort zur Zeitung gerannt und die Verlobung veröffentlicht, damit nur ja nichts mehr dran zu ändern wäre. —

Erich. Das Sakrament der publizierten Verlobung — wir werden ja sehen. Wenn die Eltern Spitz hier wirklich das Schicksal vorgestellt haben, dann können wir dem Schicksal vielleicht einen Streich spielen.

Marion. Das ist ganz umsonst. Allmählich hat sich das Paar schon zu gut in seine Rolle hineingefunden.

Erich. Aber vor allen Dingen die Arbeiter — das ist wichtiger! Wo sind die Eltern?

Marion (ruft zu Herrn Wenckes Zimmerthür hinein:) Papa, Erich ist da! (Geht dann zur Korridorthür.) Ich hol Mama runter! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Wencke (aus seinem Zimmer kommend). Mein bester Erich, das sind ja schöne Geschichten: du bist in Hamburg?

Erich. Guten Tag, Papa.

Wencke. Guten Tag. — Aber was ist denn los mit dir?

Erich. Mit mir? Ich bin ja nur hier, weil mit euch was los ist.

Wencke. Des Streiks wegen hättst du nicht umzukehren brauchen. Wärst du einen Tag länger in London geblieben, dann hättest du meinen ausführlichen Brief heute in Händen.

Erich. Und so bin ich einem Telegramm gefolgt.

Wencke. Wer hat dir denn depeschirt?

Erich. Die entlassenen Arbeiter. Ich will ihnen dazu verhelfen, daß sie wieder eingestellt werden.

Wencke. Du bist nicht bei Troste.

Erich. Es sind nämlich die besten und tüchtigsten darunter.

Wencke. Leider. Aber die besten und tüchtigsten sind oft die gefährlichsten Gegner.

Erich. Ich betrachte sie nicht als unsere Gegner. Du mußt bedenken, daß ich zu sämtlichen Leuten ein persönliches Verhältnis hatte. Ich pfeif auf den Verlust der Lohndifferenz, die sie fordern, wenn ich nur die Leute nicht verliere.

Wencke. Lieber Erich, das kann doch der Firma ganz gleichgiltig sein, ob du Trennungsschmerzen verspürst.

Erich. Zur Firma gehöre ich auch, wenigstens bis jetzt.

Wencke. Aber nicht in deiner Eigenschaft als Armenpfleger und Sozialdilettant.

Erich. O bitte, Papa, ich bin dein Kompagnon, wie du mich vor dir siehst.

Wencke. Dann leg gefälligst deine antikapitalistischen Gelüste ab.

Erich. Ich will dir etwas sagen, Papa. — — — Ihr habt mir schon früher erklärt, daß ich mir meine persönlichen Ansichten sparen könnte. Darum bin ich für das Geschäft gereist, um mir unterwegs zu überlegen, ob ich meinen abgelaufenen Kontrakt vernünftigerweise erneuern dürfte. Wenn du jetzt immer noch meinst, ich schädigte das Haus —

Wencke. Davon ist ja gar nicht die Rede. Sei doch kein Kind, Erich. Ich hab immer und gern anerkannt, daß die Firma durch deine Fixigkeit entschieden gewonnen hat, seit du Teilhaber bist. Nur in diesem einen Punkt, in dieser Arbeiterfrage, bist du kein Kaufmann. Aber du wirst schon Vernunft annehmen.

Erich. Ich nicht. Vielleicht läßt Spitz mit sich reden, dann bist du überstimmt.

Wencke. Der? Da kennst du ihn — — Weißt du übrigens, daß Anna Spitz verlobt ist?

Erich. Ja, weiß ich. — Und mit dem Schwiegersohn vereint, überzeuge ich Spitz.

Wencke. Ach herrje! Halben ist nicht der Mann, uns zu widersprechen.

Erich. Mir ist alles recht. Aber wenn die Arbeiter gehen, erneure ich den Kontrakt nicht.

Wencke. Ich kann dich nicht zwingen. Auszutreten wäre jedenfalls das Dümmste, was du thun könntest.

Erich. Ich halte euer Verfahren für das denkbar verkehrteste.

Wencke. Wollen wir unsere Stellung als Herren wahren, so können wir gar nicht anders handeln.

Erich. Was liegt an dieser eingebildeten Herrenstellung!

Wencke. Alles. Zum Pöbelknecht machst du mich nicht auf meine alten Tage.

Erich. Um Pöbel handelt es sich nur, solange wir uns als Könige aufspielen.

Wencke. Laß dich von den Arbeitern in den Reichstag wählen! — Wie kann nur so ein heller Kaufmann wie du diese unpraktischen Schlagwörter nachplappern!

Erich. Für mich sind es keine Schlagwörter. Ich empfinde nun mal anders als du.

Wencke. Mit Empfindungen handeln wir nicht. Ohne Grundsätze und Disziplin kann das Haus nicht bestehn. Und der Geschäftsgrundsatz, auf dem einfachsten Wege so viel Geld zu verdienen wie möglich, wird zeitgemäß sein, solange es einen Kaufmannsstand giebt.

Erich. Dann — ist wohl jetzt der ganze Kaufmannsstand schon nicht mehr zeitgemäß.

Wencke. Entschuldige, das ist Blech! Mit Bummelwitzen kommen wir nicht zur Einigung.

Erich. Bummelwitzen?

Wencke. — Wobei war ich noch — ja richtig: der Zweck des Geschäfts. Als mein Großvater es begründete, hatte er nicht vor, eine Arbeiterversorgungsanstalt in die Welt zu setzen.

Erich. Was mein Urgroßvater wollte, war damals gewiß sehr klug und gut, kann mich aber bei den völlig veränderten Zeiten nicht im mindesten beeinflussen.

Wencke. Es wäre ganz angebracht, wenn du die Alten etwas mehr respektieren möchtest.

Erich. Gern —, wenn ihr vor uns Jungen und unsern Empfindungen Respekt lernen wollt!

Wencke (verblüfft gutmütig). Das gefällt mir an dir, Erich, daß du diese fabelhafte Schnauze hast; ähnlich stand ich seinerzeit meinem Vater gegenüber. Aber ich war klüger als du. Ich war nicht so phantastisch.

Erich. Ist es denn phantastisch, wenn ich behaupte: unsere Arbeiter sind andere Menschen, als ihre Urgroßväter waren; darum brauchen sie auch eine andere Behandlung?

Wencke. Sei unbesorgt, die werden sich ihre Rechte schon selber holen. Wie viel haben sie sich nicht schon erzwungen.

Erich. Was du selbst für ihr Recht hältst, kannst du ihnen doch nicht vorenthalten.

Wencke. Umgekehrt, was ich ihnen thatsächlich nicht mehr vorenthalten kann, erst das halte ich für ihr Recht! Nun schreist du wahrscheinlich: Egoismus —

Erich. O, wir Jüngern sind eben solche Egoisten wie du. Aber diese Herrschsucht gegenüber den Arbeitern ist uns heutzutage nicht mehr natürlich.

Wencke. Die ist ja das einzig Natürliche, — heutzutage und immer, für jeden, der weiterkommen will.

Erich. Für jeden, der nichts als geldverdienen will, ja! Wenns aber unser Ziel ist, die Lage der Arbeiter zu verbessern, dann ist ihr Vorteil unser Egoismus.

Wencke. Das versteh ich nicht, mein alter Jung. — Du solltest mal versuchen, wo du mit deinem neumodischen Kram hingerietest.

Erich. Davor wäre mir nicht bange.

Wencke. Nimm dir doch dein Vermögen und beglücke die Arbeiter!

Erich. Das ist noch lange nicht übel.

Wencke. Nur schade: während es sich bei unserm Geschäft in wenigen Jahren verdoppeln würde, wäre es bei dir nach ebenso viel Monaten halbiert.

Erich. Was ist denn daran so schade? — Und du hast mir doch eben noch das Zeugnis eines hellen Kaufmanns ausgestellt!

Wencke. Trotzdem.

Erich. Möchtest du es auf die Probe ankommen lassen?

Wencke. Deinetwegen thäte es mir leid. Hoffentlich meinst du es nicht im Ernst, denn ich denke, einer so riesenhaften Verrücktheit ist mein Sohn nicht fähig.

Erich. O doch.

Wencke. Ach, Erich, das behauptest du jetzt aus purer Rechthaberei. Nimms mir nicht übel, du glaubst ja selbst nicht, was du da sagst.

Erich. Allerdings nehme ich dir das übel, Papa, und du wirst selbst noch glauben müssen, was ich gesagt habe!

Vierter Auftritt.

Frau Else und Marion treten vom Korridor herein.

Frau Else. Ich wollte euch gern ausreden lassen, aber schließlich riß mir die Geduld. Ihr hört ja gar nicht wieder auf. Guten Tag, mein alter guter Erich, was machst du denn?

Erich. Was ich mach? Schlimme Sachen, Mama. Warum hast du mir auch solchen Trotzkopf mit ins Leben gegeben!

Frau Else. Ich? Nein, den hast du nicht von mir, das ist ein Erbstück von Papa; das heißt, er hat seinen eigenen dabei auch nicht verloren. Aber nu krakehl man nicht zu doll, es ist viel gemütlicher, wenn man sich gut verträgt zuhause, und es hat doch keiner von euch beiden recht.

Wencke. Ich hab noch wichtige Angelegenheiten mit Erich zu besprechen. Ist die Begrüßung nicht bald fertig, Alte?

Frau Else. Noch lange nicht. Eine Mutter hat auch ihre wichtigen Angelegenheiten, — und der Mensch lebt nicht von Worten allein. Bist du hungrig, Junge? Du hast gewiß heute noch nichts im Magen.

Marion. Soll ich den kalten Braten heraufholen?

Frau Else. Ja, und ein Glas Portwein oder lieber die ganze Flasche, denn der Aerger auf den nüchternen Magen baut den Kindern keine Häuser. (Marion ab.) Bischen seekrank scheinst du auch gewesen zu sein, was?

Erich. Und ob! Wir hatten eine ganz wüste Ueberfahrt.

Frau Else (zu Wencke). Siehst du, dann ist es keine Kunst, wenn du ihn umredest! (Zu Erich.) Du wohnst natürlich bei uns; deine frühere Etage ist längst weitervermietet. Weißt du, was die gute Wirtin mir nach deiner Abreise —

Wencke. Das kannst du ihm ja alles später erzählen, wenn wir Männer erst —

Frau Else. Gut. Erinner mich dran, Erich, es war zu rührend. (Ans Fenster gehend.) Wo hast du denn das Gepäck gelassen, daß ich dir deinen Koffer auspacken kann?

Erich. Es wird wohl gleich kommen.

Frau Else (sich hinausbeugend). Nanu, da kommt Besuch, eine ganze Karawane schon am Vormittag! Erkannt hab ich niemand.

Wencke. Beſuch? Nun machen wir uns aber aus dem Staube. Komm, Erich; in meinem Zimmer haben wir Ruhe. — Laßt uns aber in Frieden!

Wencke und Erich nach links ab.

Fünfter Auftritt.

Man hört die Hausthürglocke anziehen.

Frau Elſe. Du liebe Zeit, die Männer: das iſt doch eine umſtändliche Geſellſchaft!

Marion (kommt mit den Erfriſchungen herein). Wo iſt er denn?

Frau Elſe. In Papas Zimmer iſt feierliche Konferenz. Trag die Sachen nur ruhig hinein!

Marion nach links ab.

Man hört draußen männliche und weibliche Stimmen.

Frau Elſe (öffnet die Thür und ruft hinaus:) Jawohl, ich bin zu ſprechen!

Marion (kommt zurück). Erich und Papa ſcheinen heute entſetzlich ſtreitbar aufgelegt. Papa ſagte ganz entrüſtet zu mir: Störung Nummer eins.

Frau Elſe. Gleich folgt Nummer zwei: die ganze Familie Spitz kommt angerückt.

Marion. Ja, ja, — nur immer ſo weiter!

Herr und Frau Spitz, dieſe mit einem hübſchen Fruchtkorb in der Hand, Anna und von Halben treten ein. Begrüßung und Glückwünſche.

Spitz. Sie ſollten die erſten ſein, denen wir unſer junges Brautpaar vorſtellen.

Frau Elſe. Es iſt ja ſogar ſchon offiziell.

Spitz. Ja, es war nicht länger geheim zu halten.

Frau Sophie. Von allen Seiten wurden wir darauf angeredet.

Anna. Und am allerwenigſten konnte Mama ſelbſt den Mund halten.

Spitz. Wo iſt denn mein lieber Wencke? Der iſt wohl ſchon zur Arbeitgeberverſammlung?

Frau Elſe. Nein. Denken Sie das Neuſte!

Anna. Noch neuer als unſere Verlobung?

Frau Elſe. Erich iſt plötzlich aus England zurückgekommen.

Spitz. Aus England zurück? Das ist mir unbegreiflich.

Frau Sophie (zu Spitz). Ein merkwürdiger Associé. Das erfährst du so ganz nebenbei.

Frau Else. Wir sind ja selbst völlig überrascht worden. Vor einer Stunde sitzen wir ahnungslos beim Kaffee —

Marion. — Da telephoniert es und Erich meldet sich an.

v. Halben. Das muß irgendwie mit dem Streik zusammenhängen.

Marion. Ja, das thut es auch.

Spitz. J, was geht ihn der Streik an!

Frau Else (zu Spitz). Wollen Sie nicht lieber gleich zu meinem Mann hinein? Ich fürchte, er und Erich einigen sich doch nie über diese Streikgeschichten.

Spitz. Nun wird gewiß wieder alles auf den Kopf gestellt; das ist recht ärgerlich. Sind die Herren da drin? Gut, daß ich noch per Zufall drüber zukomme, eh — (Ins Nebenzimmer ab.)

Anna. Gott, welche Aufregung! (Zu v. Halben.) Du, unsre Verlobung ist schon gar nicht mehr interessant; längst von den Ereignissen überholt.

Frau Sophie. Ich dachte, der Streik wäre mit Müh und Not erledigt. Die neuen Arbeiter sollen gar nicht schlecht sein.

Frau Else. Aber Erich legt besondern Wert darauf, daß wenigstens die besten von den Alten dableiben.

Frau Sophie. Wer weiß, worauf der nicht auf einmal Wert legt. Er ist doch der Jüngste. Wenn mein Mann und Ihr Mann die Arbeiter entlassen, muß er eben nachgeben.

v. Halben. Vielleicht überredet er die Herren, ihren Plan zu ändern.

Marion. Papa überredet er ganz sicher nicht.

Frau Sophie. Meinen Mann erst recht nicht. Es ist sehr betrübend, wenn unter den Kompagnons Uneinigkeit herrscht. Erich sollte doch nicht immer wieder das schöne Verhältnis stören.

Frau Else. Meine liebe Frau Spitz, zum Vergnügen thut ers doch nicht!

Anna. An seiner Stelle würde ich austreten aus der Firma.

Gelächter.

v. Halben. Aber Anna!

Anna. Ist es denn so dumm, was ich da sagte?

v. Halben. Er austreten! Bei der Stellung, die er im Geschäft hat. Ich glaube, in ganz Europa ist kein Juniorpartner so gestellt, wie er. Und die Firma arbeitet augenblicklich glänzender denn je.

Frau Else. Allerdings ist das zum größten Teil Erichs Verdienst.

Frau Sophie. Nun ja. Umsomehr ist er ans Geschäft gefesselt. Man verläßt nicht so glänzende Chancen. Das ist nun mal ganz selbstverständlich.

Frau Else (aufhorchend). Wenn man die drei nebenan schreien hört, scheint mir das durchaus nicht so selbstverständlich.

Anna. Vielleicht sind ihm die Arbeiter teurer als alle Chancen.

Marion. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er so einer Idee wegen mit allen andern brechen könnte.

Frau Sophie. Daß hieße doch die Rücksichtslosigkeit auf die Spitze getrieben.

v. Halben. Es ist auch ganz unkaufmännisch gedacht. So etwas thut ein richtiger Kaufmann nicht.

Anna. Wenn ich was anderes will, ist es mir doch gleichgültig, was die „Richtigen" thun würden. (Zu v. Halben:) Wenn man dir nun sagte, als richtiger Nationalökonom dürftest du mich nicht heiraten.

v. Halben. Aber liebe Anna!

Frau Else. Das ist doch wohl ein etwas anderer Fall, liebes Kind.

Frau Sophie. Deine Beispiele sind gewöhnlich mehr als —

Anna. — unlogisch! Ja, ich weiß. Das ganze Halloh ist ja auch umsonst: man wird sich einigen und es wird nichts besonderes vorfallen.

Frau Sophie. Hoffentlich.

v. Halben. Wenn Erich nicht die Herren zu einer Lohnerhöhung bringt, was ich für einen großen Segen halten würde.

Frau Else. Ja, Herr Doktor, das wäre auch mir der liebste Ausweg.

Marion. Papa bewilligt doch nichts.

Frau Elſe und Frau Sophie ſetzen ſich im Hintergrunde aufs Sofa.

Anna. Ei, da iſt ein Photographenapparat! (v. Halben einhakend.) Marion, mach ein Brautbild von uns!

Marion. Ja, wenn du willſt.

v. Halben. Es geht gewiß gar nicht im Hauſe, nicht wahr, Fräulein Marion?

Marion. Das Zimmer iſt hell genug.

Die Nebenzimmerthür wird geöffnet.

Spitz (hereinrufend). Lieber von Halben, kommen Sie, bitte, mal zu uns! (Verſchwindet.)

v. Halben. Laß los, Anna!

Anna. Bewahre, erſt wird photographiert.

v. Halben. Nein, nein, du hörſt doch — (ab).

Frau Elſe. Da drüben geht es hitzig her.

Frau Sophie. Wenn es nur keinen Skandal giebt!

Anna. Die Herren ſind unerträglich. Vor lauter Streik werden wir gar nicht mehr beachtet. (Sie ſetzt ſich mit Marion im Vordergrunde.) Wie geht es deinem Bruder?

Marion. Erich geht es gut, — danke.

Anna. Was hat er denn zu meiner Verlobung geſagt?

Marion. Er freut ſich natürlich ſehr für dich. — Jetzt kriegt ihr gewiß rieſig viel Einladungen zu Brautgeſellſchaften?

Anna. Leider.

Marion. Das muß doch ganz nett ſein!

Anna. Man kommt abſolut nicht zur Beſinnung. Ich weiß noch immer nicht recht, was mit mir los iſt. Jede Minute halt ichs mir vor: du biſt Braut, Anna! Sei würdig, Anna! Braut? Was iſt das eigentlich: Braut?

Marion. Darf ich dir einen Apfel ſchälen?

Anna. Darf? Siehſt du, du behandelſt mich auch ſchon wie eine Matrone, ſeit ich verlobt bin. Und ich komme mir noch ſo unerhört jung vor. Ich weiß gar nicht, man wird ſo entſetzlich wichtig genommen, als ob man jetzt erſt durch eine löbliche That geweiht wäre.

Marion. Ein größeres Ereignis giebt es doch im Leben auch nicht, — wenigſtens für uns Mädchen.

Anna. Mir ſcheint, ich habe ſchon viel größere Ereigniſſe erlebt. Wovon niemand was gemerkt hat. So ganz privatim in meinen Gedanken.

Marion. Du bist eben nicht so wie die meisten Mädchen.

Anna. Nicht zwei sind gleich. — Kleine Marion, findest du mich abscheulich? Ich bin wirklich nicht so herzlos und undankbar, wie es manchmal klingt.

Marion (streichelt mit einem wehmütig herzlichen Lächeln Annas Hand, während irgend ein Gedanke ihr die Thränen in die Augen treibt).

Anna. Was hast du für eine kalte Hand.

Frau Else. Marion, giebst du mir mal die Aepfel herüber, bitte? (Nachdem es geschehen ist, zu Frau Sophie:) Und die sind alle aus Ihrem Garten?

Frau Sophie. Sogar alle von dem einen Baum am Wasser. Sehn Sie mal den!

Frau Else. So ein Prachtstück.

Natürliche Gruppe. Marion hält den beiden Damen den Früchtekorb hin.

Anna (beobachtend). Halt! Das wird photographiert. Nicht rühren, bitte, nicht verändern! (Sie richtet den Apparat ein.)

Frau Sophie. Das wird ja gar kein komponiertes Bild.

Frau Else. Schade, daß die Herren nicht dabei sein können.

Anna. O ja. Ich hole sie! (Geht zur Nebenzimmerthür.)

Allgemeines Gekreisch.

Frau Sophie. Du wirst sie jetzt doch nicht stören wollen!

Marion. Das mag Papa gar nicht!

Frau Else. Wir wollen uns in den Männerkrieg lieber nicht hineinmischen, Fräulein Anna!

Anna (umkehrend). Anna giebt nach; höchst verlegen! — So, jetzt Achtung! (Sie arrangiert das Bild.) Marion, wie bist du schlank, kleines Zierglas! — Frau Wencke —!

Frau Else. Ja?

Anna. Bleiben Sie mal so. So recht schwer und würdig. Wohlwollend! So. Noch etwas mehr in die Breite. Und — Gut. — Jetzt Mama.

Frau Sophie. Soll ich mich auch breit machen?

Anna. Nein, kannst du gar nicht. Kuck mal neugierig in den Korb. Etwas schnuppernd; — auf die Weise kommt der prachtvolle Apfelgeruch auch mit aufs Bild. — Und zeig mit dem kleinen Finger hinein, wie du vorher thatst. Richtig. — Und nun den Kopf etwas schief!

Marion. Das darf man ja bei der Aufnahme nicht.

Anna. Wenn mans in guter Gesellschaft darf, gehts auch auf der Photographie. — Ruhe! — (Sie exponiert, knipst ab und stellt nachher den Apparat wieder weg.) Fertig!

Frau Sophie. Das Kind möchte den ganzen Tag photographieren.

Frau Else. Sind Sie denn nicht zu faul zum Entwickeln?

Anna. Faul? Nein. Faul bin ich nicht. Mir entrinnt so leicht niemand. Ich möchte mir von der ganzen Welt ein Verbrecheralbum anlegen.

Frau Else. Hören Sie, kommen wir da auch hinein?

Frau Sophie. Du bist ja recht höflich, Anna.

Anna. Lauter Majestätsverbrecher gegen die natürliche Fidelität. Den Typus hab ich studiert.

Frau Else. An sich jedenfalls nicht. Es ist ne wahre Freude, wie Sie das Leben leicht nehmen.

Anna. Na, Sie sind auch kein Typus. Vergrämte Augen und Sorgenfältchen und nervöses Zucken und sehnsüchtige, unzufriedene Verkniffenheit und — — ja, das alles findet man bei Ihnen ausnahmsweise nicht.

Frau Else. Das wäre aber auch Sünde und Schande, so glücklich wie ich bin.

Marion. Ich kann wahrhaftig nicht entdecken, daß die meisten so griesgrämig sind.

Anna. Doch, fast alle.

Frau Sophie. Du kennst das Leben noch nicht. Sonst wärst du auch weniger zuversichtlich.

Man hört die Herren im Nebenzimmer laut durcheinander reden.

Frau Else. Herrgott, dieses Geröter! Nun wirds aber Zeit, daß sich die Männer endlich vertragen.

Frau Sophie. Es ist nur Ihr Erich mit seinem Eigensinn.

Anna. Ich seh gar nicht ein, warum wir Frauen wie kleine Schulkinder vor der Thür warten. Unsereins muß doch wissen, was los ist. Daran muß sich Rudolf beizeiten gewöhnen. (Sie geht zur Thür.)

Marion. } (Zugleich.) Die Sache ist doch wirklich zu ernst!

Frau Sophie. } (Zugleich.) Anna, was soll denn diese —

Anna (hineinrufend). Na, habt ihr bald fertig gezankt?

Stimmen (von drinnen). Ja! — Geduld, bitte! — Einen Augenblick!

Frau Elſe (zur zurückkommenden Anna). Sie werden Ihren Mann ſchön untern Pantoffel kriegen.

Anna. Das will ich nicht hoffen, aber er mich auch nicht.

Frau Sophie. Ach, liebſte Frau Wencke, Sie ahnen nicht, was das Kind mich bei der Erziehung ſchon für Sorge und Mühe gekoſtet hat.

Frau Elſe (zu Anna). Bleiben Sie nur, wie der liebe Gott Sie ſich ausgedacht hat. Sie ſind ganz gut ſo!

Anna (Frau Elſe umarmend). O Frau Wencke, Sie ſind der erſte Menſch, der mit mir einigermaßen zufrieden iſt!

Sechſter Auftritt.

Die Thür des Nebenzimmers wird aufgeriſſen. Wencke, Spitz, von Halben und Erich kommen ſichtlich erregt herein.

Wencke. Alſo Spitz, dann gehen wir jetzt gleich aufs Komptoir.

Spitz. Ja. In der Arbeitgeberverſammlung haben wir ja nichts mehr zu ſuchen. — Das war eine heiße Sitzung!

v. Halben (zu Erich). Offengeſtanden, thut es mir furchtbar leid um dich!

Erich. Offengeſtanden, mir gar nicht.

Frau Elſe. Nun ſagt uns wenigſtens, was iſt denn eigentlich vorgefallen?

Spitz. Ihr werter Sohn hat wieder mal ſeinen eigenen Kopf durchgeſetzt.

Wencke. Laſſen wir ihn doch; er iſt jetzt ja ſo ſelbſtändig wie möglich!

Marion. Erich, du haſt dich doch mit ihnen ausgeſöhnt?

v. Halben (zu Anna). Wir begleiten die Eltern zur Stadt.

Anna (zu Erich). Gehen Sie auch mit, Herr Wencke?

Erich. Nein, ich ſtreike vorläufig.

Anna. Na, — wir ſehen uns ja wohl bald?

Erich. Hoffentlich. Auf Wiederſehn!

Frau Sophie. Adieu, adieu!

Erich. Frau Spitz, Sie würdigen mich ja keines Blicks.

Frau Sophie. O, warum nicht! Freilich, Sie bekümmern ſich um uns Alte ja ebenſo wenig. Wir ſind

Ihnen ja zu altmodisch, es giebt gegen uns ja keine Verpflichtungen, keine Dankbarkeit —

Erich. Aber Freundschaft genug!

Frau Sophie. A ja: Freundschaft!

Anna. Gar nicht zu verachten, Ma'chen.

v. Halben. Lieber Erich, wie ich von deinem heutigen Streich denke, weißt du —

Erich. Weiß ich, weiß ich —

v. Halben. Ich hoffe nur, du bereust ihn niemals.

Wencke. Schluß der Debatte! Wer mitkommen will, geht jetzt.

Verabschiedung. Wencke, Spitz, Frau Sophie und das Brautpaar gehen durch die hintere Thür ab.

Frau Else. Marion. Erich.

Frau Else. So, Junge, das ist ja gar nicht auszuhalten, dies beständige Sticheln und Schelten und Giften. Nu sag mir gefälligst: was ist geschehen?

Marion. Du bist doch nicht aus dem Geschäft ausgetreten, Erich?

Erich. Allerdings.

Frau Else. Erich! Nein! — Das versteh ich nicht. — — Wie hat Papa sich immer gefreut, daß eine junge Kraft bei ihm war. Er wollte dir nach und nach alles anvertrauen. Du ahnst nicht, wie stolz er auf deine Tüchtigkeit war. — Halben wollte den Herren doch zureden, daß sie die Lohnerhöhung bewilligten.

Erich. Das haben sie auch gethan.

Marion. Ja — dann?

Frau Else. Du wärst ja aber verrückt, wenn du dich damit nicht zufrieden gäbst.

Erich. Die entlassenen Arbeiter werden nicht wieder eingestellt, — und überdies — weißt du —: es ist ganz gut so. Hätten wir uns heute vertragen, morgen wäre eine neue Karambolage dagewesen.

Frau Else. Dazu hattest du keine Lust, das kann ich mir denken. — Aber was haben die Arbeiter davon, daß du ausgetreten bist!

Erich. Mich haben sie und fast mein ganzes Vermögen. Ich hoffe, ich bin Kaufmann genug, um einer großen Arbeitergesellschaft mit Rat und That nützen zu können.

Marion. Also geradezu sozialistisch!

Erich. Blutrot. Schauerlich, wie?

Frau Else. Ja — ich hab bis jetzt immer gehört, mit den Genossenschaften ginge es nicht ordentlich.

Erich. Möglich — —, Genossenschaften! Warum soll man nicht mal ganz was Neues versuchen.

Frau Else (ihm die Hände auf die Schultern legend). Bist du felsenfest überzeugt, daß du nicht anders handeln konntest?

Erich (ruhig). Natürlich, Mutting.

Frau Else. Na, das ist gut. Dann ist ja alles beim alten — zwischen uns beiden!

Marion. Ich finde es maßlos traurig, Erich. Mit Papa und dir, das schöne Verhältnis kommt nie wieder.

Erich. Papa war noch der Vernünftigste. Aber Spitz' Tiraden, ich sollte dankbar sein und meine Kindespflicht nicht vergessen —

Frau Else. Ist denn da gar nichts Wahres dran?

Erich. Hat der mir Moral zu predigen, wenn er im Grunde doch nur meine Arbeitskraft profitieren will? Ueberhaupt sein ganzes streberiges Wesen, wie er um sein Geld bange war und wie er Halben poussierte und mich Demagoge betitelte. Der lädt sich seinen teuern Juniorpartner sobald nicht wieder ein. Wir haben uns gründlich die Wahrheit gesagt.

Marion. Das war womöglich deine Absicht, Erich? Wenn du dich nur rächen wolltest, Annas wegen, und zugleich Papa mit hineinzogst, — Erich —, war das vielleicht der Grund?

Erich. Natürlich, Marion. Ich bin ja so ein Intrigant.

Marion. Ja, Erich, — dann versteh ich dich nicht mehr (ab). Frau Else. Erich.

Erich. Marion ist ganz verdreht.

Frau Else. Ueberleg dir mal, warum sie das wohl ist. Du weißt, wie sie sich für Halben interessierte. Soll sie nun Luftsprünge machen, wenn das Brautpaar den ganzen Morgen hier ist und sie es obendrein photographieren muß!

Erich. Mußte sie das? Das ist freilich tragikomisch.

Frau Else. Weder tragisch, noch komisch; einfach scheußlich ist sowas für ein junges Mädchen. Und wer weiß, ob sie nicht tausend mal besser zu Halben gepaßt hätte als Anna —

Erich. Du liebe Zeit, ist es denn gar so wichtig, ob zwei sich kriegen oder nicht!

Frau Else. Ja, mein Sohn, das kann mitunter viel wichtiger sein als deine sämtlichen Arbeitersachen. — Ihr Männer meint immer, wenn ihr auf euern pedantischen Steckenpferden alles Natürliche niederstampft, was euch augenblicklich nicht in den Kram paßt, dann wär alles vortrefflich; — denn was Marion vorhin sagte, ist doch nicht wahr, Erich? Nein, so darf es nicht gewesen sein!

Erich. Was, mein Mutting?

Frau Else. Du kannst mir doch mit gutem Gewissen versichern, daß dieser ganze Schritt nicht etwa aus Wut über Annas Verlobung —

Erich. Ach, Unsinn! Ich hab an meine Arbeiter gedacht. — Anna kann heiraten, wen sie will.

Frau Else. Ja, das wäre von dir auch zu verkehrt und unverantwortlich gewesen. — Uebrigens hab ich zu Annas Glück durchaus kein rechtes Vertrauen.

Erich. Warum nicht?

Frau Else. Es kommt mir vor, als wäre sie noch ganz ahnungslos. Sie ist zu — wie soll ich sagen? — Bei aller Offenheit ist sie im Innersten zu abwehrend, um sich in bestimmte Dinge einweihen zu lassen. Und ich fürchte, sie wird es zu spät bereuen, daß sie auf eine freie Wahl verzichtet hat. — Ich hatte immer die fixe Idee, das wäre die einzig richtige Frau für dich.

Erich. — Sie sollte meines Hamlets Gattin sein!

Frau Else. Im Ernst, Erich. Und in solchen Sachen hab ich einen ganz guten Instinkt fürs Natürliche. — Wie freu ich mich, daß es dir nicht tiefer gegangen ist; du mochtest sie immer gern, gesteh es nur!

Erich. Anna? Anna ist nächst dir das famoseste Geschöpf auf der Welt.

Frau Else. Das sagst du ganz ruhig. — Es ist ja ein Glück, daß du phlegmatisch bist, aber ich hätte nie gedacht, daß du dich so stoisch ins Unabänderliche fügen würdest.

Erich. Ich mich fügen? — Ueberhaupt, was heißt denn unabänderlich!

Zweiter Aufzug.

Spitzens Garten an der Alster. Links das Haus. Rechts ein kleiner Steg mit angebundenem Ruderboot. In der Nähe des Stegs ein tragender Apfelbaum, darunter eine Bank. Vor der Bank, auf welcher Frau Sophie Spitz sitzt, ein Tisch. Auf einem Stuhl am Tische sitzt Anna und näht an einem Kapottehut. Einen Rock hat sie vor sich liegen. — Sonniger Herbstmorgen.

Erster Auftritt.

Anna. Ich schwärme für den Herbst. Was giebt es nur Schöneres, als hier so im Freien zu sitzen und an nichts weiter zu denken, als wie reif und pikant der Herbst riecht. Sieh mal: die Sonne leuchtet in jedem einzelnen, gelben Blatt — wie durch ein Transparent.

Frau Sophie blickt einen Augenblick ziemlich gleichgültig von ihrem Buch auf, um dann wieder weiter zu lesen.

Anna. — — Magst du meinen Hut so leiden?

Frau Sophie. Sehr niedlich. Du sollst mal sehen, die Leute, die euern Besuch heut Nachmittag annehmen, sagen es dir ins Gesicht, wie gut er dir steht.

Anna. Das interessiert sie womöglich noch mehr, als die ganze Verlobung. Zu dumm, diese Höflichkeitsvisiten.

Frau Sophie. Für den, der die Formen der Gesellschaft verachtet, ist eben alles dumm, was wir thun und treiben.

Anna. Das meiste hat doch auch herzlich wenig Sinn. Wer ist denn glücklicher, nachdem wir bei 126 Menschen unsere Karten abgegeben haben?

Frau Sophie. Viele würden es sehr übel vermerken, wenn ihr es nicht thätet. Und dann das Umherfahren, so zu zweit, das wird dir schon gefallen.

Anna. Grade davor graut mir. Was soll ich nur die ganze Zeit mit meinem Verlobten reden?

Frau Sophie. Aber wie unnatürlich, Anna: so spricht doch keine Braut!

Anna. Vorläufig ist es mir auch unnatürlich genug, Braut zu sein. Wie komme ich dazu, daß Herr von Halben mich zwanzigmal am Tage umarmt? — Ich bin nicht für Zärtlichkeiten.

Frau Sophie. Ja, liebes Kind, das hättst du früher sagen müssen. Jetzt ist es deine heilige Pflicht, dich wie eine vernünftige Person zu betragen. Man kann doch nicht sein Leben lang ein Kind bleiben.

Anna. Schade!

Frau Sophie. Rudolf ist in jeder Beziehung ein Gentleman.

Anna. Das ist wohl auch das Wenigste, was man verlangen kann. Er ist sogar klüger und amüsanter als manche andern Herren. Wenn er nichts als ein Gentleman wäre, hätteſt du mich niemals überredet, ihn zu nehmen.

Frau Sophie. Hab ich dich denn überredet?

Anna. O ja, Mama, mit Dampf! Ohne Papa und dich wäre das frohe Familienereignis wohl noch lange nicht eingetreten.

Frau Sophie. Gezwungen hat dich gewiß niemand. Das kannst du nicht behaupten. Daß ihr Jungen zu uns Eltern Vertrauen habt und unsere Ratschläge befolgt, ist doch wahrhaftig ganz in der Ordnung. Wir wissen besser, was euch frommt als ihr selbst.

Anna. Glaubst du, daß er mich wirklich liebt?

Frau Sophie. Natürlich, mein Kind. Sehr.

Anna. Was liebt er denn an mir? Meine paar guten Eigenschaften kennt er gar nicht. Von meinem Herzen weiß er so wenig wie ich von seinem.

Frau Sophie. Ihr werdet euch kennen lernen und euch durch die Gewohnheit unentbehrlich werden.

Anna. — dabei bin ich nicht mal hübsch.

Frau Sophie. Auf die schönen Linien kommt wenig an. Ein gewisser Chic, so eine Art eckige Grazie zieht die Herren oft mehr an als alle regelmäßige Schönheit.

Anna. Es bleibt höchstens, daß ich nicht ganz auf den Kopf gefallen bin. Das glaube ich selbst: unterhalten mag er sich gern mit mir. Aber, wenn ich nicht so ne gute Partie wäre —! Ach, wär ich doch arm!

Frau Sophie. Pfui, Anna, du willst doch damit nicht sagen, daß du lieber nicht unsere Tochter wärst? Mir scheint wirklich, du hast allen Grund, dankbar zu sein, daß Papa dich adoptiert hat.

Anna. Gewiß, Mama, ich bin auch dankbar. Sogar riesig.

Frau Sophie. Laß mich nicht eines Tages merken, daß du dich nicht wie unsere richtige Tochter fühlst.

Anna. Nein, nein, kleines Ma'chen. Ich heirate ihn ja auch. Daran siehst du ja, wie artig und brav ich bin. — —

Frau Sophie. Man muß nicht alles mit eigenen Augen ansehen wollen. Deine verstorbenen Eltern waren ein lebendiges Beispiel, wohin das führt. Zur Scheidung hat es geführt.

Anna. Begreifst du eigentlich, weshalb sich meine Eltern noch so spät scheiden ließen?

Frau Sophie. Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Ich glaube, sie lernten in der Ehe niemals die Selbstverleugnung.

Anna. Wozu denn Selbstverleugnung, wenn man sich lieb hat?

Frau Sophie. An die Stelle der ersten Liebe muß mit der Zeit die Gewohnheit treten. Und deine Eltern haßten das Gewohnheitsmäßige. Was ihnen keine Freude machte, daran gewöhnten sie sich nicht. Darum hatten sie nicht die mindeste Achtung vor hergebrachten Formen.

Anna. Gott, wie ich ihnen das nachfühlen kann!

Frau Sophie. Ich halte es für das Schlimmste und Thörichtste, so zu sein. Ohne Gewohnheiten und Pflichten haben wir Menschen keinen Halt und keine Ruhe. Papa und ich —, wir kannten uns auch fast gar nicht, als wir uns heirateten. Ich dachte damals ungefähr so wie du jetzt. Aber wenn man später sieht, wie der Mann immer für uns arbeitet und wie nützlich und wertvoll man selbst für den Mann ist, dann gewinnt man ihn — schon deshalb — immer lieber.

Anna. Das klingt so nüchtern und trostlos. Zwei müßten doch eigentlich von vornherein für einander geschaffen sein.

Frau Sophie. Denk an Papa und mich! War es nicht gut, daß wir nüchtern und vernünftig waren?

Anna. — — — Es muß schrecklich sein, keine Kinder zu haben. Hast du es nicht entsetzlich entbehrt?

Frau Sophie. Dafür haben wir dich ja adoptiert Anna. Und bis jetzt hast du uns eine wahre Tochter ersetzt.

Anna. Wenn man es nur vorher wissen könnte. Wozu verheiratet man sich sonst. Ein fremdes Kind ist doch ganz was anderes. Eine Welt für sich, in der man nicht zuhause ist.

Frau Sophie. Ich glaube doch, ich kenne dich so ziemlich, nicht?

Anna. Jedenfalls will ich immer offen gegen dich sein. — Weißt du, daß ich jetzt spiele?

Frau Sophie. Was spielst du?

Anna. Ich spiele! In der Lotterie!

Frau Sophie. Aber Anna, was für ein Unsinn!

Anna. Ja, ich möchte so gern mal eigenes Geld haben. Selbstverdientes. Heute ist wieder Ziehung, und ich glaube ganz sicher, daß ich heute das große Loos gewinne.

Frau Sophie. Das ist mir gar nicht lieb, Anna. Du mußt nicht immer so originell sein wollen.

Anna lacht.

Frau Sophie. Wirklich nicht. Eine originelle Frau ist eine Karrikatur.

Anna. Das schadet ja nichts.

Frau Sophie. So? — von Halben hat ganz dieselbe Empfindung. Er weiß oft nicht, was er mit dir anfangen soll, wenn du so merkwürdig bist. Laß das doch!

Anna. Ihr denkt immer, ich wollte auffallen. Dabei sehne ich mich nur nach einem Menschen, dem meine Verdrehtheit nicht auffällt, und der mich nimmt, wie ich bin.

Frau Sophie. Nein, weißt du, meine gute Anna, das redest du mir nicht aus: du willst anders sein als gewöhnliche Sterbliche.

Anna. Gut, dann will ich es also.

Frau Sophie. In die eleganten, vornehmen Kreise, in denen von Halben in Berlin verkehrt, paßt das gar nicht. Meinst du, die Leute fänden es da bescheiden, wenn eine junge Frau sich so apart benimmt? — Und der Vorwurf fällt dann immer auf den Mann.

Anna. Na, ich hoffe doch, auf den Vorwurf wird Rudolf zu antworten wissen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. v. Halben kommt. Begrüßung.

Frau Sophie. Anna, bring doch deinen Rock ins Haus! (Zu v. Halben:) Sie müssen entschuldigen, — etwas sehr prosaische Hausstandsarbeiten!

v. Halben. O bitte, muß ja alles gemacht sein.

Anna. Wie findest du diesen Stoff?

Frau Sophie (ihr den Rock nehmend und ihn weglegend). Anna, das schickt sich nicht.

Anna. Herrje! Daß Kleider zum An- und Ausziehen da sind, ist doch selbst für Gelehrte kein Geheimnis!

v. Halben. Ja — wollen wir denn in die Stadt und Möbel aussuchen?

Frau Sophie. Gewiß, mein Lieber. Komm, Anna, wir machen uns gleich bereit.

Anna. Ich bleibe hier, Mama.

v. Halben. Du mußt doch dabei sein, wenn wir uns Möbel aussuchen!

Frau Sophie. Natürlich kommst du mit.

Anna. Aber, lieben Leute: entweder ich geh jetzt mit oder ich mache heut nachmittag Brautvisiten. Eins von beiden. Mein Kleid ist noch nicht fertig, und ohne Kleid kann ich unmöglich meine Knixe machen.

v. Halben. Daß du deine Kleider auch immer selbst schneidern mußt! das hast du ja gar nicht nötig.

Anna. Nötig allerdings nicht. Aber schneller hätte es mir keine Schneiderin gemacht und besser auch nicht. Oder geh ich dir zu häßlich angezogen? Dann sag es nur.

v. Halben. Du weißt, daß ich in deine Toiletten vernarrt bin.

Anna. Ja, in die!

v. Halben (zu Frau Sophie). Ist Erich Wencke gestern hier gewesen?

Frau Sophie. Nein. Mein Mann kann sich noch nicht entschließen, ihn bei sich zu sehen.

Anna. Du denn, Mama?

Frau Sophie. Nun, mir hat er nichts gethan. Aber Papa gegenüber hat er unverantwortlich gehandelt. Nicht wahr, Herr von Halben?

v. Halben. Klug war es wohl kaum, so gegen die älteren Kompagnons Front zu machen.

Frau Sophie. Weder klug noch anständig. Mein Gott, was wäre er denn ohne die Firma! Kein Geschäft hätte ihm einen derartigen Anteil gegönnt. Aber das ist so die richtige Dankbarkeit, seine Wohlthäter im Stich zu lassen, sobald die Taschen voll sind.

Anna. Sollte er denn zu allem Amen sagen, nur weil er der Jüngere war?

Frau Sophie. Selbstverständlich sollte er das.

v. Halben. Im Interesse der Eintracht wäre es zweifellos gewesen, wenn auch seine Vorschläge herzensgut gemeint waren.

Frau Sophie. Dann hätte er auf eine günstigere Zeit warten müssen und keinen Skandal heraufbeschwören. Und nun erst, was ich von seiner Mutter gehört habe: er hat einen Arbeiterverein gegründet und will mit diesen Sozialdemokraten zusammen ein Geschäft führen.

v. Halben. Ja, das ist freilich eine sehr gewagte Sache.

Anna. Weshalb ist er eigentlich so sozialistisch?

v. Halben. Die Ideeen liegen in der Luft, und wir alle werden mehr oder weniger davon infiziert.

Frau Sophie. Versteh ich nur zu gut, lieber von Halben. An und für sich ist es ja so begreiflich, wie der Arbeiter oder der Nationalökonom dazu kommt. Die Sozialdemokraten haben in manchen Punkten ganz recht. Das will zwar Papa nicht zugeben — wie oft hab ich nicht schon zu ihm gesagt, die Sozialdemokraten haben von ihrem Standpunkt ganz recht —, er kann sich nun mal absolut nicht in den gemeinen Mann hineinversetzen. Aber, andrerseits hat er auch recht, wenn er sich als Kaufmann um seine eigenen und nicht um fremde Interessen kümmert. Wie geschmacklos, wenn unsereiner sich da hineinmischt. Als Kaufmann und als Sohn seines Vaters durfte Erich Wencke nicht so handeln. Er hat sich dadurch für immer von uns losgelöst.

v. Halben. Ich muß auch sagen: gewiß hat er etwas Großartiges in seiner Selbständigkeit, und ich wills ihm nicht abstreiten; aber er gerät mehr und mehr auf eine schiefe Ebene.

Frau Sophie. Und passen Sie auf, sein Vermögen und sein Lebensglück wird er dabei verlieren!

v. Halben. Ich fürchte es auch.

Frau Sophie. Jetzt will ich mich schleunigst fertig machen und dann gehen wir zusammen in die Stadt. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Anna und v. Halben.

Anna. Deine Freundschaft für Erich Wencke ist ja in den letzten Tagen bedenklich abgekühlt.

v. Halben. Inwiefern? Wie kannst du das behaupten, Anna? Ich muß vielmehr sagen, ich habe ihn nie so bewundert wie eben jetzt.

Anna. Du sprichst bald so und bald so. Mama hast du doch fortwährend beigepflichtet, als sie über ihn herzog.

v. Halben. Ich kann mich doch nicht auf große Debatten mit deiner Mutter einlassen. Das wäre sehr unbescheiden von mir. Sie versteht Erich so ganz anders als ich. Für mich ist er geradezu ein Held, der seinen eigenen Weg geht, während wir Knirpse auf der breiten Heerstraße bleiben müssen.

Anna. Wie übertrieben! Er der Riese und wir die Zwerge! Wenn du so eitel und ehrgeizig wärst wie er, könntest du doch dieselbe Rolle spielen.

v. Halben. Aber liebe, teure Anna, überleg es dir mal ordentlich, dann mußt du mir beistimmen, daß der, weiß Gott, nicht eitel und ehrgeizig ist!

Anna. Ja, — das meinte ich auch eigentlich gar nicht.

v. Halben. Erich ein Renommist! Verzeih, das ist wirklich zum Lachen!

Anna. Lach doch, lach doch!

v. Halben. Nein, wie kann man nur so ins Blaue hinein urteilen!

Anna. Du hörst ja, ich habe es zurückgenommen!

v. Halben. An dem sollten wir uns doch lieber nicht so ohne weiteres mit unserm Tadel vergreifen.

Anna. Will ich auch gar nicht. Beruhige dich nur über meine Dummheit und sag mir lieber: glaubst du ernsthaft, daß er mit seinen Plänen auf eine schiefe Ebene geraten ist — oder hast du das auch nur so obenhin gesagt?

v. Halben. Nein. Das scheint mir sogar zweifellos. Aber das gehört sich auch so.

Anna. Was soll das heißen?

v. Halben. Aesthetisch betrachtet gehört es sich so. Erhobenen Hauptes, naiv, heiter, nur seiner Natur folgend, alle Vorsicht verachtend, geht er lachend ins Unglück.

Anna. Und das kannst du förmlich genießen?

v. Halben. Wie man das Tragische genießt. Es ist eine entzückende Größe in dem Menschen, — so gar nichts Breitspuriges.

Anna. Dich so zu deinem Freunde zu stellen, das finde ich egoistisch und schadenfroh zugleich.

v. Halben. Ach, du kleine Advokatin! Einen Augenblick nimmst du gegen Erich Partei und im nächsten für ihn, um mir nur ja niemals recht zu geben. So seid ihr Mädchen.

Anna. „Frauenlogik." Also weiter!

v. Halben. Ich freu mich doch nicht an seinem voraussichtlichen Unglück, sondern an der Größe, wie er den Kampf gegen die Tradition aufnimmt.

Anna. Und das nennst du Freundschaft? Schließlich bist du mit Erich nicht befreundeter als mit dem ersten besten Tragödienheld, — wenn du ihn nicht entweder warnst oder ihm hilfst.

v. Halben. Denkst du, er ließe sich helfen? Man kann ihm eben nichts sein, darin stimmte mir neulich sogar seine Schwester vollkommen bei.

Anna. Marion — ja, das glaub ich! An wem das wohl liegt, wenn Erich Wencke nichts von eurer Freundschaft hat?

v. Halben. Du verstehst weder ihn noch mich.

Anna. Entschuldige, bitte, daß ich so thöricht bin! Warum nimmst du auch so ein verständnisloses Schaf zur Frau und nicht lieber eine, die dir beständig „vollkommen beistimmt"?!

v. Halben. Aber Anna! (Er will sie umarmen.)

Anna. Laß nur! Das kann jeder: erst grob sein und dann schmeicheln. Setz mir doch wenigstens vernünftig auseinander, weshalb wir Erich nicht für uns retten dürfen?

v. Halben. Sehr einfach; solche Leute brauchen keine Freunde im gewöhnlichen Sinne. Sie gehen einsam den Weg ihrer Natur. Ihre Freunde sind eigentlich nur ihre Zuschauer und Zuhörer oder ihre Jünger.

Anna. O Rudolf, wenn du wüßtest, wie unwahrscheinlich und theatralisch mir das alles klingt. Ich kenn Erich Wencke doch schon Gott weiß wie lange. Er würde lachen über diese Freundschaftsvorlesung.

v. Halben. Mein Kind, ich war drei Jahre mit ihm in derselben Klasse zusammen. Da sieht man die Elemente, aus denen sich der künftige Mann zusammensetzt.

Anna. Und wenn er sich anders zusammensetzt, kannst du auch nichts machen — trotz allen Elementen. Diese freundlose Einsamkeit —, das gilt wohl von ganz großen Leuten, könnt ich mir vorstellen. So einer ist Erich nun ganz sicher nicht. Der einzige Unterschied zwischen ihm und uns ist, daß er in Wort und That frei ist und es öffentlich bekennt —, und wir verheimlichen unsere Freiheit aus Gesellschaftsangst. Er thut ehrlich und unbekümmert all das, was wir nur verstohlen wünschen dürfen.

v. Halben. Es giebt eben höchst selten mal einen Mann der That.

Frau Sophie in Ausgehtoilette.

Frau Sophie. So, jetzt bin ich soweit. — Zu ärgerlich, Anna, daß du nicht mitgehst.

v. Halben (zu Anna). Unser Gespräch wollen wir gelegentlich fortsetzen.

Anna. Gern. — Wann kommt ihr zurück?

Frau Sophie. Zum Frühstück. Vielleicht bringen wir Papa mit.

v. Halben. Und nachmittags werden Besuche gefahren.

Anna. Besuche gefahren, ja.

Verabschiedung. Frau Sophie und v. Halben nach links ab.

Vierter Auftritt.

Während Anna an ihrem Hut näht und ihn ab und zu prüfend vor sich hält, erscheint Erich Wencke beim Hause und betrachtet sie eine Weile.

Erich. Guten Tag, Fräulein Anna!

Anna. O! — Guten Tag, Herr Wencke! Kommen Sie auch mal?

Erich. Darf ich Ihnen einen kleinen Besuch abstatten?

Anna. Ja, gern.

Erich. Ich hab Ihnen in den letzten Tagen schon die vergeblichsten Fensterpromenaden gemacht.

Anna. Warum sind Sie denn nicht hereingekommen? Es giebt doch genug, worüber wir jetzt zu reden haben. Was ist seit Ihrer Abreise nicht alles passiert mit uns beiden!

Erich. Ach, wissen Sie: ich eigne mich gar nicht zum feierlichen Gratulanten.

Anna. Ist auch nicht nötig.

Erich. Und Sie waren ja nie allein.

Anna. Mama und mein Verlobter sind in die Stadt gegangen.

Erich. So. Uebrigens heißt es Bräutigam. — Ja, ich sah die beiden eben weggehen.

Anna. Sie werden wohl erst zum Frühstück wiederkommen.

Erich. A, das ist fein.

Anna sieht ihn mit einem fragenden Lächeln an und näht dann ruhig an ihrem Hut weiter.

Erich. Was nähen Sie denn da?

Anna. Sind Sie etwa auch dagegen, daß ich mir meine Garderobe selbst schneidere?

Erich. Im Gegenteil. Ich würde z. B. keine Frau nehmen, die das nicht könnte.

Anna. Nicht wahr, etwas muß man doch können? Mein Verlobter —.

Erich. Bräutigam!

Anna. Nein, ich sage nun mal Verlobter. Also Rudolf findet das Nähen unter meiner Würde.

Erich. So. — Und was soll dies kleine Monstrum vorstellen, das Sie da fabrizieren?

Anna. Das wird ein Kapottehut für die Brautvisiten.

Erich. Wollen Sie Brautvisiten machen?

Anna. Ja, natürlich.

Erich. Entsetzliche Idee, sich von einem fremden, neugierigen Gesicht zum andern schleifen zu lassen.

Anna. Wissen Sie, das muß einfach sein. Was würden die Leute sagen, wenn wir —

Erich. Ja die! Aber was sagen Sie selbst dazu, wenn Sie überall Ihre feinsten und eigensten Gefühle zur Schau tragen müssen?

Anna. Ach was: feinſten Gefühle! Das verſtehen Sie nicht.

Erich. Sehr möglich. Ich verſteh manches nicht.

Anna. Was haben Sie denn zu meiner Verlobung geſagt?

Erich. Was ſollte ich dazu ſagen?

Anna. Gott, nichts beſonderes, natürlich. Ich meine nur, Sie haben ja, ſeit Sie zurück ſind, nicht die mindeſte Notiz von uns genommen.

Erich. Von wem?

Anna. Von — Rudolf und mir.

Erich. Mit Rudolf war ich jeden Tag zuſammen. Hat er Ihnen meine Empfehlungen nicht beſtellt?

Anna. Doch, ich glaube.

Erich. Haben Sie etwa von mir Notiz genommen?

Anna. Durfte ich denn? Ich bin verlobt und kann Sie doch nicht einladen, wenn Sie ſich nicht von ſelbſt herbemühen.

Erich. Ja, durfte ich denn? Ich bin ja der undankbare Sozialiſt. Ihr Vater würde mir ſchön aufs Dach ſteigen, wenn er mich hier träfe.

Anna. Hat es Sie überraſcht?

Erich. Was?

Anna. Meine Verlobung!

Erich. Nein. Dem klugen Halben habe ich immer eine kluge Wahl zugetraut.

Anna. Herr Wencke, ſagen Sie nichts auf ihn!

Erich. Warum ſollte ich? Ich liebe ihn ja auch ſehr, — und Klugheit iſt kein Fehler. — Wenn ich dran glaubte, daß auf Erden immer zwei Menſchen unbedingt für einander geſchaffen wären, dann wär ich vielleicht diesmal überraſcht geweſen.

Anna. Glauben Sie das nicht?

Erich. Ich hab keinen Grund dazu.

Anna. Es iſt auch beſſer, man läßt ſolche Kinderideeen. Und jeder tröſtet ſich mit der Zukunft, der ſich zuerſt in neuen Verhältniſſen kreuzunglücklich fühlt.

Erich. Warum fühlen Sie ſich denn unglücklich, Fräulein Anna?

Anna. Ich? — Abſolut nicht. — Das hab ich ja nicht geſagt.

Erich. Dann begreife ich nicht, warum Ihnen jetzt die Thränen in die Augen treten.

Anna. Haben Sie eigentlich ein Herz?

Erich. Ich weiß nicht. Anständigerweise muß man ja wohl?

Anna. Ja, und noch dazu vorschriftsmäßig muß es sein. In den Augen der andern hat man nur dann eins, wenn es ebenso ist wie das allgemein übliche Normalherz, akkurat gerade so.

Erich. Auf die Art hab ich keins. Die andern sind eben — anders.

Anna. Es wäre doch wohl praktischer, man ließe alles Besondere beiseite und richtete sich in allen Stücken ganz genau nach den andern.

Erich. Das könnten Sie ebenso wenig wie ich.

Anna. Aber besser wäre es. Was hat man davon, daß man sich von den meisten unterscheidet?

Erich. Kolossal viel. Deshalb liebe ich die andern ja gerade, weil sie mich fortwährend unterhalten mit ihren spaßhaften Ansichten und Grundsätzen, die mir oft so unfaßbar wunderlich vorkommen.

Anna. Wie reimt sich das denn zusammen: Sie lieben die Menschen, obgleich sie Ihnen fremd sind?

Erich. Weil ich eben das Fremde und Neue liebe. Thun Sie ja auch!

Anna. Ja. — Gewiß! Aber sympathisch kann einem doch nur das Gleichartige sein.

Erich. Weiß ich nicht. Wir beiden haben doch auch lauter verschiedene Ansichten.

Anna. Ist es denn so sicher, ob wir uns —

Erich. Ja.

Anna. Sie können unmöglich wissen, was ich sagen wollte.

Erich. Sie wollten sagen: ob wir beiden uns sympathisch sind. Und das sind wir ja.

Anna. Da ist ja auch nichts dabei.

Erich. Nee, wie sollte es wohl! Das Sympathische ist eben, daß man sieht: auch der andere ist in seiner Art ein spärliches Wesen, sucht, irrt, vernarrt sich —

Anna. Empörend. Sie halten mich also für ein sogenanntes spärliches Wesen?

Erich. Jedenfalls für nicht viel beſſer als die meiſten andern. — Wenn wir Menſchen uns in unſere gegenſeitigen Tugenden verliebten, müßte es ſehr viel mehr gute Menſchen oder ſehr viel weniger Verlobungen geben.

Anna. Das ſeh ich nicht ein. Manchmal lernt man jemand von allerhand famoſen Seiten kennen und redet ſich dann ein: dahinter muß auch ein Menſch zum Verlieben ſtecken.

Erich. Warum thut man das manchmal!

Anna. Es iſt häufig ſo; — ich denke an einen beſtimmten Fall — bei einer Freundin von mir.

Erich. So: bei einer Freundin?

Anna. Ja. — Und nachher war ſie dann völlig enttäuſcht.

Erich. Irren iſt menſchlich —: dieſe Wahrheit ſollte einen nicht immer wieder enttäuſchen.

Anna. Wir können doch aber auch von dem andern Teil getäuſcht werden!

Erich. Alles Selbſttäuſchung: wir kannten den andern zu wenig, um ihm ſein ſpäteres Weſen zuzutrauen.

Anna. Dann wäre man ja immer ſelbſt dran ſchuld, wenn man hintergangen wird.

Erich. Schuld? Es iſt ein Unglück. — Wie es gewiß ein ſehr ſeltenes Glück iſt, daß alles ſo ſchön kommt, wie man es ſich ausgemalt hat.

Anna. Nein, was wir alles zuſammenreden: lauter dummes Zeug ohne Sinn und Verſtand!

Erich. Das ſagt man ſo. Ich glaube, für uns kleine Menſchen hat das kleine dumme Zeug mehr Sinn und Verſtand als all die großen Redensarten, die ich in der letzten Zeit ſo gründlich zu hören bekomme: von Pflicht und Tugend und Ewigkeit und ... Die ſind nur das Korſet für unſere menſchliche Hinfälligkeit.

Anna. Von Korſet ſpricht man nicht.

Erich. Gut. So ſollte man auch nicht von Tugend und Pflicht reden.

Anna. Was haben Sie nur gegen alles Gute und Schöne?

Erich. Daß es gepredigt wird.

Anna. Wo ſoll es ſonſt herkommen?

Erich. Es muß Natur ſein.

Anna. Aber es muß erst gepredigt werden, damit es uns zur zweiten Natur werden kann.

Erich. Und weshalb ist es nicht unsere erste Natur? Dies Predigen macht nun, daß ich verstoßen wie ein verlorener Sohn dastehe und noch doppelt verachtet werde, weil ich kein böses Gewissen habe. Denn die Leute verlangen, meine Natur soll sich von ihren Predigten drillen lassen.

Anna. O das kenn ich, das kenn ich! Man darf ja nicht man selbst sein! Es ist gräßlich!

Erich. Lauf der Welt. — Ich wollte nicht Ihr Mitleid anrufen.

Anna. Ha! Mitleid! Ich beneide Sie wahnsinnig!

Erich. Um was denn?

Anna. Daß Sie ein Leben führen werden, ganz frei, ganz Ihr Selbstkönig! Aber ich werde aufpassen, daß Sie sich nicht abtrünnig werden: von Zeit zu Zeit überzeuge ich mich davon und lache Sie wahnsinnig aus, wenn Sie klein beigeben sollten. Oder vielmehr: ich seh dann, daß Lüge und Schein Wahrheit ist und daß es mit der Ehrlichkeit nicht geht.

Erich. Daran werden Sie wohl gerade denken, wenn Sie erst Frau von Halben sind!

Anna. Ja, das werde ich.

Erich. Später haben Sie auch keine Zeit, sich von meinem Wohlergehn zu überzeugen. Dürfen Sie gar nicht.

Anna. Oho! — Außerdem heiraten wir noch lange nicht. Ich denke noch nicht daran. Sie sind vor meiner Beaufsichtigung nicht sicher.

Erich. Da müßte ein Wunder vom Himmel geschehen.

Ein Apfel fällt vom Baum auf den Rasen.

Anna (hebt den Apfel auf und überreicht ihn Erich). Noch mehr Wunder vom Himmel gefällig?

Erich (zerbricht den Apfel, behält die eine Hälfte und giebt Anna die andere). So, jetzt essen wir ein Vielliebchen.

Anna. Schön. Ich denke dran (ißt).

Erich. Ich auch (ißt). Wir haben ihn nicht abgepflückt, Anna!

Anna. Bewahre, das besorgt alles die Natur.

Erich. Hätte ich nun heute meinen Symbolischen —

Anna. Ihren Symbolischen: was heißt das?

Erich. Den werden Sie schon kennen lernen.

Anna. Wann denn?

Erich. Meinen symbolischen Tag hab ich öfters mal. Dann vergeß ich mein angebornes Phlegma und werde symbolisch und verhängnisvoll. Ordentlich poetisch.

Anna. Ach, machen Sie mir das mal vor!

Erich. Der Mensch ist nämlich ein affektiertes Geschöpf. Die Natur kommt häufig zu kurz.

Anna. Leider!

Erich. Dann würde ich sagen: dieser Apfel ist uns von Eris hereingeworfen. Die Natur ist Eris und bringt nichts als Streit in die menschliche Gesellschaft. Dies ist der Zankapfel.

Anna. Wollen wir beiden uns denn zanken?

Erich. Wir? Na! — Weil wir beiden uns so gut vertragen, werden die andern zanken. Die Gesellschaft. Wohlverstanden: wenn ich als Kassandra auftreten will, was mir eigentlich fern liegt. — — — — Nun sehn Sie mich an wie einen rätselvollen Sphinxerich. Worüber lachen Sie?

Anna. Darüber, daß ich mich mit Ihnen sieze und mit Halben duze.

Erich. Das ist auch sehr lächerlich.

Anna. Ach, Kinder, die ganze Welt ist lächerlich!

Erich. Weil wir eben Kinder sind, können wir noch über all die Ernsthaftigkeit lachen.

Anna. Nein, Erich, wir sind aber keine Kinder mehr! — Wären wirs doch noch!

Erich. Dann würden wir ja doch nur spielen, daß wir schon erwachsen wären.

Anna. Und unsere Böte würden wir um die Wette schwimmen lassen hier vom Steg — das war immer mein Schönstes!

Erich. Ja, und wenn dann das Lieblingsschiff immer weiter und weiter hinaustreibt, daß mans nicht mehr greifen kann, und plötzlich kommt ein impertinenter Windstoß und bläst es um: ist das nicht zum Heulen wie eine verloren gegangene Hoffnung für uns dummen Kinder?

Anna nickt langsam mit hinaufgezogenen Brauen.

Erich. Und dann plumpste eines schönen Tages die kleine Anna ins Wasser — an einer recht tiefen Stelle.

Anna. Ich? Warum soll ich immer das Pech haben?

Erich. Ja, im Traum war es immer so. Das müßtest du. Und dann komm ich voller Edelmut, springe dir nach in die plötzlich tobende Alster, und zieh dich mit Gefahr meines Lebens wieder heraus.

Anna. — — Ach, laß mich nur drin, Erich; ich bin schon längst ertrunken.

Erich. Bist du schon längst ertrunken?

Anna nickt.

Erich. Aber soll ich — soll ich nicht wenigstens Rettungsversuche machen?

Anna. Nützt nichts, Erich, — kann gar nichts nützen!

Erich. Kann gar nichts nützen? Warum nicht?

Anna schüttelt stumm den Kopf; ihre und Erichs Fingerspitzen berühren sich; ihre Blicke schwimmen zusammen.

Erich. Du arme, liebe, tote Anna! — — Wenn du nun ertrunken bist —, — kannst du mir nichts verbieten! (Er küßt sie.)

Anna (außer sich). O Erich, leben! leben!!

Erich. Ja, wir wollen leben, Anna! Siehst du, nun hab ich dich doch! Ich mußte dich ja auch haben; weißt du, Anna: es ging einfach nicht anders. Oder magst du mich nicht, wie? Das wäre trostlos. Dann pilger ich ganz begossen wieder nach Hause. Soll ich, Anna? — Nein, diese Thräne mag ich gar nicht leiden; weg damit! So. — Noch eine? Willst du wohl!

Anna. Warum weine ich nur! — ich thu es sonst nie. Alles ist anders. — O Erich, wie ist es, ist es möglich — hab ich denn nur immer geträumt bis jetzt! Mein ganzes Leben lang hab ich mich auf dich gefreut und merk es jetzt erst! — Und daß ich dir das sagen kann —, wie ist es nur möglich!

Erich. Alles kannst du mir sagen, Anna. — Aber freu dich nicht zu früh: du wirst es elend schlecht bei mir haben. Du weißt, ich bin schauderhaft eigensinnig.

Anna. Ich auch, Erich.

Erich. Das wird ein Hausstand werden: immer Zank, immer Aerger, immer Scenen —!

Anna. Ja — wenn du meinst —, dann lassen wir es lieber?

Erich. Ja, ja, es ist besser. Also adieu!

Anna. Nein!

Erich. Doch, doch, wir müssen einfach nicht mehr aneinander denken. (Er läuft ihr weg.)

Anna. Erich! — Komm! — (Mit ernster Bitte, tief errötend:) Laß mich nicht hinter dir herlaufen!

Erich. So, jetzt spielen wir Mutter und Kind. (Er setzt sich auf einen Stuhl am Wasser, zieht sie zu sich und wiegt sie auf seinen Knieen.) Was hab ich für ein ernstes, großes Kind. Was fehlt dir denn? Na, was hast du denn?

Anna. Ich glaube, die Alster ist an allem Schuld. Die blinkt einen so harmlos und mütterlich an und versteht einen so gut —

Erich (mit plötzlichem Uebermut). Die Alster soll leben! Hurrah, ein Dampfer! (Er winkt mit dem Taschentuch.) Die Leute sind zu stumpfsinnig: salutieren gar nicht vor uns.

Anna. Zu unverschämt wirklich! (Sie winkt auch.)

Erich. Wenn ihr keine Kanonen habt, so nehmt Kapotten wie wir! Bum! (Er wirft Annas Hut weit hinaus.)

Anna. Erich! So ein Scheusal!

Erich. Marschmarsch, ins Boot: wir müssen den Dampfer einholen und kapern!

Anna. — Wenn da nun die Eltern drinsitzen!

Erich. Mit Halben! Dein Bräutigam hier und dein Verlobter da. Anna, was 'n Luxus!

Anna. Bitte, Erich, laß das!

Erich (ins Boot springend). Also schnell hin und nachsehen! Kommst du mit?

Anna. Selbstverständlich. (Sie steigt auch ein.)

Erich. Ist die Kette los?

Anna. Ja.

Erich. Die letzte rasselnde Kette.

Anna. Du bist wohl wieder symbolisch?

Man hört ihr Gelächter, während das Boot sich entfernt. Die Bühne bleibt eine Zeitlang leer.

Fünfter Auftritt.

Von hinten, ums Haus herum, kommen Spitz, Frau Sophie und v. Halben.

v. Halben (im Gespräch mit Spitz). — — Und ins Schlafzimmer bekommen wir Ahornmöbel.

Frau Sophie. Breite, engliſche Betten, alles äußerſt ſolide gearbeitet.

Spitz. Na ja, das wird denn gewiß ganz hübſch.

v. Halben. Prachtvoll, Herr Spitz. Unſere Wohnung wird das behaglichſte Neſt von der Welt.

Frau Sophie (nach vorn kommend). Anna? (Sie nimmt die auf dem Tiſch liegen gebliebenen Sachen auf und legt ſie wieder hin.) Alles noch am alten Platz! (Aufs Waſſer blickend.) O Gott! Herr von Halben — Johannes — lieber Rudolf!! — Anna iſt weg!

Spitz. Sie wird im Hauſe ſein. Was iſt denn dabei!

Frau Sophie. Aber ihre Sachen! ihr Hut!

v. Halben. Ihr Hut! Himmel, er ſchwimmt auf dem Waſſer!

Spitz. Auf dem Waſſer? Nein, nein. Das wird ein anderer ſein. (Ruft zum Hauſe hinauf:) Anna! (Rennt zur Veranda hinauf, klatſcht in die Hände und ruft durch die Zimmer:) Anna! Wo biſt du? (und kehrt wieder zurück).

v. Halben (inzwiſchen). Aber liebſte Schwiegermama, es iſt ja nicht geſagt —

Frau Sophie. Was iſt nicht geſagt! Der Hut ſagt alles! Deshalb blieb ſie allein zurück. Ich ahnte es ja, als ſie ſo verzweifelte Andeutungen machte. Sie war anders als ſonſt —

v. Halben. Sie war doch ganz glücklich!

Frau Sophie. Nein, ſie fühlte ſich tief unglücklich, das arme Kind. Jetzt muß ich Ihnen die Wahrheit ſagen: Sie hat mir noch heute Morgen die bitterſten Vorwürfe gemacht, daß wir ſie zu der Verlobung gezwungen hätten.

v. Halben. Aber ich bitte Sie: warum haben Sie mir das verheimlicht?

Spitz. Ich habe Anna zu nichts gezwungen.

v. Halben. Wie konnten wir ſie dann allein laſſen!

Spitz. Wie konnteſt du das thun, Sophie!

Frau Sophie. O dieſe Verantwortung! O mein Kind, warum haſt du uns das angethan!

Spitz. Anna! Meine Tochter! An—na!

v. Halben. Ja — das Schreien nützt ja nichts; ich will hinausrudern und zuſehen — Wo iſt denn das Boot?

Spitz. Hier, mein Sohn. Nein: wo iſt es! Das Boot war doch da. Sophie, vielleicht iſt ſie nur ausgerudert!

Frau Sophie. Ausgerudert! Als ob sie jemals allein ausruderte! Sag doch nicht so sinnloses Zeug, Johannes! Siehst du denn nicht ihren Hut!

v. Halben. Da kommt ein Boot; wir wollen die Leute fragen, ob jemand — —

Spitz. Wie gern hätten wir ihr jeden Wunsch erfüllt!

Frau Sophie. Ich kann diese Verantwortung nicht tragen, ich kann es nicht. Gleich wird man den leeren Kahn ans Land treiben sehen!

Sechster Auftritt.

Der Kahn mit Erich und Anna kommt wieder und legt am Steg an.

Erich (zuerst noch hinter der Scene). Aha, alles würdig zu unserm Empfange versammelt.

Spitz. Anna, mein Töchterlein: bist du gerettet?!

Frau Sophie. Aber nein, Anna! Wie konntest du uns so ängstigen! Was sollten wir denken, wenn das Boot verschwunden war und nur dein Hut auf dem Wasser schwamm!

Anna. Erich hat mich entführt.

Spitz. Erich? Was wollen Sie überhaupt hier, Herr Wencke?

Frau Sophie. Ich finde es höchst sonderbar, daß Sie in unserer Abwesenheit mit unserer Tochter rudern.

Erich. Ja, nun lassen Sie uns erstmal aussteigen und versprechen Sie mir, uns ruhig anzuhören, denn wir haben Ihnen eine große Ueberraschung beizubringen. — Versprechen Sie das? Sonst rudere ich mit Anna noch für eine halbe Stunde wieder weg.

Spitz. Lassen Sie Anna sofort aussteigen!

Frau Sophie. Was soll dies lange Verhandeln! Die Dienstboten sehen schon aus dem Küchenfenster zu.

Erich. Gut. (Anna und er steigen aus.) Wir haben jetzt alle die seltene Gelegenheit, uns recht nobel und verständnisvoll gegeneinander zu benehmen. Der einzige, der hier zu verzeihen hat, ist Halben. Lieber Halben: Anna bittet dich, sie frei zu geben, denn Anna liebt mich und ich sie.

Spitz. Sie sind wahnsinnig, Herr Wencke! Sie wollen sich an der Braut eines andern vergreifen?!

Frau Sophie. Anna, laß den fremden Herrn los! Herr von Halben, das werden Sie sich doch nicht gefallen lassen!

Erich. Allerdings, Halben: wenn du es dir nicht gefallen ließest, das wäre zu natürlich; du mußt mich jetzt hassen. Und darum will ich mich auch gern den albernsten Formalitäten fügen —, wenn dich das irgendwie befriedigen kann.

v. Halben (zu Frau Sophie). Wenn Sie mir nicht vorher schon gesagt hätten, daß Anna sich als meine Braut unglücklich fühlte —

Frau Sophie. Wann hab ich das gesagt? Sie sehn ja, Anna ist nicht verzweifelt; sie hat einfach den Verstand verloren und benimmt sich wie ein ungezogenes Schulmädchen!

Anna. Lieber Halben, gieb dem ungezogenen Schulmädchen die Hand, (er thut es) und bleib unser Freund. Daß Erich und ich dich nicht kränken wollten, weißt du ja. Das traust du uns beiden auch gar nicht zu. Wir können nicht anders. Seit heute weiß ich erst, was Liebe ist, und ich weiß auch: du hast mich nicht so lieb, daß du ohne mich nicht leben kannst.

v. Halben (indem er Erich die Hand drückt). Ach, Erich, warum konntest du nicht früher zurückkommen! (Zum Ehepaar Spitz:) Bitte entschuldigen Sie mich: ich reise nach Berlin. (Ab.)

Spitz. Was! — Lieber von Halben — aber — nun verläßt der uns auch noch! — Herr Wencke: Sie sind der böse Geist unseres Hauses! Haben Sie es denn darauf abgesehen, uns zu ruinieren? Jedes Glück, auf das wir gerechnet hatten, vereiteln Sie, und jedes Unglück, das uns überrascht, kommt von Ihnen. Das macht, in Ihrem Herzen wohnt keine Ehrfurcht, Sie sind ein Mensch ohne Prinzipien, ein Mensch, der unberechenbar handelt und auf den man sich deshalb nicht verlassen kann. Ich habe auch das böse Wort gehört, das Sie Ihrem Vater entgegenzuschleudern wagten: wir Alten sollten Respekt vor der Jugend haben! Das ist so der echte moderne Geist, der führt ins Lager der Vaterlandsfeinde, zum Umsturz und zur Auflösung der Familienbande! Und meinen Sie nun wirklich, Ihnen würden wir unsere Tochter anvertrauen?!

Erich. Anna selber hat sich mir anvertraut. Und darüber bin ich so außerordentlich glücklich, daß mich keiner

Ihrer Vorwürfe aus diesem ungewohnten Zustand aufstören kann. Im Uebrigen bin ich ein ganz harmloser Mann und lange nicht so interessant wie Sie mich da schildern.

Frau Sophie. Anna! Jetzt höre mal ganz ruhig auf mich! Bist du denn völlig bethört! In deiner Verblendung willst du etwas ganz Unmögliches. Es kann dir nicht einerlei sein, ob wir uns vor aller Welt für ewige Zeiten tötlich blamieren. Wenn die Hunderte von Leuten kommen und zur Verlobung gratulieren, sollen wir da sagen: In der Zeitung steht zwar Herr von Halben, aber es ist nur Erich Wencke?

Anna. — Nur?! — Sag ihnen die Wahrheit, Ma'chen: dann gehn sie zufrieden nachhause und haben vier Wochen lang was zu klatschen.

Frau Sophie. Aber ich sehe es wohl: du lachst über Papa und mich, weil wir dir zumuten, dankbar zu sein; es kommt dir nicht drauf an, ob wir uns zu Tode grämen: wir sind ja nicht deine rechten Eltern, wir kennen natürlich dein Inneres nicht, wir haben nicht das geringste Verständnis für deine freie Seele, wir sind ja so spießbürgerlich, dir eine gute, gesicherte Ehe zu wünschen —!

Anna. Liebes, gutes Ma'chen: bitte, sprich nicht weiter. Du erniedrigst dich so! Es ist so zum Weinen häßlich, wie du nur Undank und Schlechtigkeit siehst, wo Liebe ist.

Spitz. Natürlich, wir sollen eine schöne Gruppe bilden und sagen: Nehmt unsern Segen, denn kindische Verliebtheit ist höher als alle Vernunft. — Anna, du weißt, wie lange Herr Wencke es überall aushält und wie beständig er ist. Du weißt, welche Achtung er vor den bürgerlichen Institutionen hat, die jedermann heilig sein sollten. Ein Mann, dem das Geschäft seiner Väter nicht mehr genügt, der mit den Feinden der Gesellschaft konspiriert, der bietet allerdings bessere Garantieen für eine gute Ehe als Herr von Halben mit seiner gesicherten, hochangesehenen Stellung und mit seiner vornehmen, altehrwürdigen Familie. Anna, Anna, sieh dich vor: du bist im Begriff, leichtsinnig ins Verderben zu rennen!

Frau Sophie. Das prophezei ich dir, mein Kind: es wird dir gehen, wie es deinen leiblichen Eltern gegangen ist, vor deren gefährlichem Einfluß wir dich retten wollten.

Der erste Rausch wird bald vorbei sein; dann kommt die Reue früh genug. — Und jetzt laßt uns, bitte, ins Haus gehen. Wir können da ja über diese erquickliche Angelegenheit weiterreden.

Frau Sophie und Spitz gehen die Treppe zur Veranda hinauf.

Erich (zu Anna, mit ihr den andern folgend). Glaubst du das alles, was deine Eltern prophezeit haben?

Anna. Sei ihnen nicht böse, Erich: sie ahnen ja nicht, wie du bist.

Anna und Erich hinter dem Ehepaar Spitz ins Haus ab.

Dritter Aufzug.

Bibliothekſaal im Lagerhauſe der von Erich Wencke gegründeten Arbeitergenoſſenſchaft. Die Einrichtung iſt neu, praktiſch, ohne Luxus. Links ein großes, breites Fenſter, in der Mitte des Hintergrundes eine Doppelthür zum Verſammlungsraum, rechts eine einfache Thür zu den Zimmern der Direktorwohnung.

Erſter Auftritt.

Anna und Marion ſind damit beſchäftigt, Bücher in die Regale zu ſtellen.

Marion. O ich lahme, langweilige Thränenlieſe!

Anna. Selbſterkenntnis iſt der erſte Schritt zur Beſſerung. — Warum ſeufzteſt du?

Marion. Erſt mußte dies rieſige Lagerhaus fertig ſein und euere Direktorwohnung mitſamt der Arbeiterbibliothek eingeweiht werden, um mich daran zu erinnern, daß ich noch zu euch gehöre und euch helfen kann!

Anna. Sollte dieſe Einſicht wohl mit einem gewiſſen Jemand zuſammenhängen?

Marion. Was müßt ihr von mir gedacht haben, als ich in den zwei Jahren ſo ſelten zu euch kam! Und ſogar auf der Taufe von euerm Kleinen fühlte ich mich wie eine Fremde.

Anna. Warum ſollteſt du es anders machen als dein Vater und als meine Eltern! So unabhängig und gleich-

gültig gegen alles Gerede wie deine herrliche Mutter bist du nun mal nicht.

Marion. Nein, ich bin ganz anders. Ihr hättet ja so recht, wenn ihr nichts mehr von mir wissen wolltet.

Anna. Ich habe es förmlich genossen, daß Erich außer seiner Mutter eigentlich niemand hatte als mich, — muß ich sagen. Das hat uns nah und fest zusammengebracht. Ich dachte mir immer: wir können auch ohne die andern fertig werden; und mit der Zeit müssen sie ja doch alle wiederkommen, und zugeben, daß sie Erich elend im Stich gelassen haben.

Marion. Euer ganzes Leben kam mir in den zwei Jahren vor wie eine andre Welt: eure freiwillige Armut; — die derbe, rücksichtslose Art, die Erich sich angewöhnte; — dies unaufhörliche Arbeiten von euch beiden, gleich nach der Hochzeit; — man hatte wirklich Angst, euch zu stören.

Anna. Wenigstens verstehst du, daß wir keine Zeit hatten, uns in euern Gesellschaften blicken zu lassen.

Marion. Wie hat man euch das verdacht!

Anna. Wer? Die paar Leute, die fünf Dienstboten halten? Alle, auf die es uns ankam, sind uns von Herzen dankbar gewesen, — bis auf die lieben Allernächsten.

Marion. Nicht mal, daß du an deinem Verlobungstag in der Lotterie gewannst, gönnte man dir.

Anna. Und wenn es doch das große Loos gewesen wäre! Ich kann dem Schicksal immer noch nicht die Schäbigkeit verzeihen, daß ich blos den zweitgrößten Gewinn bekam. Wo wäre das Geld denn sonst so gut aufgehoben gewesen wie hier?!

Marion. Wie nahm Erich es auf, als du das Ganze für die Bibliothek stiftetest?

Anna. O, der hat mich mächtig mit meiner sogenannten Geisterkrippe aufgezogen: den Arbeitern knurrte der Magen nicht nach Lektüre. Jeden Tag erfand er schönere Namen: Plebejersalon, Marlittsozialismus und so weiter.

Marion. Das finde ich scheußlich von ihm. — Hat Erich selbst denn so viel Bedeutenderes geleistet?

Anna. — Als einen Lesesaal angelegt? Ha! Er hat ja den ganzen Konsum organisiert und in Schwung gebracht! Das ist mehr als die Speisung der Fünftausend.

Marion. — Die Frage ist gewiß sehr dumm, aber: was bezweckt denn seine Gesellschaft oder Genossenschaft oder wie es heißt?

Anna. Das weißt du nicht? Dann mußt dus dir mal von Halben auseinandersetzen lassen. Habt ihr denn nie darüber gesprochen?

Marion. Nein.

Anna. Acht Tage wohnt er bei uns, und in der Zeit habt ihr euch schon dreimal hier getroffen. Der Himmel weiß, worüber ihr miteinander — Also: die Genossenschaft verkauft an alle Arbeiter, die zu einer Gewerkschaft gehören, sämtliche Lebensmittel zu gewöhnlichen Preisen. Das giebt natürlich ziemlich große Ueberschüsse, verstanden?

Marion. Ja. — Ueberschüsse?

Anna. — weil wir nämlich engros einkaufen, mußt du bedenken. Nun werden von einem Teil der Ueberschüsse die Arbeitslosen umsonst mit allem Nötigen versorgt, aber nur, wenn sie in einer Gewerkschaft sind. Mit den andern Geldern werden später Werkstätten und Fabriken gegründet, sobald die Kundschaft für gewisse Zweige gesichert ist. — Ach, du denkst ja schon wieder an ganz was anderes!

Marion. Nein, Anna; warum? — — — Anna, ich begreif es aber doch nicht, wie Halben jetzt wieder bei euch verkehren kann. Ist das euch allen dreien nicht furchtbar peinlich?

Anna. Keine Spur. Halben hat mich ebensowenig jemals geliebt wie ich ihn.

Marion. Dann hat er die häßlichste Komödie mit seinen Gefühlen gespielt: er that doch, als ob er ganz verliebt in dich wäre!

Anna. Wird nicht mancher aus Verzweiflung verliebt? Wenn mans sich klar macht, man soll nun Jahrzehnte lang miteinander leben, dann bemüht man sich eben, den andern lieb zu haben.

Marion. Ach, Gott, ja: so kann man überhaupt nicht mehr unterscheiden, ob jemand es aufrichtig meint oder nicht.

Anna. Doch. Das sah ich Erich damals gleich an.

Marion. Erich und du, ihr seid beneidenswerte Menschen: das Unwahrscheinlichste fällt euch nur so zu.

Anna. Das kommt, weil Erich keiner von den niederschmetternd „wahrscheinlichen" Leuten ist.

Marion. Alles und alles gerät euch zum besten.

Anna. Mach es uns nach, kleine Marion!

Marion. — — — Euer Baby ist zu süß!

Anna (aufhorchend). Ich glaube, er rührt sich, der kleine Kerl. — Warte mal einen Augenblick! (Ins Nebenzimmer ab.)

Zweiter Auftritt.

Während Marion sich wieder an die Aufstellung der Bücher macht, treten Erich und v. Halben durch die Mittelthür ein.

Erich. Nun, Marion: immer noch bei demselben Wort wie vor einer Stunde?

Etwas befangene Begrüßung zwischen Marion und v. Halben.

v. Halben. Ihr Bruder hat mir inzwischen nochmal das ganze Lagerhaus gezeigt.

Marion. Hat es Ihnen gefallen?

Erich. Das soll es wohl!

v. Halben. Ganz prächtig, gnädiges Fräulein. Die Arbeiter haben heute wirklich Grund, die Einweihung zu feiern. Sie sehen alle ganz festlich aus. Jeder blickte Erich so treu in die Augen, wo wir vorbeikamen.

Marion. Es sieht auch noch alles so schön neu aus.

Erich. So neu! das imponiert der kleinen Prinzessin. Blitz und blank, obwohl Arbeiter drin hausen: das findet sogar bei Aristokratinnen Anklang!

Marion sieht Erich bittend an.

v. Halben. Ganz mit Recht. In der Beziehung bin ich auch durchaus Aristokrat.

Erich. Recht so, Kinder; gebt euch die Hand: ihr seid einig!

v. Halben und Marion werden verlegen.

v. Halben (zu Marion). Ihre Eltern kommen heute wohl auch zur Einweihung, nicht wahr, gnädiges Fräulein?

Marion. Ja. Mama holt Papa und Spitzens vom Comptoir ab.

Erich. Ich freu mich riesig auf das allgemeine Verbrüderungsfest! — Mein Alter wird übrigens Augen machen, wenn er dich hier trifft, Halben! Er kann dich nicht ausstehen.

v. Halben. Wenn ich nur wüßte, warum!

Erich. Warum?! Du bist doch adlig.

v. Halben. Aber das ist doch nicht meine Schuld!

Erich. Ja: so ein adliger Kathederſozialiſt, das iſt zu viel auf einmal für ſeinen Zorn.

Marion. Papa muß immer über irgendwas zu ſchelten haben. Im Grunde iſt er erhaben über ſeine Antipathieen, glaub ich beſtimmt.

Erich. Ich habs oft genug gehört: „Was wollen dieſe Theoretiker, die das Leben nicht kennen, hier in Hamburg? Was können ſie nur wollen? Radau machen! Und wenn ihnen das vorbeigeglückt iſt: mit einer reichen Frau abſchieben!"

v. Halben. Das iſt allerdings zweierlei.

Erich. Mach doch nachher, wenn er da iſt, Marion den Hof. Du wirſt ſehn, wie eiferſüchtig er aufpaßt.

Marion (aufſtehend). Anna wollte Beſcheid haben, wenn ihr zurückgekommen wärt. (Nach rechts ab.)

Dritter Auftritt.

Erich. v. Halben.

Erich. Die gewöhnt ſich im Dieſſeits nicht mehr an ihren ordinären Bruder.

v. Halben. Erich: ſie läuft vor mir weg!

Erich. Was ſoll ſie wohl. Wenn Marion dich nicht liebt —!

v. Halben. Es fällt ihr ja nicht ein. Hat ſie es dir etwa geſtanden?

Erich. Sie wird ſich hüten und darüber ſprechen. Nun gar mit mir. — Aber ich hab doch Augen!

v. Halben. Ich glaub es abſolut nicht.

Erich. Herrlich! Wie ein kleiner Junge, ganz verlegen und geſchmeichelt: Ich glaube es abſolut nicht! — Es iſt ja kein Verdienſt, wenn uns ein Mädchen vergöttert. Alſo bilde dir nur nichts drauf ein.

v. Halben. Mach dich gern über mich luſtig. Du biſt ein Mann des Zupackens; ich denke mir zu viel Möglichkeiten und verfehle dabei immer das Richtige. Ich zweifle ſo lange an meinem Glück, bis es vorüber iſt. — Du in meiner Lage würdeſt natürlich ſofort auf ſie losſtürzen und ſagen: Marion, wann heiraten wir?

Erich. Das Praktiſchſte wäre das auf jeden Fall.

v. Halben. Aber in Herzensdingen sieht man doch nicht aufs Praktische!

Erich. So! Wenn ich mir vorstelle, Anna und ich hätten uns damals so lange gespreizt und geziert: die Folge wäre gewesen, daß du Anna geheiratet hättest, und mit dem Glück von uns allen wärs Dreck.

v. Halben. Sei doch nicht ungeduldiger als wir selbst!

Erich. Diese dumme, dumme Geduld! Wie lange leben wir denn? Haben wir so viel Zeit, unsere Liebe hinauszuschieben? Und statt vereint was Tüchtiges zu schaffen, erröten diese Kinder um die Wette, um nur die Zeit thatenlos totzuschlagen!

v. Halben. Mir scheint, du hast vor lauter Thaten den Sinn für Poesie verloren.

Erich. Blödsinn! Was ist poetisch? Anna, die nebenan unsern Sohn nährt: das ist Poesie; wir Arbeiter, die zusammen einer anständigen Zukunft entgegenschuften: das ist poetisch. Die Wirklichkeit ist poetisch, und alles andere Nippsache!

v. Halben. Das andere ist auch wirklich, mein Freund.

Erich. Luxus; weiter nichts!

Vierter Auftritt.

Vorige. Herr und Frau Wencke, sowie Spitz treten von der Mitte ein. — Allgemeine lebhafte Begrüßung.

Erich (zu Spitz). Guten Tag, Genosse Schwiegerpapa: wo haben Sie denn Ihre bessere Hälfte gelassen?

Spitz. Meine Frau ist nicht ganz wohl. Sie muß sich für heute abend schonen; da sind wir auf einem Souper.

Erich. Aha!

Wencke (zu v. Halben). Nun, Herr von Halben: was machen Sie denn in Hamburg? Sind Sie auch Genossenschaftler geworden?

Frau Wencke (zu v. Halben). Wie geht es Ihnen? Gut? Lassen Sie uns mal zusammen diesen Korb auspacken.

Erich. Du glaubst nicht, Papa, wie ich mich freu, euch hier zu haben! — Aber so legt doch ab!

Spitz. Danke, danke. Ich muß gleich wieder weg.

Frau Wencke. Ich mach es mir schon gemütlich, Erich.

Wencke (seinen Paletot an die Wand hängend). Alles elektrisch?

Erich. Versteht sich. Wir sind ja an den Hauptbetrieb angeschlossen. (Zu Spitz:) Sie werden uns doch nicht gleich wieder weglaufen!? Das fehlte noch!

Spitz. Mein lieber Erich: ich kann nicht anders.

v. Halben. Sieh mal, was deine Frau Mutter dir mitgebracht hat!

Erich. Champagner, ja: so fein hättet ihr es hier freilich nicht gekriegt.

Wencke. Na: laß mal sehen, wie ihr hier lebt. Dies' ja wohl die berühmte Bibliothek?

Erich. Ja. Und der Saal, durch den ihr hereingekommen seid, ist für Versammlungen. Da ist nachher auch die Einweihungsfeier.

Wencke. Hm. Scheint ja alles ganz solide. Und wo sind die Wohnräume für den Direktor?

v. Halben (zu Spitz). Sehen Sie, wie vernünftig dies alles eingerichtet ist! Und wenn dieser Raum abends voller Arbeiter ist, kann man eine Stecknadel zu Boden fallen hören; so vertieft ist jeder in seine Lektüre.

Wencke. Die nicken wohl alle über ihren Zeitungen ein, wenn sie den Arbeitstag hinter sich haben!

v. Halben. So komfortable haben wirs in unsern Berliner Volkslesehallen nirgends.

Spitz. Sehr hübsch. Sehr hübsch. — So: also in Berlin giebt es derartige Sachen ebenfalls? Und die Professoren haben auch damit zu thun?

Wencke. Wo stecken die nicht ihre Nase hinein!

Erich (zu Wencke). Nun mußt du Anna eine Visite beim Lütten abstatten, Papa.

Wencke. Gewiß: es muß alles besichtigt werden.

Erich. Dann, bitte, hier hinein! (Er begleitet Wencke nach rechts ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau Wencke. von Halben. Spitz.

Frau Wencke (nachdem sie beim Weggehen der beiden Herren in Annas Zimmer hineingesehen hat). Wir wollen hier auf die Frau des Hauses warten. Da drinnen würden wir der Mutter und dem Kind augenblicklich nur unwillkommen sein. (Zu Spitz:) Natürlich: wenn Sie zu Ihrer Tochter wollen —

Spitz. Zu meiner Tochter — ja gleich. Sie ist vermutlich mit dem Baby beschäftigt. (Zu v. Halben:) Und die Professoren in Berlin interessieren sich wirklich für solche Institute wie dieses?

v. Halben. Aber gewiß. In allen Kreisen beschäftigt man sich mehr und mehr damit.

Spitz. In allen Kreisen, — was Sie sagen! Hat man denn da schon etwas von Erichs Unternehmen gehört?

v. Halben. Ich will eben jetzt in einer verbreiteten Zeitschrift Genaueres darüber berichten. Bisher ist es mit den meisten Genossenschaften nicht so gut gegangen. Dies ist ein ganz bemerkenswerter Fall.

Spitz. Am Ende könnte man in Berlin auf Erich aufmerksam werden?

Frau Wencke. Darauf legt er nun, glaub ich, nicht das geringste Gewicht.

v. Halben. Denkbar wäre es, daß gelegentlich höhern Orts eine Kommission eingesetzt würde, um sich die Verhältnisse aus der Nähe anzusehen.

Spitz. So. Halten Sie das für möglich? — Aber ich will doch lieber ablegen; es ist hier ziemlich heiß. (Er thut es.) Das wäre nun doch wirklich eigentümlich, wenn unsere Kinder hier noch ganz hohen Besuch bekämen!

Frau Wencke. Ich würde mir lieber keine zu großen Hoffnungen machen, Herr Spitz!

Spitz (zu v. Halben). Immerhin können Sie ja mit bestem Gewissen lauter Gutes verbreiten über diese humane Gründung!

v. Halben. Und das werde ich auch thun. Sie wissen gar nicht, was für einen vortrefflichen Schwiegersohn Sie haben.

Spitz. Ja, ja, die Zeiten ändern sich. Nun macht der Hof womöglich auch schon mit. — Mein Gott, es ist was dran an dem Sozialen; das war ja längst ein offenes Geheimnis!

Frau Wencke. Anna ruft Sie, Herr Spitz. Ich fürchte, die Sozialpolitik geht Ihnen schon über die Familie!

Spitz (aufstehend). Na, mein lieber Herr von Halben: Sie seh ich ja noch. Sie müssen mir noch so manches erzählen. — Jetzt geh ich zu Anna; die kann wohl lachen, wenn nun die fetten Jahre kommen. (Nach rechts ab.)

Sechster Auftritt.

Frau Wencke. v. Halben.

Frau Wencke. Der gute Mann mit seiner unsterblichen Eitelkeit! Daß jemand, der in seinem Beruf wirklich gescheut ist, sich solche Blößen geben kann! So ein Pendelcharakter ist mir schlechterdings unverständlich.

v. Halben. Wie müssen Sie erst Menschen wie mich verachten: wir pendeln immer zwischen zwei Entscheidungen, weil unser natürliches Gefühl dumm geworden ist vor lauter Klugheit der Gelehrsamkeit. — Ich glaubte Ihre Schwiegertochter wirklich zu lieben, als sie meine Braut war; aber als sie aufhörte, es zu sein, fiel mir ein Stein vom Herzen. Alles war nur Einbildung gewesen.

Frau Wencke. Davon war ich immer überzeugt. Sonst hätten Sie Anna nicht so ohne Weiteres aufgegeben.

v. Halben. Ich weiß nicht. Wahrscheinlich würde ich mir im andern Falle gesagt haben: es ist deine Pflicht, sie zu vergessen.

Frau Wencke. Kann man den Inhalt seines Lebens vergessen? Wer das fertig bringt, muß armselig geliebt haben!

v. Halben. Ob das so leicht zu entscheiden ist? Je größer die Leidenschaft war, desto männlicher ist es, sie abzuschütteln.

Frau Wencke. Männlich mag das sein — euch Männern kommt es auf eine Leidenschaft mehr oder weniger nicht an —; weiblich ist es jedenfalls nicht: eine Frau würde mit einer wirklich tiefen Leidenschaft ihre ganze gesunde Natur ersticken.

v. Halben. Glauben Sie zum Beispiel, daß Ihre —

Frau Wencke. Was sollte ich glauben?

v. Halben. Wissen Sie, — ich kann mir nicht vorstellen, daß in unserer Gesellschaft viele jungen Mädchen es mit der Liebe so ernst nehmen. Das Spiel mit eigenen und fremden Gefühlen gilt jetzt für interessanter als die Gefühle selbst. Und das Wort Leidenschaft ist im Munde der Wohlerzogenen unappetitlich geworden. Es ist guter Ton, sich fortwährend zu reizen und zu enttäuschen und darüber nicht lange zu trauern.

Frau Wencke. Und Sie meinen, alle machten dieſe infame Herzloſigkeit mit?

v. Halben. Wie andre Moden.

Frau Wencke. Ach? — Mir genügt die Erfahrung, daß Marion ſeit zwei Jahren ſchweigſam und trübſelig vor ſich hinlebt. — Nun ſprech ich doch mit Ihnen davon, obgleich ich mir vorgenommen hatte, es nicht zu thun. — Marion mit ihrem lichtſcheuen, überzarten kleinen Herzen hat eben nicht das Zeug dazu, ſich für ihre betrogenen Gefühle an den Herren durch Koketterie zu rächen. Merken Sie ſich das, Herr von Halben, und reden Sie nicht der einen acht Tage, eh Sie ſich mit der andern verloben, ein, Sie könnten ohne ſie nicht leben. Auf die Weiſe töten Sie in dem Mädchen auch die Achtung vor allen andern Menſchen und die Freude am Daſein. Dazu haben Sie kein Recht!

v. Halben. Wiſſen Sie ſo genau, ob ich Ihre harten Vorwürfe verdiene, gnädige Frau?

Frau Wencke. Fühlen Sie ſich ſchuldlos? Ich hielt Sie immer für einen redlichen Menſchen, der nicht leugnet, was er gethan hat. Wahrſcheinlich hatte ich eine zu hohe Meinung von Ihnen.

v. Halben. Ueber eine zu hohe Meinung habe ich mich bei Herrn Wencke wenigſtens nie zu beklagen gehabt. Seine offenkundige Abneigung gegen mich hat mich vor zwei Jahren geradezu aus Ihrem Hauſe vertrieben.

Frau Wencke. Was in aller Welt ging Sie mein Mann an? Den wollten Sie doch nicht heiraten!

v. Halben. Es iſt nicht leicht, gewiſſe Dinge zu ertragen.

Frau Wencke. Und um es leicht zu haben, läßt man ein Mädchen ſitzen. Für das iſt es aber auch nicht leicht, gewiſſe Dinge zu ertragen.

v. Halben. Sie beurteilen mich ſehr ungnädig. Sie wiſſen nicht, was ich ſeitdem ausgeſtanden habe. — Marion war einfach unnahbar gegen mich.

Frau Wencke. Ich habe ſie nicht dreſſiert, den Herren um den Hals zu fallen.

v. Halben. — um den Hals zu fallen! Als ob mich nicht grade dieſe Atmoſphäre von Grazie und Unberührtheit an ihr bezaubert hätte. — Aber ſie nahm immer ihres Vaters Partei gegen mich, als wollte ſie auf jede Weiſe darthun,

daß sie nicht mit mir übereinstimmte. — Warum können es sich zwei Menschen nicht unbefangen zeigen, was sie von einander denken?

Frau Wencke. Sie verstehen so ein junges Mädchen gar nicht, wenn Sie es für „unbefangen" halten.

v. Halben. Dann ist Fräulein Marion wohl ganz an meinem Charakter irre geworden!

Frau Wencke. Ja. Gründlich.

v. Halben. Wodurch könnte ich ihr nur beweisen, gnädige Frau —

Frau Wencke. Was Sie von Marion wissen wollen, danach müssen Sie sie selbst fragen. — Ich habe einzig und allein in meinem Namen gesprochen; Sie müssen mich um Gotteswillen nicht mißverstehen, Herr von Halben!

v. Halben (ihre Hand ergreifend). Ich versteh jetzt alles so gut, gnädige Frau. Vielen Dank!

Siebenter Auftritt.

Vorige. — Erich, Anna, Marion, Wencke und Spitz kommen von rechts herein.

Wencke. Wirklich alles höchst rationell eingerichtet. — Und da drinnen ist nachher große Volksversammlung?

Anna (öffnet die Mittelthür und deutet hinaus). Ja. Hinten auf der Tribüne hält Erich die Einweihungsrede. — Aber jetzt wollen wir rasch noch den Sekt austrinken; der darf hier eigentlich gar nicht existieren.

Spitz. Wissen Sie, lieber Erich, was Ihr Freund von Halben gesagt hat? Er meint, vielleicht würden noch mal die höchsten Herrschaften neugierig und sähen sich dies Haus an.

Erich. In unsern vier Wänden sind wir selbst die allerhöchsten Herrschaften. Der Bauer ist Kaiser auf seinem Mist.

Frau Wencke. Vorläufig freuen wir uns, daß Herr von Halben von Berlin zur Einweihung herübergekommen ist.

Wencke. So ein Extraordinarius muß ein wunderschönes Leben führen: zu jedem kleinen Experiment wird hingereist.

Marion. O, Herr Spitz, Sie hätten doch Ihre Frau mitbringen sollen!

Wencke. Wahrhaftig, Erich: ich seh dich schon mit einem Orden zwischen deinen Arbeitern herumstolzieren.

Erich. Famos. Du, Anna: frag Baby mal, ob es einen Orden annehmen würde, oder ob es schon zu alt ist für Kotillon!

Anna. Thu deinen Gefühlen etwas mehr Zwang an, Alter!

Erich. Recht hast du: Schweigen ist Gold, aber Orden sind Blech.

Spitz. Sie sind noch sehr kühn in Ihren Aeußerungen, scheint mir.

Erich. Pfch! Lassen Sie es nur den Kleinen nicht hören, daß heutzutage die eigene Meinung ein tollkühnes Majestätsverbrechen ist!

Marion. Schenkt mir vielleicht jemand noch einmal ein?

v. Halben. Natürlich, gnädiges Fräulein, mit Freuden!

Anna. Marion, du trinkst ja heute ordentlich!

Spitz (zu Marion). Ihr Wohl, kleine Fee!

v. Halben. Darf ich mich anschließen?

Frau Wencke. Vor allen Annas und Erichs Wohl! Auf das gründliche Gedeihen dieses schönen Hauses mit allen, die dazu gehören!

Anstoßen und Danken.

Wencke. Na, Erich: redest du dir nun ein, daß du die soziale Frage gelöst hast?

Erich. Anna, was ist deine Meinung darüber? Eine andre darf ich ja nicht haben.

Anna. Das sagt er nämlich immer; dabei giebt es keinen größern Tyrannen als ihn.

Frau Wencke. Weißt du, Anna: du machst nicht gerade einen sehr unterdrückten Eindruck. Sollst du auch gar nicht.

Spitz (zu Anna). Es könnte dir gar nicht schaden, mal so etwas — — Aber gemütlich ist es hier, ganz überraschend gemütlich! — Kinder: ich will eine Stiftung machen. Hier zeichne ich eine Summe für die Genossenschaft; wer zeichnet nach?

Anna. Ist das dein Ernst, Papa?

Spitz. Ja gewiß, Kind, gewiß. Was sich einmal bewährt hat, kann die Förderung aller Gutgesinnten beanspruchen; nicht wahr, Herr von Halben?

Wencke. Auf das Bewähren würde ich lieber noch ein paar Jahre warten.

Frau Wencke. Du willst dich doch nicht lumpen lassen, Albrecht?

Marion. Nein, Papa, du mußt auch zeichnen.

Wencke. Muß ich? Siehst du, Erich: ich bin gerade so unterm Pantoffel wie du. — Doppelt gezwungen zeichne ich das Doppelte.

Anna. Herrlich; da thun wir ja einen unverhofften Fischzug! — Erich, träum doch nicht!

v. Halben. Das Kapital fängt an, sich zu beteiligen.

Wencke. Nein, mein Herr Theoretiker: nur keine Konsequenzen ziehen! Sie sehen, ich war gegen meinen Willen unpolitisch.

Anna. Mit oder ohne Willen, wir danken herzlichst! — Was hast du, Erich?

Marion. Wann geht die Feier eigentlich los?

Frau Wencke. In einer Stunde ungefähr.

v. Halben. Ich glaube, Erich präpariert sich auf seine Ansprache; er ist so still.

Wencke. Ja, ich will nur jetzt aufbrechen.

Erich, Frau Wencke, Anna (zugleich). Aufbrechen! Wohin aufbrechen? Jetzt doch nicht schon? Die Hauptsache kommt ja erst.

Spitz (nach der Uhr sehend). Freilich, wir müssen jetzt zur Börse.

v. Halben. Können Sie nicht heute hier bleiben?

Wencke. Keine Idee. Der Wagen hält schon draußen.

Spitz. Wir können den Kutscher nicht länger warten lassen.

Erich. Natürlich nicht. Der Kutscher bedient die Pferde und ihr den Kutscher.

Wencke. Und wen bedienst du alles, mein Sohn?

Erich. Ich? Niemand.

Wencke. Alle, die du früher hättest beherrschen können.

Anna. Es giebt keine freieren Menschen als uns.

Spitz. Adieu, meine Herrschaften! Besuchen Sie uns doch mal, lieber Herr von Halben! Meine Frau und ich würden uns sehr freuen.

Anna (zu Spitz). Grüß Mama tausendmal: es hätte uns so leid gethan —

Wencke. Marion! (Während die andern durcheinander reden, leiser zu ihr:) Willst du auch lieber mit uns?

Marion. Warum meinst du, Papa?

Wencke. Falls du etwa mit dem Halben hier nicht zusammen sein magst, nehm ich dich gern mit.

Marion. O danke, laß nur!

Wencke. Na, das freut mich. Du scheinst dich ja über ihn beruhigt zu haben.

Verabschiedung. Wencke und Spitz ab.

Achter Auftritt.

Frau Wencke. Erich. Anna. v. Halben. Marion.

Erich (unruhig). So. Wer ist nun der Nächste, der sich um die Feier drückt?

Frau Wencke. Die Schenkung war doch nobel, nicht?

Erich. Mir wärs lieber gewesen, die Herren Väter hätten ihre Checkbücher in der Tasche gelassen und wären zur Einweihung hiergeblieben. Sich von einem Freundschaftsdienst mit so und so viel tausend Mark loszukaufen — merkwürdig!

Anna. Sei doch zufrieden, Erich!

Erich. Leicht gesagt.

Marion (freundlich auf den abseits stehenden Erich zugehend). Warum bist du so schlechter Laune?

Erich. Davon verstehst du nichts; setz dich zu deinem Halben und unterhaltet euch vom Theater.

Marion. Ich fleh dich an: mach nicht beständig solche Anspielungen!

Erich. Du wirst mich nicht hindern zu sagen, was ich meine.

Marion. Dann geh ich.

Erich. Das sähe dir ähnlich. (Er tritt zu Frau Wencke und Anna, die am Fenster miteinander reden.)

Frau Wencke (hinausdeutend). Was mögen die Arbeiter da vorhaben?

Anna. Das ist unser Singchor. Sie wollen wohl ihre letzte Probe abhalten. Siehst du: der Dirigent hebt schon seinen Stock.

Erich. Paß auf, Mutting: die dichten sich ihre Kantusse selbst!

Draußen singt ein Männerchor:

Ernste, stille Arbeit hebt
Langsam uns empor
Zu der Höh, wo Schönheit lebt,
An das Zukunftsthor.

Selber klopfen wir nicht an,
Doch den Enkeln spat
Wird die Pforte aufgethan,
Und dann blüht die Saat.

Schaut: der Arbeit Kinder gehn
Stark und frei daher,
Schlank und rüstig, ernst und schön,
Keine Krüppel mehr.

Hört, wie sie uns dankbar laut
Feiern im Choral! —
Wer wie wir die Zukunft schaut,
Spottet heutiger Qual.

v. Halben, der anfangs allein gestanden und Erich in seinem Wortwechsel mit Marion beobachtet hat, ist bei Beginn des Gesanges an Marion herangetreten:

v. Halben. Sie wollen doch nicht weggehn, gnädiges Fräulein?

Marion. Erich zwingt mich; ich weiß nicht, was er gegen mich hat.

v. Halben. Bitte, bleiben Sie!

Marion. Nein, nein, ich mag nicht!

v. Halben. Darf ich Sie begleiten?

Marion. Nein. Unter keiner Bedingung. Entschuldigen Sie mich bei den andern.

v. Halben. Adieu, gnädiges Fräulein.

Marion. Auf Wiedersehn!

v. Halben. Wann?

Marion. Ich weiß nicht. (Ab.)

Nach Beendigung des Gesanges:

v. Halben (zu Anna): Ihre Schwägerin bittet um Entschuldigung; sie ist nach Haus gegangen.

Frau Wencke. Nicht möglich. Was fehlt ihr denn?

Erich. Ich hab sie zu sehr geärgert.

Anna. Ach was! Holen Sie sie sofort wieder zurück, Halben!

v. Halben. Fräulein Marion hat sich meine Begleitung verbeten.

Frau Wencke. Dann bestellen Sie ihr von mir, ich wünschte sie hier zu haben.

v. Halben. Schön.

Erich. Ich denke, du bist für die Einweihung nach Hamburg gekommen?

v. Halben. Wir sind ja gleich beide wieder hier.

Erich. Das möchte ich sehen.

v. Halben eiligst ab.

Erich (nach einigem Stillschweigen). Anna, es wird Zeit, daß du dich fein machst, — was man so bei uns fein nennt.

Anna. Ja, Erich. (Nach rechts ab.)

Neunter Auftritt.

Erich fährt sich verstimmt und traurig mit der Hand über die Stirn.

Frau Wencke (ihn betrachtend): Erich!?

Erich. Was denn, Mutting? — Ist es hier nicht heute ganz fidel in unserm Stall?

Frau Wenke. Stall?

Erich. Ja: gegen euern Pallast ist dies doch nur eine spökige Bude. Aber unser Junges und wir wühlen munter darin herum und reagieren nicht auf gerümpfte Nasen.

Frau Wencke. Aber, lieber Kerl: wir sind ja alle ganz entzückt. Es hat mich vorhin schon gewurmt, daß du so sonderbar warst. Das war keine echte Fröhlichkeit!

Erich. War Papa entzückt? Ist er nicht nach ein paar Minuten wieder verduftet?

Frau Wencke. Er hat so viel zu thun, Erich.

Erich. Ich hab auch zu thun; — mehr als er.

Frau Wencke. Aber deine Feste sind nicht seine Feste.

Erich. Das ist es; wir marschieren auf zwei verschiedenen Wegen auseinander. — Mein Pech ist nur, daß ich euch alle noch eben so lieb habe wie jemals.

Frau Wencke. Wir dich etwa nicht?

Erich. Nein.

Frau Wencke. Wir hätten dich nicht mehr lieb, Erich?

Erich. Dich meine ich nicht. Selbstverständlich. Und auf Papa will ich auch nicht schelten; er hält mich einfach für dumm und behandelt mich danach. Aber sieh doch meine Schwiegereltern: Annas Mutter hat uns schlankweg gekündigt, und ihr Vater wäre ganz gewiß nicht so lange geblieben, wenn er nicht seinen geliebten Herrn von Halben getroffen hätte!

Frau Wencke. Da zeigt sich eben: sie sind nicht Annas richtige Eltern.

Erich. Wie ruppig, so wenig Herz zu haben! Aber ich muß mich dran gewöhnen: mit Halben ist es ja dieselbe Geschichte. Es hat sich jetzt doch herausgestellt, daß er nur Marions wegen hergekommen ist.

Frau Wencke. Und wenn auch —, wäre das nicht begreiflich?

Erich. Begreiflich, daß er die Freundschaft zum Vorwand nimmt und vor mir Komödie spielt! — Die beiden benutzen unser Haus nur zum Stelldichein.

Frau Wencke. Nein, Erich. Einstweilen sind sie noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Hast du denn — damals — auf der Jagd nach dem Glück viel an uns andre gedacht? — Sie lieben dich ja so. Sie beten dich an.

Erich. Glaubst du wirklich?

Frau Wencke. Ich weiß es ganz genau.

Erich. Hm. Also sie lieben Anna und mich. Das ist schön. — Aber warum zieren sie sich vor uns? Warum folgen sie nicht unserm Beispiel? Ich möchte es in sie hineinpuffen, daß sie sich freuen und lieben sollen!

Frau Wencke. Gut Ding will Weile haben.

Erich. Statt dessen: Herr von Halben hier, gnädiges Fräulein da. So steif und gesellschaftlich!

Frau Wencke. Sie sind nun mal so.

Erich. Ja, ja —, aber meine Schwester, sollt ich denken — —: Manieren, Meinungen, all dieser Verstandskrimskrams ist ja der Gipfel aller Wurstigkeit. Kindlein, liebet euch unter einander! Man sieht so wenig glückliche Gesichter; das macht mich ungeduldig.

Frau Wencke. Das braucht dir wahrhaftig nicht deine Feststimmung zu verderben.

Erich. Wenns doch bloß keine Feste gäbe: sie bringen einen auf dumme, geschrobene Kanzelgedanken!

Frau Wencke. Es muß doch ein glückliches Gefühl sein, zu sehen, wie dankbar dir die vielen Arbeiter sind?

Erich. Glücklich? Mich beleidigt es, angefeiert zu werden. Das Leben und Wirken ist so eine feine Sache; man sollte nicht viel Geschrei davon machen.

Frau Wencke. Im Grunde befriedigt dich deine Thätigkeit aber doch, — nicht, Erich?

Erich. Solange ich wie eine Maschine drauflosarbeite und nicht zur Besinnung komme. — Nimm mir meine Nörgelei nicht übel: an Sonntagen merk ich es so ganz, was für ein muffiger Philister ich bin.

Frau Wencke. Das finde ich gar nicht.

Erich. Doch, Mutting, doch! Du möchtest nur gern auf deine Autorschaft stolz sein; aber etwas anderes als einen pedantischen, kunstlosen, unfruchtbaren Philister hast du nicht in die Welt gesetzt. — Diese auskömmliche Armut; — dies mäßige Wohlergehn! Nicht mal Feinde blühen uns in unsrer normalen mittleren Größe. — Wär es nicht tausendmal mehr der Mühe wert, wenn die Welt voll Teufel wär, und Anna und ich verbannt oder gekreuzigt würden?!

Frau Wencke. Sobald du nicht allein für dich da bist, mußt du doch lieber Erfolge sehn wollen.

Erich. Aber unsere kriechenden, winzigen Werkeltagserfolge kommen mir so drollig vor neben den schönen, heldenmäßigen Mißerfolgen der Nichtphilister!

Frau Wencke. Seit wann läßt du den Kopf hängen, Junge? Das hast du doch sonst nie gethan.

Zehnter (letzter) Auftritt.

Frau Wencke. Erich. — In der Thür erscheint Anna, den Kleinen auf dem Arm, heiter und glücklich.

Erich. Ach, Anna!

Anna. Was ist denn los, Erich? Der Kleine wacht ja auf!

Erich (bei ihr). So, wacht er auf, Anna? Was meinst du: wollen wir nicht lieber ein aufgewecktes Kind haben? — Ich sage dir: bring ihm bei Zeiten die Sehnsucht bei!

Frau Wencke (zu Anna). Gieb mir Baby; vorläufig ist seine Sehnsucht wohl aufs Schlafen beschränkt.

Anna (zu Frau Wencke). Sobald er schreien will, mußt du ihn grade halten!

Frau Wencke. Gut. (Mit dem Säugling nach rechts ab.)

Erich. Anna!

Anna. Schrei nicht so.

Erich. Jetzt sollst du mir sofort eine Frage beantworten.

Anna. Na?

Erich. Bist du glücklich?

Anna. Namenlos.

Erich. Namenlos, hm: das ist zufriedenstellend.

Anna. Du unterstehst dich doch nicht etwa und spielst den Unglücklichen?

Erich. Bei so viel Besuch und Festfeierei, meinst du?

Anna. Nein, bei so einem Sohn.

Erich. Taugt er wirklich was, Anna? Ich versteh mich schlecht auf Säuglinge. Kann mans denen nicht vielleicht auch am Rachen ansehen, ob die Rasse gut ist?

Anna. Wozu denn, Rabenvater? Das wissen wir ja so. — Was hat dir denn heute die Petersilie verhagelt?

Erich. Das will ich dir sagen: ich genierte mich plötzlich so vor all den Autoren da in unsrer Bibliothek, daß ich so gar nichts Imposantes an mir habe; weißt du: so ein bißchen was Lassalleſches, — hinreißend, kühn, beißend!

Anna. Gott sei Dank, daß ich keinen Lassalle geheiratet habe!

Erich. Das kannst du leicht sagen; da wärst du erst stolz auf deinen Mann gewesen.

Anna. Aber du gewiß gar nicht auf mich. Schließlich hab ich doch auch schon was geleistet.

Erich. Und dann — denk dir — fange ich an, meinen Vater so wahnsinnig zu beneiden.

Anna. Um seine Frau? Das kann ich dir nachfühlen.

Erich. Wie stolz und selbstzufrieden steht er da in seiner gesunden, harten Natur! Wie vergeblich bemühte er sich, mir mit wohlwollender Schonung zu verbergen, daß er mich im Grunde für verrückt hält! — Er hat ja so recht mit dem, was er mir damals sagte: es ist eine thörichte Sentimentalität, aus Nächstenliebe sich und sein Haus zu vernachlässigen.

Anna. Wir haben uns nicht vernachlässigt; wie kannst du sowas sagen! Und diese thörichte Nächstenliebe hat in der Welt doch schon recht anständige Thaten ausgerichtet!

Erich. Nur bei den Größten ist das Gefühl Macht und Schicksal, und sie müssen ihm folgen. Wir Mittleren kommen nicht auf unsere Rechnung, wenn wir der Liebe mehr gehorchen als der Vernunft.

Anna. Ach, Unsinn: Vernunft! Willst du denn noch obendrein dafür bezahlt werden, daß du deinen Willen glücklich durchsetzen und deinen eigenen Weg gehen konntest?

Erich. Was hab ich davon, daß ich es konnte? All die Menschen, die ich am intimsten, am persönlichsten schätzte um ihrer selbst willen, all denen bin ich fremd geworden, seit ich für eine andere Sache kämpfe wie sie.

Anna. Dafür hast du jetzt unzählige neue Freunde.

Erich. Freunde? Lieben und kennen die Arbeiter mich? Meine Person? Würden sie mich auch nur achten, wenn ich ihre Sache nicht förderte. Die denken nur an sich und ihre Zukunft!

Anna. Einen höhern Gedanken darf es für sie gar nicht geben, hast du selbst so oft gesagt.

Erich. Gewiß. Für sie! Denn sie müssen sich erst das Pfund verdienen, mit dem sie später wuchern können. Aber was brauchte ich deshalb mein Pfund zu vergraben?

Anna. Versuch es doch anders! Setz dich in den Großvaterstuhl, klopf dich auf den Bauch und sag: wie behaglich ist das Leben, wenn man den Pöbel verachtet! Das kannst du einfach nicht und hättest es in deinem ganzen Leben nicht gekonnt. Soll ich dich nun bedauern, da du deiner besten Natur folgst und am Glück deiner Mitmenschen arbeitest?

Erich. Und wenn das Neuerreichte das Alte nicht aufwiegt, das wir verließen?

Anna. Das haben wir eben riskiert! — Nein, Erich: du machst mich nicht irre mit all deinen Zweifeln. Wir wußten sehr gut, was wir aufgaben, und werden doch vor der Wirklichkeit nicht weglaufen, weil sie unsere Träume nicht erfüllt!

Erich. Weglaufen, daran denk ich allerdings nicht. Man kann auch ohne Freude und Hoffnung auf Erfolg tapfer sein.

Anna. Du sollst sehen: Hoffnung und Freude kommen wieder. Heute siehst du alles in einem falschen Licht. Solche Stimmungen lügen.

Erich. Mich hat wohl der Feiertag poetisch gemacht.

Anna. Wir wollen uns jetzt doppelte Mühe geben. Hier in der Bibliothek können wir den Arbeitern auch persönlich immer näher kommen. So wirst du gewiß bald auch unter ihnen geistesverwandte und selbstlose Freunde finden.

Erich. Glaub ich nicht.

Anna. Du warst noch nie so pessimistisch wie heute. — — — Wenn du mich nun nicht geheiratet hättest, Erich: dann wärst du vielleicht jetzt größer und glücklicher?

Erich. Pfui, Anna!

Anna. Nein, nicht?

Erich schüttelt leise den Kopf.

Anna (an seinem Halse). Sag Nein, Erich, so laut und vernehmlich, wie du damals Ja gesagt hast! Sei mit mir zufrieden, dann fühl ich mich so reich und stark, daß ich noch zehnmal so viel mit dir arbeiten kann wie bis jetzt! Die alten Freunde sollen dich nur verlassen und die neuen dir fern bleiben: ich liebe dich viel viel mehr, als alle zusammen jemals könnten! Mit meinem Willen und mit meiner Liebe will ich das Undenkliche für dich unternehmen; sag mir, was ich thun soll!

Erich. Mein liebes Weib!

Anna. Wir beiden sind alte Freunde und immer wieder neue Freunde; das kann gar nicht anders werden! Vergiß nicht, daß dies eine Glück beständig bleibt, wie alles sich auch um uns verwandelt!

Erich. Nein, Anna, das vergesse ich nicht. Mehr Glück kann Unsereiner nicht verlangen. — — Was machte mich nur so verrückt? Ich fürchte, ich verblöde. — Wie alt bin ich, Anna?

Anna. Dreißig.

Erich. Siehst du: dreißig! Und da benehme ich mich wie ein moderner Theaterschwächling und Empfindungsnarr, der seine Nikotinvergiftung beweint und den ganzen Tag seine Nerven verfeinert, um über die kolossale Verfeinerung weiterzujammern!

Anna. Ja, so weit bist du gekommen: schlimm, Erich!

Erich. Nein, das machen wir nicht mit, wie? Und nun soll ich den Arbeitern eine Rede halten; so ein Mensch will predigen!

Anna. Gott, ja: ich glaube, es ist höchste Zeit! Da drinnen sind längst alle versammelt.

Erich. Wenn ich nur einen Gedanken hätte!

Anna. Dir werden schon welche einfallen. Nichts von Verzicht und Nerven; gieb ihnen Freude zur Arbeit; sei stark und frisch und zäh und hoffnungsvoll; denk an etwas Glückliches, das dich begeistert und das dich gut und stolz macht!

Erich. Da brauch ich nicht weit zu denken, Anna!

Anna. Desto besser.

Erich. Na, denn man los!

Anna und Erich gehen durch die Mittelthür, von wo, als sie geöffnet wird, munteres Stimmengewirr hörbar wird, in den Versammlungssaal ab.

Ende.

Abschied.

(Frl. L. B. gewidmet.)

Der Sturmwind rauſcht, die Wolke zieht,
Die Schwalbe ſcheu vorüberflieht,
Vorüber, ſcheu vorüber.
Jetzt eilt des Sommers Luſt zuthal,
Jetzt naht die Zeit der bittern Qual;
Das Herz wird trüb und trüber.

Ein Blütenblatt ins Waſſer fiel,
Es treiben die Wellen damit ihr Spiel,
Die Wellen und die Winde.
Sie werfen es hin, ſie werfen es her,
Sie tragen es fort ins weite Meer,
Geſchwinde, ſo geſchwinde.

Ein Knabe fand ein junges Blut,
War ihm von ganzem Herzen gut,
So treu als wie die Sterne.
Und als er kaum ſie ſich gewann,
Trieb ihn das Schickſal ſchon vondann,
Vondann in weite Ferne.

Ach Gott, wie ist das Herz mir schwer,
Ich mag es sagen wohl nimmermehr,
Wohl nimmermehr es sagen.
Bin selbst im Strom das Blütenblatt,
Es wollen die Wellen von Statt zu Statt
Ins weite Meer mich tragen.

Da giebt es keine Wiederkehr,
Vergessen heißt das weite Meer —
O Elend, unermessen.
Ob meinen Häupten rauscht der Baum,
Die Wellen flüstern wie im Traum:
Vergessen . . . ach, vergessen!

Der Sturmwind rauscht, die Wolke zieht,
Die Schwalbe scheu vorüberflieht,
Vorüber, scheu vorüber.
Jetzt eilt des Sommers Lust zuthal,
Jetzt naht die Zeit der bittern Qual;
Das Herz wird trüb und trüber!

Adolph Tronnier.

Zwischen den Hecken.

Zwischen zweien Hecken
War der Pfad so schmal.
Von den Zweiglein, von den losen,
Rosarote Heckenrosen
Meinem Lieb ich stahl!

Zwischen wirren Hecken
Gingen wir zu zweit, —
Jungem Blut mit tiefen Blicken
Ist bei scheuem Händedrücken
Jeder Weg zu breit!

Mittag auf den Hecken
Stille allerwärts,
In den Gärten Amseln schlagen — —
Immer wieder mußt ich sagen:
„O du liebstes Herz!!“

Börries von Münchhausen.

Freude.

Es kam das Glück zu mir gegangen
Und rief mich in den Sonnenschein.
Ich zieh mit freuderoten Wangen
Helljubelnd in den Wald hinein.
Die lieben, alten Bäume raunen
Mir leis vertraute Kunde zu,
Und ich belausche mit Erstaunen
Den Flüsterlaut der Mittagsruh.

Und weiter schreit ich ins Gehege,
Wo sich der dichte Laubwald teilt;
Und hier, auf ungebahntem Wege,
Werd ich vom Rauschewind ereilt.
Und ich vernehme mit Entzücken,
Daß heut die ganze Erde mein,
Daß alles blüht, mich zu beglücken.
Soll denn des Glücks kein Ende sein!

Alfred Böhme.

Sommerglut.

Schwerer drängt des Sommers ſüßer Duft,
Ueppger in die Halme ſchießt das Korn,
Sonnenfreudig durch die blaue Luft
Leuchtet purpurrot der Heckendorn.

Tiefe Stille. Auf dem Weideland
Wiederkäuend liegen Rind und Kuh.
Selbſt der Falter flieht die Sonnenwand,
Setzt im Baumesſchatten ſich zur Ruh.

Matt ein Hauch nur durch die Linde weht,
Ahnungsbang erſchauert all die Flur;
Da! — ein Lachen durch die Lüfte geht,
Selig wie die Götter lachen nur.

Carl von Arnswaldt.

November.

Der schwere Nebel, die Decke der feuchten, kalten Nacht, breitet sich wie ein großes Totentuch träge über das traurige, stille Land. —

Dann hebt er sich langsam und entblößt die sterbende Erde. —

Die fahlen Blätter fallen müde von Bäumen und Büschen. — Dort, über dem braunen Acker, drüben, der Fichtenhang schweigt schwarz und stumm. —

Wo ist die Sonne? Wo seid ihr: Blüten und bunte Falter? und Vogelsang? — Ist alles vorbei? —

— Und doch! es war nicht immer so! Es gab eine Zeit, da war das alles anders; — ich weiß es noch!

Ich sah ihn, den Sonnenschein, den blauen Himmel, — ich sah die Fluren grünen und blühen, — ich weiß es noch!

Ja! damals war es anders! —

— Du warst ja bei mir! Hier unter dem Hügel, an der selbigen Stelle! Ich sah dich, — ich fühlte deine Nähe und ich lebte! — Ich sah dir in die Augen, — in deine Augen, — in diese Welt von Seligkeit! —

Und nun ist alles, alles vorbei! — Ich bin allein, und um mich ist das Sterben. —

Es wird so finster und so kalt; ich fühle, wie mit jedem fallenden Blatt ein Tropfen meines Herzblutes niederfällt. —

Ich werde deine Augen nie mehr sehen! —

Ödön von Máriássy.

Kalter Trost.

Nun freue dich, wundes, verwundetes Herz,
Das nichts mehr erhofft auf Erden,
Eiskalt kam heut dir ein mächtiger Trost:
Nun kann es nicht schlimmer werden!

Der wilde Trost, der Verzweiflungstrost, —
Mir kamen die Thränen geschossen,
Am grell auflachenden Munde vorbei
Sind die glühenden Tropfen geflossen!

Börries von Münchhausen.

Grosse Wäsche.

Heut ist der erste Frühlingstag,
Viel Wind, viel Sonnenschein,
Da steckt mein Schatz die Wäsche auf
Im Gärtchen, ganz allein.

Ich stehe hinterm Birnenbaum
Still, daß sie mich nicht sieht,
Wenn ihre schlanke Hand von Stamm
Zu Stamm die Leine zieht.

Bald flattern Höslein, Strumpf und Hemd
In klarer Märzenluft,
Sie trällert leis ein fragend Lied,
Der Buchfink Antwort ruft.

Schon ist der große Korb geleert,
Nun geht sie hin und her,
Drückt sorgsam lose Klammern fest —
Da hält es mich nicht mehr.

Ich springe aus dem Hinterhalt:
„Grüß Gott, grüß Gott, Marei!"
Und geb pro Hemd ihr einen Kuß,
Pro Höslein aber — zwei.

Kuno Graf Hardenberg.

Der Gaukler.

(Nach dem altfranzöſiſchen „Tumbeor Nostre Dame“.)

Aus fernem Süden lenkte er die Fahrt,
Die Sehnſucht gab dem müden Fuße Flügel.
Da endlich tauchen aus dem blauen Duft
Des „ſüßen Frankreichs“ grüne Rebenhügel.
Die Arme breitet er der Heimat zu,
Der lang entbehrten, und die Thräne quillt,
Und Aug und Herz erquickend ſchaut er lang
Auf ſeiner Heimat wundervolles Bild.
Nun das Gebirg hinab mit leichtem Schritt
Singt er ein Lied von Frankreichs holden Frauen,
Von ferner Länder falſcher, eitler Pracht
Und von der Schönheit ſeiner Heimataue.
Doch bald verſtummt er, zögernd wird ſein Sang,
Sehnſüchtig blickt er ſeinen Bergen zu.
Heiß war der Tag, doch heißer war die Glut
Des Heimwehs, die ihn antrieb ohne Ruh.
Wie waren einſt die ſchlanken Glieder ſchmeidig,
Wenn er im Dorfe vor erſtaunten Blicken
Auf Händen ging, den kühnen Luftſprung wagte
Und tanzte, um die Menge zu entzücken.
An allen Orten ſtreute er verſchwendriſch
Die Fülle ſeiner Kunſt und Lieder aus.

Sein Lohn ein Trunk, ein Kuß und frohe Herzen, —
Nun kehrt er müde, arm und alt nach Haus.
An einer Klosterpforte klopft er an,
Die milden Mönche öffnen in Erbarmen,
Sie laben ihn und bringen ihn zur Ruh,
Und Heimatengel wachen bei dem Armen. —
— — — — — — — — — —
Durch stille Morgenluft ertönt ein Glöcklein,
Und ruft zum Dienst des Herrn die frommen Brüder.
Der Spielmann auch eilt mit in die Kapelle,
In brauner Kutte die erquickten Glieder.
Ein Andachtsschauer füllt die ganze Seele,
Als er nun eintritt in das hohe Chor.
Die heilge Ruhe dringt ihm tief ins Innre,
Und still ringt sich ein Dankgebet hervor.
Nun setzt die Orgel mächtig, brausend ein,
Und auf die Kniee sinken alle nieder.
Der Priester am Altar versieht das Amt,
Und feierlich ertönen heilge Lieder.
Der Gaukler lauscht — ein Schauer überläuft ihn —
Dann aber horcht er auf die fremden Worte;
Ach, keins versteht er, keines dringt zum Herzen,
Und eng und angst wirds ihm am heilgen Orte,
Leis stiehlt er sich hinaus, allein zu sein
Mit seinem Herrn, entrückt den fremden Klängen. —
— — — — — — — — — —
Von ungefähr ergeht ein junger Mönch
Sich in des Klosters kühlen Wandelgängen
Und kommt an eines Betsaals offne Thür.
Er schaut hinein und weicht entsetzt zurück,
Dann eilig kündet er dem strengen Prior,
Was dort erschaute Schändliches sein Blick:
„Vor einem Bild der Muttergottes steht
Frei auf dem Kopf der Fremde ohne Scheu,

Ganz wie die Gaukler draußen vor der Menge,
Und wirft Kußhände nach dem Bild dabei!“
Der Prior mit den Brüdern naht in Eile
Dem Betsaal, um des Ortes Heiligkeit
Vor solcher frevlen Schändung zu beschützen, —
Sie öffnen rasch die hohe Thüre weit,
Da — wie geblendet treten sie zurück.
In ihre Augen dringt ein heller Glanz,
Und eine Lichtgestalt erblicken sie,
Ein mildes Antlitz mit dem Strahlenkranz.
Die Jungfrau ists, die hohe, himmlisch reine.
Aus ihrem Bild ist sie herabgestiegen
Und neigt sich milde auf den müden Spielmann.
Den sehn sie auf den Altarstufen liegen,
Nach seiner Mühe tief in Schlaf gesunken,
Ermattet von der ungewohnten Kunst,
Die er, wie sonst um Lohn und Dank der Menschen,
Heut übte um der heilgen Jungfrau Gunst.
Und mit dem Tuch, das des Erlösers Wunden
Gelindert einst in höchster Todespein,
Wischt sie den Schweiß von seiner heißen Stirne
Und bettet sanft das Haupt ihm auf dem Stein.
Wie Flüstern geht es durch den hohen Raum —
„Selig bist du, du wolltest Gutes thun!“ —
Die Mönche schlossen leis die Thür und ließen
Auf dem Altar den müden Spielmann ruhn.

Uebersetzt von Hermann Stodte.

Ausfälle.

1. Guter Rat.

Nur stets des andern Meinung hegen,
Nur thun, was der für passend hält,
Nur ja nicht gehn auf eignen Wegen,
Auf denen man womöglich fällt!

Du mußt in ernstlichem Bestreben
Von eigner Ansicht dich befrein,
So wird, mein Freund, dein Erdenleben,
Vertrau mir, höchst gemütlich sein.

⁂

2. Modern.

Die Welt liebt jetzt das Komplizierte,
Das mystisch Dunkle wird geehrt,
Das ausgetüftelt Raffinierte
Gilt allerhöchsten Lobes wert.

Was soll das schlicht durchsichtig Klare,
Obs auch von Poesie durchweht!
Der Symbolismus ist das Wahre,
Zumal wenn ihn kein Mensch versteht.

⁂

5. Der Deutſche.

Er ſpielt Klavier und wohl auch Flöte,
Mag alt und neue Kunſt beſehn,
Lieſt Leſſing, Uhland, Schiller, Goethe,
Pflegt ins Theater auch zu gehn.

In Glanz und Lerchenjubilieren
Geht er in Wald und grüner Saat,
Umhaucht vom Frühlingsduft, ſpazieren.
Das Höchſte aber bleibt doch Skat!

Carl von Arnswaldt.

Schwüle.

Ein schwüler Windstoß in den Zweigen
Der Buchen wirrt,
Und Wetterleuchten durch das Schweigen
Des Abends irrt.

Wie in müd schlaffem Gliedbewegen
Die Flur sich dehnt!
Und sich dem reichen Himmelssegen
Entgegensehnt!

Carl von Arnswaldt.

Unrast.

So langsam schleichen die Tage dahin,
Zu träg für das Sehnen und Bangen,
Zu leer für den heftig begehrenden Sinn,
Für das glühende Freudeverlangen.
Das Verlangen — wonach doch? Nach Trug
und nach Schein,
Nach Lügen, die bald vergehen,
Und doch so bunt und so lockend und rein,
Mag auch rasch der Sturm sie verwehen.

O wär ich in Fried und des Zweifels bloß,
O hätt ich das Kleinod gefunden!
So aber schweife ich ruhelos,
Und nie will das Herz mir gesunden.
Wo find ich die Ruhe, wo find ich das Glück,
Wo blüht mir der Menschheit Krone?
Hohnlachend ruft mir die Welt zurück:
Nie wird sie dir Thoren zum Lohne!

So gebt mir, dran ich mich klammern kann
Mit des Glaubens eisernen Händen!
So schafft mirs, daß ich mich halte dran,
Wenn die Welt mir den Sinn will verblenden!
Gebt Licht dem fruchtlos sich mühenden Geist,
Damit er das Bleibende finde,
Und vom Auge endlich herunterreißt
Mir des Irrtums trügrische Binde!

Walther Brecht.

Der Erbe.

Novelle

von

Engelbert Frhrn. von Kerkerink.

*

Auf den rissigen Eichenbohlen, welche die beiden sumpfigen Wiesenufer des Moorbachs miteinander verbinden, lagern sich eben ein paar Bauernjungen, die des Wegs von der Schule kommen. Einer von ihnen hat sich seiner Holzschuhe entledigt, die blauen Drillichhosen aufgeschürzt und plantscht mit den nackten Beinen im schwarzen, trägen Wasser umher; von Zeit zu Zeit schleudert er mit der Hand eine Flutwelle gegen die Genossen auf der Brücke; plötzlich hält er inne und deutet gegen den nahen Waldrand:

„Sieh mal, da kömmt der junge Herr Max."

„„Sieh, der hat den neuen Hut auf, den die Drüke aus der Stadt gebracht hat.""

„Ne, das ist nicht der neue, — das ist der alte; den kenn ich, den mußte ich gestern aus der Schloßgräfte wieder holen."

„„Wenn ich der junge Herr wäre, dann wüßte ich wohl, daß ich lustiger wäre, wie der!""

Während dieser halb im Flüstertone geführten Reden war der „junge Herr" über die Brücke an ihnen vorüber geschritten. Ob sie ihn gegrüßt, wußte er nicht, — er hatte sie nicht beachtet. Die Hände in den Taschen seiner weiten Kniehosen vergraben, ging er mit langsamen Schritten über den schmalen Wiesenweg den Baumgruppen zu, hinter denen sich das alte Schloß verbarg.

Sein Wuchs war in Anbetracht seiner fünfzehn Jahre zart und schlank; auf Haltung und Kleidung schien keine

Sorgfalt verwendet; sein weißes, losgeknöpftes Flanellhemd wurde von der dunkelblauen Kravatte, deren Knoten sich schon zu lockern begann, nur lässig zusammengehalten. Den Kopf trug er etwas nach vorn geneigt, und aus dem schmalen, von der Sonne gefärbten Gesichtchen blickten die dunkeln Augen unter den langen Wimpern meistens zu Boden, als ob sie dort etwas suchen wollten. Um die vollen Lippen aber spielte der erwachende Stolz, und in den Mundwinkeln lag ein eigentümlicher Zug, der Trotz und Bitterkeit zu verraten schien.

Am Parkrande blieb er stehen, warf den Kopf zurück und schaute rundum; währenddem zeigte sich in der Ferne ein Reiter; da bog er in einen Seitenweg nach dem Garten ein und war bald hinter den dichten Gebüschen verschwunden.

Am Ende des Parkes lag das Schloß. Eine steinerne Brücke überspannte mit fünf Bogen, als einziger Zugang zu dem kleinen halbrunden Binnenhofe, den breiten Weiher, der rings die hohe Gebäudemasse schützend umgab.

Dort neben dem Brückenkopfe, wo die Rasenfläche von dem Kiesweg sich sanft hinunter zum Wasser senkte, stand der Knabe einen Augenblick still; dann streckte er sich der Länge nach in das hohe, schilfige Gras und ließ sich behaglich den Rücken von der Sonne bescheinen, indes seine Blicke träumend über die klare Flut von der Brücke zum Entenhäuschen und weiterhin zu den fernen Buchen schweiften.

Kein Luftzug ward rege. Auf der stillen, blanken Wasserfläche zitterten da und dort heiße, blendende Sonnenlichter. Klar und groß erschien in dem ruhigen Spiegel das Bild des Schlosses mit seinen roten Ziegelmauern, dem spärlichen Sandsteinzierrat und den schneeweißen Fensterspross en; nur hin und wieder bewegte sich die Fläche mit leichtem Gekräusel oder in Wellenringen, so oft ein Karpfen nach Luft schnappte, oder die weiße Ente mit ihren Genossinnen Streit

bekam; dann schwankte das geschweifte Turmdach samt der eisernen Wetterfahne, die hohen Brückenpfeiler zitterten hin und her, und ein plötzliches Leben fuhr in die beiden starren, steinernen Wappenlöwen.

So lag der Knabe in Träumen verloren und merkte es nicht, daß hinter ihm Stimmen laut wurden und Menschen aufgeregt durch den Garten liefen.

Jetzt stürmte Franz, der alte Diener, all seiner Würde vergessend, so schnell er konnte über die Brücke und rief schon von weitem:

„Baron Max! Baron Max, wo ist denn der Herr Baron? Um Gotteswillen, wo ist er?"

Der Knabe erhob sich und sah den Atemlosen fragend an.

„„Der Papa? Ich weiß es nicht. — Doch — da drüben hinter dem Schlagbaum hält er ja zu Pferde. Was ist denn los?""

Kaum war der Diener seines Herrn ansichtig geworden, so lief er ihm entgegen. Der Knabe sah, wie er heftig sprechend erst nach dem Walde und dann nach dem Jägerhause deutete, — dann hob sich der Wallach plötzlich vorn, war mit einem Satze diesseits des Schlagbaums und streckte sich im langen Sprung, von den Schenkeln seines Reiters gepreßt, durch den Garten über Rasen und Beete hinweg dem Schlosse zu. Vor der Brücke ein Ruck, der Braune stand; sein Reiter hob sich aus dem Sattel; ein Gärtnerbursche führte das Tier hinein; von der andern Seite erschien der alte Revierförster Thalmann mit hochgerötetem Gesicht und Schweißtropfen auf der Stirn.

„Gnädiger Herr —"

„„Erschossen ist er?""

„Die Arbeiter fanden ihn vor einer halben Stunde im Holtmarsch neben der dicken Buche; die Flinte hielt er noch fest; der rechte Lauf war abgeschossen, der Büchsenhahn war noch gespannt."

„„Und tot?““

„Nein, aber besinnungslos und ohne Hoffnung. Eine Kugel durch die rechte Brust. Ein Lungenschuß.“

„„Ist er schon hier?““

„Nein, Herr Baron, sie müssen ihn vorsichtig tragen.“

„„Das sind natürlich die Hagendörfer!““

„Die und keine andern.“

„„Verfluchte Bande! Der beste Förster! — — Wer ist zum Arzt?““

„Gärtners August. — Aber bis der Doktor hier ist, mag der arme Wolters wohl schon tot sein.“

„„Weiß es die Frau schon?““

„Die ist ganz von Sinnen und ist den Leuten entgegen gelaufen. Am vernünftigsten war der Junge, das Fritzchen; das wird überhaupt ein ordentlicher Kerl.“

Max hatte sich im Grase halb aufgerichtet und lauschte mit verhaltenem Atem, als ihn ein Blick seines Vaters traf.

„Junge! Was soll das faule Herumliegen da wieder heißen? Das habe ich dir doch oft genug verboten! Lauf zum Forsthaus und tröste deinen Freund Fritzchen! Das paßt sich besser, als hier am Wasser liegen und Grillen fangen!“

Max biß die Lippen zusammen und ging.

„Helfen Sie mir, Thalmann, was soll ich mit dem Jungen anfangen? Kein Leben und keine Kraft! Es wird täglich schlimmer!“

„„Wenn der gnädige Herr mir ein Wort verstatten wollen, — ich glaube, der gnädige Herr sind zu hart mit dem Baron Max; das macht ihn verschüchtert.““

„Das muß er vertragen können. Er soll sich eben ändern! Doch genug davon; wir haben jetzt besseres zu thun. Kommen Sie mit auf die Rentei.“

Die Arbeiter trugen den Förster ins Jägerhaus und legten ihn behutsam auf das Bett.

Der Verwundete war noch nicht zum Bewußtsein zurückgekehrt; er warf sich im Fieber von einer Seite auf die andere, blickte mit stieren Augen umher und murmelte unverständliche Worte. Die Frau kniete fassungslos am Bettrande und schluchzte laut.

In der Küche war Fritzchen, der seit Ostern aus der Schule entlassen, damit beschäftigt, seine drei kleinen, heulenden Geschwister zur Ruhe zu bringen.

Mit leisem Knarren öffnete sich die Thür, die zum Hofe führte.

„Ah — Max! bist du da!"

„„Wie geht es deinem Vater? Ist er schon hier?""

„Ich glaube, ganz schlecht. Willst du ihn sehen?" Und er schlang den Arm um den Nacken seines jungen Herrn und führte ihn in die Schlafkammer. Sie traten an das Lager. Plötzlich richtete der Verwundete sich auf, — seine Augen nahmen einen sonderbaren Glanz an:

„— Baron Max? — —"

Damit riß er dem Knaben das Hemd auseinander, preßte seine knochige Hand ihm auf die Brust und schrie mit heiserer Stimme:

„Baron Max, Sie bluten! Sie haben einen Blutfleck auf der Brust! . . . Hüten Sie sich! . . . Es ist die verkehrte Stelle . . . nehmen Sie sich in acht . . .!"

Er sank erschöpft wieder in die Kissen. Der Knabe wich schaudernd einen Schritt zurück. Fritzchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn vor die Thür in den Garten. Auf der Rasenbank warf er sich schluchzend neben dem Freund nieder, lehnte das Köpfchen an seine Schulter und sagte:

„Ach Max! er ist nicht mehr bei Verstand, er stirbt ganz gewiß!"

„„Armes Fritzchen! — Aber nimm deinen Kopf da weg; er sagt ja, es säße dort Blut.""

„Ach, er ist ja nicht mehr bei Verstand! er stirbt gewiß heute Nacht noch!“ —

Auf dem Kiesweg wurden Schritte laut. Der alte Revierförster bog im Gespräch mit seinem Herrn um die Ecke des Gebüsches. Sie gingen zu dem Erschossenen hinein und kamen erst nach geraumer Zeit wieder ins Freie.

„Es geht zu Ende, Thalmann; ich sehe, jede Hoffnung ist vorbei. Der Arzt kann hier auch nichts mehr machen.“

„„Ich glaube es auch.““

„Übrigens wird die Sache von heute ab anders gehandhabt wie bisher. Ich werde nicht rasten und nicht ruhen, bis das Revier von diesem Gesindel befreit ist, — und wenn ganz Hagendorf draufgeht! — Von heute ab soll das ganze Forstpersonal jede Nacht aufpassen und Patrouille gehen; mühsam wirds werden, aber das hilft nichts. Und damit die Leute sehen, daß ich nichts von ihnen verlange, was ich nicht auch selber thue, so werde ich von heute ab jede Nacht mit euch gehen. Und auf jeden Wilderer, der nicht beim ersten Anruf die Flinte wegwirft, wird ohne Rücksicht geschossen. Dies gottlose Treiben soll unter allen Umständen aufhören. —

Ich werde auch an den Kommandeur in B. schreiben und ihn um ein Jägerkommando ersuchen.“

„„Und wie denken Herr Baron, daß wir uns heute Abend verteilen?““ .

„Ich denke, Maurer und die beiden Forstgehilfen gehen durch die Nonnenbrüche, und ich bleibe mit Ihnen am Holtmarsch und in den Fichtenbeständen diesseits der Moorbecke. Morgen können wir ja wechseln. Wir essen übrigens heute um sieben Uhr zu Abend. Gegen halb acht können Sie mit dem Personal zu mir kommen.

Also bis dahin.“ —

Sie gingen auseinander; der Schloßherr wandte sich dem Knaben zu.

„Komm, Junge, wir müſſen noch Patronen machen.“

Schweigend ſchritten Vater und Sohn zurück nach dem Schloß und über die hohe Freitreppe in die Halle, deren graugetünchte Wandflächen ein maleriſches Durcheinander von alten Oelbildern, Flinten, Halbmonden und Geweihen belebte.

„Du kannſt mit auf mein Zimmer kommen. Wir wollen für alle Fälle zuerſt ein paar Kugeln gießen.“

Durch die hohen Fenſter des Turmgemachs floß der Schein der Nachmittagsſonne warm und leuchtend über die eichenen Dielen, den mächtigen Schreibtiſch und die vergilbten Aktenſtänder. Unzählige feine Stäubchen zitterten durch die breite Lichtbahn; auf dem Fuchsteppich erglänzte jedes einzelne Haar und der Goldbeſchlag der beiden Wandpiſtolen blitzte und funkelte.

Der alte Franz brachte die kleine, eiſerne Feuerſtelle, ſetzte ſie vor den Kamin, holte glühende Kohlen, ſtellte das Gefäß mit dem Bleivorrat darüber und legte die Kugelformen zurecht.

Vater und Sohn gingen an die Arbeit. —

„Haſt du die Fallen nachgeſehen?“

„„Ich glaube, Maurer iſt heute morgen rund gegangen.““ —

„Hat ſich was gefangen?“

„„Ich weiß es nicht, Papa.““ —

Es trat Stille ein. Nur das leiſe Ticken der Wanduhr war vernehmbar und das Schmatzen der Enten unter den Thurmfenſtern. — —

„Biſt du heute geritten?“

„„Nein, Papa.““ —

„Alſo auch das nicht!“

„„Iſt es nicht furchtbar heiß hier im Zimmer?““

„Schäm' dich, ſchlapper Bengel!“

Dem Knaben zuckte es um die Lippen, doch er bekämpfte ſich und ſchwieg.

So gingen die Stunden vorüber, und es kam der Abend mit seiner Kühle langsam heraufgezogen.

Als die Turmuhr sieben schlug, erschien Franz wieder in der Thürspalte.

„Herr Baron, das Essen ist aufgetragen.“

Vater und Sohn standen auf, legten die fertigen Patronen zusammen und begaben sich in das Tafelzimmer. Die Abendmahlzeit verlief schweigend; der Hausherr fragte einmal: „Ist dir das Essen zu schlecht?“ und Max antwortete nur mit „Nein“; aber er konnte nichts genießen.

Nach der Mahlzeit kam der Revierförster mit dem Jäger und den Forstgehilfen. Der Freiherr erhob sich.

„Also es bleibt dabei, Maurer, Sie gehen mit den beiden Eleven durch die Nonnenbrüche; ich gehe mit Ihnen, Herr Thalmann, durchs Holtmarsch, und zwar warten wir erst zwei Stunden am Sandweg, wo ihr die Schlingen gefunden habt; von dort kann man den ganzen Holzrand bis zum Erlenknapp übersehen; später trennen wir uns.“

Max stand auf und trat zu seinem Vater.

„„Papa, ich will mit euch gehen. Bitte, erlaube mir das.““

Der Freiherr sah seinen Sohn groß an.

„Du mit uns gehen? Was fällt dir ein? Nein, Junge, dafür bist du nicht zu gebrauchen, du bist zu feige.“

Der Knabe zuckte zusammen; eine heiße Blutwelle schoß ihm ins Gesicht; seine Finger umklammerten krampfhaft die Stuhllehne, an der er stand.

„Es wird Zeit für uns. Gute Nacht, Junge!“

„„Gute Nacht, Papa.““

Er küßte ihm die Hand, wie an jedem Abend, aber dann war er zur Thür hinaus und lief auf sein Zimmer.

Hier brach die mühsam bewahrte Fassung zusammen. Er warf sich heftig auf das Bett und preßte aufschluchzend das glühende Gesichtchen in die Kissen.

„ . . . Und jetzt sagt er mir noch, ich wäre feige, — und vor all den Förstern! — und das ist nicht wahr! Das lasse ich mir auch vom Papa nicht sagen. Die Leute müssen ja lachen, und ich kann mich vor keinem mehr sehen lassen! Und das sagt mir der eigene Vater, und er hat doch kein ander Kind, und trotzdem sagt er mir das! Und dem schlechtesten Stalljungen hat er das noch nicht gesagt! Und es nicht wahr! . . . Ich werde es nie auf mir sitzen lassen . . . ich halte es hier nicht mehr aus — und wenn ich betteln soll . . . aber daß ich feige bin, das ist nicht wahr!"

Das Schluchzen wurde lauter und qualvoller, seine Brust wogte stoßweise auf und nieder; seinen ganzen Körper durchlief ein Zittern, und das weiße, kühle Leinen ward von seinen Thränen naß.

„O Mutter! Warum bist du tot? Du hättest das nicht gelitten! Es ist nicht wahr! Hilf mir, — ich habe keinen Menschen, zu dem ich mich retten kann! —

Was habe ich denn dem Papa gethan, und was hat er gegen mich? Solange die Ferien dauern, — er hat mir noch kein freundliches Wort gegönnt!" — Er trat nach dem schweren Eichenstuhl, der krachend rücklings zur Erde fiel. — „Und es ist nicht wahr! Er hat es gelogen! . . . . Aber ich lasse mirs nicht bieten . . . . auch von meinem Vater nicht . . . !"

Und die Dämmerung zog leise herein mit ihren Schleiern, — es wurde mälig dunkler und dunkler, nur der blasse Lichtschein des aufgehenden Mondes stahl sich durch eine Ritze der geschlossenen Läden in das Zimmer. Aus dem Schloßteiche erscholl noch eine Weile das Gequake der Frösche, — von fern schrie das Käuzchen, — eine Maus raschelte unter den Dielen, — — und dann kam die Nacht und die Stille.

Der Knabe erhob sich. Seine Faust war noch geballt, und sein Entschluß stand fest.

„Ich will es ihnen zeigen. Heute noch. Heute nacht noch. Dann wird er es mir morgen von selbst erlauben. Aber mag er mich auch prügeln, er soll nicht noch einmal von mir sagen, daß ich feige bin!“

Er trocknete sich die Thränen von den Wangen, wusch sich das Gesicht, nahm seine Büchsflinte von der Wand und verließ das Zimmer.

* * *

Die Nacht war kühl. Schweigend lag das Schloß, eine schwarze Masse, inmitten des Wasserspiegels, der im Winde unruhig zitterte. Der volle Mond grinste über die alten Dächer und Schornsteine, und sein Gesicht war höhnisch und schadenfroh. Durch den Himmel jagten schwarze, flatternde Wolkenfetzen; sie wehten gleich zerrissenen Tüchern von Westen nach Osten quer über die Mondfratze, die sie für Augenblicke bedeckten und wieder frei gaben, um sie in der nächsten Minute abermals zu verhüllen. Dann und wann stöhnte der Wind in den Buchenkronen. Die schwankenden Schatten der Aeste streckten sich Fangarmen gleich über die weißen Wege; einmal knirschte am Parkrand der Kies; einmal drehte sich mit schrillem Kreischen die rostige Turmfahne; — sonst regte sich nichts . . . .

Am Rande des Forstes, wo die Wallhecken zu beiden Seiten des Sandwegs auf den Holtmarsch münden, stand der Freiherr mit dem Revierförster auf der Lauer.

Scharf und schwarz zeichnete sich der lange, gerade Holzrand längs den Roggenfeldern, und das Korn bewegte sich in dem unsichern Lichte, vom Nachtwind gerührt, mit leisem Wogen schimmernd auf und nieder. Am Horizont erblickte man deutlich den schlanken Schornstein der Ziegelei und seitwärts den Kirchturm von Hagendorf; eben schlug die Glocke zehn, und der Wind trug die Klänge kaum vernehmbar zum Walde.

„Ich glaube, wir haben lange genug hier gesessen. Was meinen Sie, Thalmann, wenn wir uns auf eine Stunde trennten? Ich pürsche den Waldrand entlang. Sie gehen dem blinden Holzweg nach; um elf treffen wir uns hier wieder."

„„Jawohl, gnädiger Herr. — — Waidmann, was hast du?"" — seine Stimme wurde gedämpft, — „„ich glaube, da kommt etwas — — — — — auf dem Wege — —""

Der Schweißhund schlug leise an und zog unruhig an der Leine.

„Sehen Sie etwas?"

„„Dort kommt etwas, — im Schatten der Wallhecke, — ich kann noch nicht sehen, was es ist —"

Die Gestalt näherte sich langsam.

„„Ein Hagendörfer, ich habe die Flinte blitzen sehen."" —

„Er geht ganz im Schatten."

„„Es ist der scheele Müller, ich erkenne ihn, — das ist der schlimmste . . ."""

„„Rufen Sie ihn an, — aber Sie wissen, was ich gesagt habe, — kein Pardon!"

Der Revierförster spannte den Hahn, stach ihn ein und nahm die Büchse hoch.

„„Halt!"" — Seine Stimme klang heiser und fremd. „„Flinte weg, oder ich schieße!"" — —

Die Gestalt kam näher, die Flinte hob sich blitzend im Mondlicht, die Mündung nach dem Walde gerichtet.

„Los!"

Da krachte der Schuß des Försters. Als der Rauch verflogen, sah man auf dem Wege nichts mehr, und es blieb alles totenstill . . .

„Haben Sie ihn fallen gesehen?"

„„Nein, — er hat sich gegen die Wallhecke geduckt" —

„Möglich, — — wo sind Sie abgekommen?"

„„Auf der Brust.""

„Wir müssen nachsehen."

„„Seien Sie vorsichtig, gnädiger Herr; — der wartet nur bis einer von uns heraustritt, dann schießt er.""

„Ist mir einerlei; ich will nachsehen; Sie können hier bleiben."

„„Dann gehe ich mit, gnädiger Herr.""

„Gut."

Sie traten auf den Weg und näherten sich, die Büchsflinten im Anschlag, langsam der Stelle.

„Dort sehe ich ihn liegen —"

„„Er liegt halb im Graben, — rücklings, — die Beine über den Weg; — der ist besorgt.""

Sie traten hinzu und beugten sich über den Körper.

„„Herr! Himmel! Der Baron Max!""

„Max —?"

Der Freiherr stand, im Schrecken erstarrt und rührte kein Glied. Der alte Thalmann warf sich, am ganzen Leibe zitternd, über den scheinbar Leblosen, zog ihn aus dem Graben und richtete ihn auf.

„„Gott und alle Heiligen! Baron Max! Wo kommen Sie her! Um Gotteswillen, kommen Sie zu sich! — Hilf Himmel! Es kann ja nicht sein!""

Aus dem Rocke sickerte das rote Blut. Der Schuß saß in der rechten Brust.

„„Himmel hilf! Ich will mit bloßen Füßen nach Kevlaar gehen — —""

Ein Zucken lief durch die Glieder des Knaben; er schlug die Augen auf.

„Papa — — Papa — — ich bitte dich um — Verzeihung, — — ich habe dir — viel Kummer . . ."

Es klang durch die Nacht, wie das Röcheln eines Sterbenden, — es klang und verklang, nud alles blieb still.

„Lieber Papa — — verzeih es mir, ich muß — — sterben, — aber ich bin nicht — — feige — —"

Die Worte verhallten, kaum hörbar; er heftete die brechenden Augen mit steigender Todesangst auf den Vater, — aber kein Laut brach das Schweigen, und alles blieb still . . .

Eine Blutwelle stürzte aus des Knaben Munde, seine Lippen schlossen sich wie im Krampf, — ein Zug unsäglicher Bitterkeit grub sich um die Mundwinkel; ein Stöhnen entrang sich seiner Brust; er sank zurück, wälzte sich einmal zuckend über den Boden, — und alles ward wieder still. — —

Da erwachte der Vater aus seiner Betäubung und warf sich laut aufschreiend über das Kind.

* * *

Die Nacht ging zur Küste. Er lag im weißen linnenen Totenhemdchen aufgebahrt auf seinem Zimmer. Zu Häupten des Bettes stand ein Kruzifix und zu Füßen zwei brennende Kerzen. Und vor dem Bette lag sein Vater auf den Knieen, und hatte den Arm um seines Sohnes Nacken geschlungen und sein Gesicht auf die durchschossene Brust gepreßt, als lausche er, — lausche er nach einem verstohlenen Atemzuge; — — aber das Leben kam nicht zurück.

Und es schlich die Morgendämmerung leise durch das halboffene Fenster, und ihr matter Schimmer fiel auf die im bitteren Weh erstarrten Züge des Kindes, — die so bleich waren, wie die Kissen, in denen es schlummerte. Draußen aber erwachte der Tag; vom nahen Kornfeld erklang eine Sense, die erste Lerche flog mit Jubeltrillern zum Himmel auf. — Aber das Leben kam nicht zurück.

Und die Sonne stieg leuchtend über die Waldwipfel; und das junge Licht stahl sich in die stille Kammer und spielte mit des Knaben blonden Haaren und küßte die blutlosen Lippen, — — aber das Leben kam nicht zurück.

* * *

Unten in der Küche ſtand die Dienerſchaft um den großen Schragen; ſie wiſchten ſich die Augen mit den Schürzen, und es getraute ſich keiner hinauf zu gehen.

Und der alte Franz, der klüger war, als die andern, ſagte mit halblauter Stimme:

„Es iſt mir nur leid um den gnädigen Herrn Baron; aus dem Jungen wäre doch ſein Leben lang nie etwas Rechtes geworden.“

Stille.

Still iſt es geworden,
Friedlich abendſtill,
Nichts die Seele fühlen,
Nichts mehr hoffen will,
Fremder Lippen Süße
Sehnt nicht mehr mein Mund, —
Alle Küſſe küſſen
Doch kein Herz geſund!

Nun der wilden Tage
Wirres Haar verweht,
Klingts durch alle Stunden
Wie ein ſtill Gebet;
Fromme klare Laute
Thut ein Gott mir kund, —
Aber Lieder ſingen
Doch kein Herz geſund!!

Heimlich ſchlich ich geſtern
Weit hinaus ins Feld,
Fern hat durch den Abend
Nur ein Hund gebellt.
Auf die kalte Erde
Preßt ich meinen Mund,
Erde ſprach: Ich mache
Jedes Herz geſund!

Börries von Münchhauſen.

Gedankenspäne.

Wenn der Pfau Rad schlägt, zeigt er seine prächtigsten Federn, aber manche Menschen prahlen am liebsten mit ihren Schwächen.

* * *

Im öffentlichen Leben pflegen die begabten Dummköpfe eine große Rolle zu spielen.

* * *

Den meisten Menschen kommt der Appetit auch schon, wenn sie andere essen sehen.

* * *

„Ich kenne nichts Erbärmlicheres wie die Feigheit", sagte der Löwe, als eine junge Gazelle vor ihm die Flucht ergriff.

* * *

Es ist bezeichnend, daß die meisten Menschen sich noch im höheren Alter immer bemühen etwas zu werden, statt etwas zu sein.

* * *

Wer im Thale wohnt, sollte Nachsicht haben mit den Fehltritten derer, die auf den steilen Höhen der Menschheit wandeln.

* * *

Eher lernt man Schwimmen aus Büchern, wie Lebensweisheit aus Sprüchen.

Walther Schücking.

Die Mittagsglaten.

O mörderiſche, träge Mittagsſtunde!
Du machſt das Herz erſchlaffen, du entfärbſt
Das Gute und das Schöne. Wie vernichtet
Sind die Gedanken in der Schwüle. Selbſt
Der Schmerz iſt träge, und ſein Stachel läſſig.

So muß ich dich denn laſſen, du Geliebte,
Und, ach, mir mangelt ſelbſt die Kraft zu klagen.
Es drehen ſich im Kreiſe tauſend Bilder,
Doch feſt ſie halten, kann ich nicht. Nur eins
Zeigt ſich mir immer: Dich muß ich nun laſſen.
Wie ratlos wohl ein Wandrer in der Wüſte
Im heißen Sonnenbrande halb verſchmachtet
Und nichts als Sand erblickt und wieder Sand,
So ſtarre ich betäubt hinaus ins Weite
Und ſehe keinen Weg und keine Labung.
Als ich auf dich noch hoffte, war die Wüſte
Ein Palmenhain mit ſanften Waſſerbächen.
Nun iſts vorbei, und ich bin einſam — einſam.
Ein ſtärkeres Geſchick hat uns getrennt
Und wankend ſchreite ich auf glühnden Pfaden
Dem Feuerball der Sonne müd entgegen.

Hermann von Hoffmann.

Verirrte Seele.

Der Sturm zerzauſt den Eichenbaum
In wildem Hohn,
Bang hallt durch meinen trauten Raum
Von fern ein Klageton.

Ein Seufzer, bebend, ſchmerzverwirrt,
Trifft leis mein Ohr;
Wohl eine Seele, pfadverirrt,
Die ſich in Nacht verlor.

Carl von Arnswaldt.

Elegie.

Des Meeres lange, grüne Wogen wandern
Durch nichts gehemmt im ewgen Ocean,
Wie träumend ſchaukelt ſich des Schaumes Perle
Auf ihnen ſacht von Thal zu Thale weiter,
Und träumend liegt der Friede über ihnen. — —
Da plötzlich kommt der vordern Wellen eine
Beſtürzt zurück gewallt, es ſtockt die Flut,
Es bäumen ſich des Waſſers Maſſen auf,
Vom ſchwarzen Felſen kühn zurückgeſtoßen,
Und hoch auf ſpritzt der Giſcht, und donnernd ſteigt,
Im Lauf gehemmt, der blaue Helm der Woge
An des Geſtades Steinſchild jäh empor. —
Ein kurzes Ringen iſts. Die Welle fließt
Zerrinnend ſeitwärts, und beſchämte Tropfen
Zerſtäuben rings und fallen matt ins Meer,
Und murrend rollt die Flut in neuen Bahnen. —
So ging auch durch mein Leben einſt ein Strom,
Ein ſtiller, tiefer, ſehnſuchtsmächtger Strom,
Der jeder Welle ihre Richtung gab,
Und dieſer Strom war eine heilge Liebe,
Nie ausgeſprochen und doch wunderſtark;
So ſtark, daß mich das flüchtge Denken ſchon

An jenes Mädchen wohl zu hundert Malen
Vom Rand des Unrechts wieder fortgerissen,
So stark, daß ich vor eigner Liebe glaubte,
Auch ich wär ebenso geliebt von ihr.
Und still ergeben wartete ich drauf,
Daß jene Jahre, da ich Knabe war,
Vergehen sollten. Und durch hundert Lieder,
Durch tausend Träume zog sich wie ein Bild
Der Augenblick, wo ich zu ihren Füßen
Ihr sagte, was sie längst schon leis gefühlt. —
So träumt der Dichter von dem Thal des Friedens,
Wenn neben ihm schon die Trompeten gellen,
So träumt er sich des Hafens stilles Glück,
Wenn unter ihm schon wankt, zum Tod bestimmt,
Zersplittert seines Schiffes morsche Planke, —
So träumte ich! — Ein andrer nahm sie mir.
Da schlug mir brausend meines Blutes Strom
Ins Ohr, das kaum sich selbst zu trauen wagte.
Mein Herz und zuckst du noch nach diesem Weh?!
Du bebst noch, Brust, und sprengt dich nicht der Schmerz?
Mein Haupt! — Wohin?! — Wahnwitzige Gedanken!
Wozu noch leben, da ich dies erlebt?!
Er soll nicht! Nein! Ich kann es nicht ertragen!
Zerspringe, Erdenball, in tausend Splitter,
Ich will das Haupt nicht wenden! Feuer, komm
Und zehre auf, was meinen Namen trägt
Und laß mich lachen, bitter lachend sterben!!
So ging des Sturmes Wehen durch die Brust,
Jedoch des Herzens Hütte, sie hielt stand.
Ich kämpfte hart, doch kämpfte ich mich durch. —
Und wie nach tollen Wirbelwindes Rasen
Sich allgemach der Bäume Haupt erhebt,
Wie nach dem Regen still des Grases Blume

Die Sternenaugen, zwar noch voll von Thränen,
Doch langsam auf zum Himmel wieder wendet,
So stand auch mir ein Hoffen nach dem andern
Vom Boden auf, an dem es blutend lag.
Vor allem du, du meine große Göttin,
Du meine Kunst, du wardst mein treuer Stab.
An dir hab ich die Seele aufgerichtet
Und ihr, der eben eins zertrümmert ward,
Ein neues Ideal zurückgegeben.
Und klar und klarer wards in meinem Innern,
Ein großer Friede senkte sich herab,
Das alte Licht, es flammte wieder auf
Und goß mir Ruhe über Haupt und Augen.
Ich will nicht klagen, will geduldig sein,
Geduldig und zufrieden wie ein Kind.
Was auch das Schicksal mir genommen hat,
Als es dich nahm, du meines Pfades Stern,
Eins halt ich fest mit starken treuen Armen
Und klammre mich daran, an mein Idol:
Es ist das Bild der mädchenhaften Reinheit,
Das Bild der schönsten tiefsten Seelengüte,
Das ewig mir in meinem Herzen steht.
Es ward nicht mein, ein Gott hat uns geschieden,
Er wollte nicht die zarte, keusche Blume
An diese Brust, die sturmzerwühlte, legen.
Doch gab er mir den Anblick dieser Blume
Und ihren Hauch, der durch mein Leben duftet,
Ein unvergänglich süßes Ideal.

Börries von Münchhausen.

Lebenstrost.

Sonnen ſinken, Sonnen erſtehen,
Ewig gleich,
Lenze kommen, Lenze verwehen,
Ewig gleich.
Doch du, mein Herz, in der dunkelen Bruſt
Wirſt kaum dir des farbigen Lebens bewußt,
So mußt du zur Grube, — du mußt, du mußt!
— Mein Herz, was wirſt du ſo weich?

Wechſelnde Lenze, wechſelnde Sonnen,
Ewig gleich,
Wie ſie gekommen, ſind ſie zerronnen,
Ewig gleich.
Du Herz, du kannſt ſtreben zum Lichte hinan,
Dir winket die Freude auf blumigem Plan,
Du glückliches Herz auf der ringenden Bahn,
— Mein Herz, was wirſt du ſo weich?!

Börries von Münchhauſen.

Ruhesehnen.

Schwer laſtet brütendes Schweigen
Über dem träumenden See,
Im Schilf und hoch in den Zweigen
Verklang das klagende Weh;
Nur mir will nimmer entſchwinden
Dies Stürmen, wild tobts immerzu,
O könnt ich nur Ruhe finden,
Tieftiefe Ruh.

Schon dehnen ſich länger die Schatten
Über der lichtgrünen Au,
Wie ſtrecken ſich wohlig die Matten
Unter dem kühlenden Thau!
In mir nur brennts heißer, ich habe
Eine Glut, jach flammts immerzu;
O fänd ich im friedſtillen Grabe
Tieftiefe Ruh.

Carl von Arnswaldt.

Im Streik.

Trübe brennt ein kleines Lämpchen
In dem dumpfen, engen Keller.
Eine blasse Frau sitzt einsam,
Zählt die Groschen und die Heller,
Zählt und rechnet, rechnet angstvoll,
Ob es reicht für ihre Kleinen,
Sinnend starrt sie auf die Zahlen
Und bricht schluchzend aus in Weinen. —

Leise tritt der Mann ins Zimmer,
Und sie fragt mit flehnden Blicken — —
Grollend murmelt er: „Vergebens!
Immer will es noch nicht glücken.
Wieder ist der Streik beschlossen,
Und verhungern wolln sie lieber,
Eh sie weichen," — gramvoll schweigt er,
Und das Licht brennt trüb und trüber. —

Und das Licht ist ganz erloschen —
Ueber ihren harten Betten
Kreist die Sorge, graubeflügelt.
„Nichts kann helfen, nichts kann retten,
Wenn auch deine braunen Arme
Brot und Geld dir leicht erwerben, —
Für das Wahnbild der Genossen
Mußt du Weib und Kind verderben!"

Hermann Stodte.

Der Tod und die Liebe.

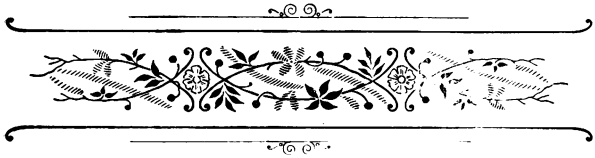
Der Tod ging hin durchs blühende Land
Und schlich und suchte, suchte und fand. —
Die Nacht lag über den Gärten,
Dornen den Weg ihm sperrten.

Vom Thau war seine Sense naß,
Wohin er trat, fiel Thau vom Gras.
Es träumte der Himmel noch immer
Von der Sonne in mattem Schimmer.

Und als der Tod an der Thüre stand
Und dreimal klopfte mit dürrer Hand,
Da trat ihm die Liebe entgegen
Mit ihrem unendlichen Segen.

Und er wich fort von Haus und Thor,
Schlich weiter den Weg wie eben zuvor,
Es glitt sein Gewand durch die Straßen,
Die Brunnen das Rauschen vergaßen.

Börries von Münchhausen.



Die Geschichte von der verwunschenen Prinzessin.

Da spielet das Völkchen am silbernen Teich
Und spielet in fröhlicher Runde,
Und hoch durch das winkende, dichte Gezweig
Da luget der Vollmond so klar und so bleich
Hinab auf der Gnomen vergnügliches Reich
Zu heimlicher, nächtlicher Stunde.

Die Musikanten sitzen in Reihn
Am Ufer mit Harfen und Geigen,
Mit Flöten, Trompeten und süßen Schalmein;
Die Pauke, die schlagen sie kräftig zu drein,
Und das Völkchen tanzet im Mondenschein
Einen ausgelassenen Reigen.

Horch! Auf dem Heerweg da knistert der Sand,
Es kommt eine Kutsche gefahren,
Vorüber, — vorbei an des Teiches Rand,
Ein Kutscher und ein Lakai selband,
Und eine Prinzessin in seidnem Gewand
Und langen, seidenen Haaren.

Und wie sie den stattlichen Wagen erschaut,
Frohlocken die tanzenden Leute
Und haben ihm eilig die Straße verbaut
Und springen rundum und jubeln gar laut:
„Du bist uns verfallen, du niedliche Braut!
Zur Königin wirst du noch heute!“

Vom Wagen hebet sie sacht und gelind
Die stürmische, drängende Menge;
Es rühret sich nicht, das erschrockene Kind, —
Ein Pförtlein thuet sich auf geschwind,
Und hinunter geht es wie Wirbelwind
Durch lange, gewundene Gänge.

Sie tragen die Königin wohl in den Saal,
Sie tragen sie auf den Händen;
Da glitzern die Spiegel von Golde zumal
Und Edelsteine schier ohne Zahl,
Und tausendfältig bricht sich der Strahl
Der Lichter an Decke und Wänden.

Sie kommen und tragen und setzen sie dort
Auf ein Thrönlein von Golde so klare,
Und beugen die Kniee und jubeln fort. —
— Da sitzt sie nun an dem verwunschenen Ort
Und harrt auf das milde, erlösende Wort
Umsonst schon unzählige Jahre. — —

Engelbert Frhr. von Kerkerink.

Dämmerstunde.

Horch, ein Ruf! Es bebt die Nacht.
Leise fächelnd streicht der Wind,
Und die Lüfte schauern sacht.
„Woher kommst du, himmlisch Kind,
Hier in dunkle Pracht?“

„Komme her von fernen Weiten,
Wo die Lüfte wogend schwingen,
Wo die Wunderglocken läuten“ — —
Ich vernahm ein zitternd Klingen,
Dämmernd lag die Nacht.

Alfred Böhme.

Auf sonnigen Pfaden.

Nun will ich wieder wandern
Durch sommerduftges Feld; —
Und ob es auch die andern
Im dumpfen Zimmer hält,
Die staubig trockne Weise,
Der Ton gefällt mir nicht,
Hör lieber, was die Meise
Und was der Buntspecht zu mir spricht.

Die Meise weiß wohl Dinge,
Daß man nur staunen mag,
Sagt mir, wie schlau sie finge
Viel Käfer jeden Tag:
Der Specht, der rot-weiß-graue,
Dociert mit würdgem Stolz,
Wie er das Nest sich baue
Selbst in das feste Birnbaumholz.

Und wie die kluge Biene
Summt nach der Haide hin,
Erzählt sie mir, sie diene
Der schönsten Königin; — —
Fort, fort von euch, ihr andern,
Ach, wir verstehn uns nicht!
Drum will ich wieder wandern
Durch gleißend goldnes Sonnenlicht.

Carl von Arnswaldt.

Zur Nacht.

Der Regen praſſelte an mein Fenſter in tiefer Nacht,
Ich bin aus ſchwerem, wirrem Traum erwacht.

Eine alte weiche Sehnſucht hat mir das Herz geſchwellt,
Augen ſah ich, die einſt mein Herz erhellt.

Ein Leuchten lag über meinem Zimmer geſpenſtiglich.
Ich weiß nicht, welch Gedenken mich beſchlich . . .

Ich weiß nur, ich hab mein Geſicht in die kühlen Kiſſen
gedrückt.
Und hab meine Hände an meine Augen gedrückt.

Ich weiß nur, am Morgen war mein Kiſſen von Thränen
feucht,
Im Herzen nur lag noch jenes fremde Geleucht.

Börries von Münchhauſen.

Der Schauſpieler.

Von

Bernard Wieman.

Als ich noch in Berlin studierte, ging ich alle vierzehn Tage regelmäßig zu einem mir befreundeten Schauspieler. Obschon ich damals im Allgemeinen nicht gerade für Schauspieler schwärmte, war mir dieser doch ganz besonders sympathisch. Nicht so sehr als Mime hatte er mich angezogen, sondern als Litterat. Verschiedene längere Novellen von ihm waren mir in die Hände gekommen. Die waren so seltsam voll von derber Realistik und zeugten dabei von so seltener Gemütstiefe, daß ich ihn eines Abends im Café Bauer einfach anredete und ihn ohne Ziererei fragte: „Sind Sie eigentlich ein Gemütsmensch oder ein Cyniker?“ Es war das vielleicht eine dumme, sicher eine freche Frage; aber sie hatte ihre Wirkung. Der Befragte lachte anfangs außerordentlich, dann sah er mir ganz verblüfft in die Augen und — bot mir den Sitz an seiner Seite an. So wurden wir auf eine recht schnelle und komische Weise gute Bekannte, die sich zweimal im Monate sahen.

Mein Mimentag, wie ich mir diesen Besuch scherzweise auf meinem Kalender notiert hatte, fiel diesmal in die ersten Tage des März, draußen wunderten sich alle Menschen, daß es März war. Die Linden schlugen schon aus, und es war, als ob der sieghafte Frühling soeben seinen Einzug hielt. Ich hatte mich den ganzen Tag weit draußen in ein kleines Nest gewünscht. Es war so recht ein Tag zum zufriedenen Glücklichsein. Das kommt so, wenn die Frühlingssonne zu rasch den Schnee schmelzen läßt.

Kunterbunt kramte ich meine Gedanken aus, als ich des Abends auf dem Triumphstuhl in dem Mimenheim lag.

„Herr Gott, was braucht man mehr, um glücklich zu sein als einen summenden Theekessel in einer einfachen Bude und seine Gedanken!“

„Ja, und dann eine nette kleine Frau, die den Thee bereitet, und der man seine Gedanken mitteilen kann, wohl?“

„Mir aus dem Herzen gesprochen,“ antwortete ich so recht froh, „aber Mensch, schaun Sie doch nicht so gräßlich traurig aus, wenn Sie solch einen vernünftigen Gedanken aussprechen. Wissen Sie, ich finde überhaupt so eine Streberei recht, recht dumm. Hier in Berlin Kammergerichtsrat werden, das steck ich jetzt auf; ist doch viel vernünftiger, Richter in einem kleinen Nest zu sein, wo man nach Herzenslust die paar schönen Lebenstage genießen kann; dann nimmt man sich ein liebes Weib, macht reuige Menschen glücklich und — na das andere ist ja klar. — Aber, mein Bester, schaun Sie doch nicht so bitter drein; ich glaube beinahe, Sie sind doch ein Cyniker.“

„Wahrhaftig nicht, mein junger Freund, aber es thut mir leid um Sie, denn ich weiß, von wie kurzer Dauer Ihre Freude ist. Sie können das gar nicht, was Sie sich da ausmalen. Sie können es nicht, nein, ebensowenig, wie ich es gekonnt habe, und das ist schade, daß Menschen wie wir solch ein stilles Glück entbehren müssen. Ich rühre nicht gern alte Geschichten wieder auf, denn ich fürchte mich vor der Sehnsucht nach etwas Unwiederbringlichem. Aber es kann Ihnen vielleicht nützen, wenn ich Ihnen etwas von meinem Leben erzähle. Sie sind ehrlich, so daß ich Ihnen gern helfen würde. Stecken Sie sich eine neue Cigarre an und achten Sie manchmal, wie schnell der Rauch verfliegt, der als voller Ring aus Ihrem Munde kommt.“

„Verrückte Einleitung! na, denn los, ich bin gerade in der Stimmung, eine nette kleine Geschichte zu hören.“

Und dann erzählte er mir:

„Mein Vater war ein Oberförster; ein ordentlicher wetterfester Mann war es, der mit rechter Liebe an seinem Beruf hing. Meine Mutter hätte ich mir nicht lieber denken können; vielleicht hatte sie zu viel Gemüt und spielte zu schön Klavier. Ich kam als Bube häufig mit mir in Widerspruch, ob ich so werden wollte, wie mein Vater, oder wie meine Mutter. Ich habe eine schöne Kindheit verlebt in meinem heimatlichen Walde. Den Tag über lief ich draußen herum; besonders an solchen Tagen, wie heute, vergaß ich oft vor lauter Freude ob des neu erwachten Lebens das Mittagbrot. Wenn mein Vater von der Jagd heimkam und aus seinem Rucksack etliche Hasenläufe guckten, habe ich ihn oft im stillen beneidet, voll Stolz zu ihm emporgeblickt und mir nichts sehnlicher gewünscht, als auch so ein tüchtiger Waidmann zu werden. Noch in Gedanken mit meinen zukünftigen Jagdabenteuern beschäftigt, setzte ich mich dann häufig mit einem Gedichtbuch unter unseren Flügel, auf dem meine Mutter jeden Abend zu spielen pflegte. Und da wünschte ich mir denn wieder nichts sehnlicher, als auch Gedichte zu schreiben und so schön zu spielen wie meine Mutter.

Wenn ich mich Abends zu Bett legte, wußte ich erst gar nicht, was ich wollte und träumte, daß ich so recht wie ein Mann mit einer furchtbar schweren Flinte auf die Jagd ging. Wollte ich dann schießen, so knallte es nicht, sondern ich hörte die schönsten Harmonien aus meinem Rohre hervorquillen, und statt eines Rehbocks trat ein Mann aus dem dunklen Wald mit langen Locken und träumerischen Augen, der mir leise klingende Reime sprach.

Na, ich wuchs als tüchtiger Junge heran; im Walde giebt es nicht so leicht bleiche, städtische Knabengesichter. Später kam ich auf das Gymnasium und dann sollte ich Forstmann werden. Natürlich.

Als ich auf die Hochschule kam, konnte ich vorzüglich schießen und war vor einer Nacht unter freiem Himmel nicht bange. Daneben hatte ich gelernt, den Violinbogen gut zu führen. Es machte mir damals besonderes Vergnügen, ich fühlte einen unwiderstehlichen Drang dazu, weich und einfach zu spielen und dann plötzlich so hart und grell, rasend und wütend, daß mir die Menschen je nachdem sie beschaffen waren, sagten, das erstere wäre himmlisch, das letztere unschön, oder gerade umgekehrt.

Als mein Heiligtum führte ich ein kleines Päckchen mit mir; es waren meine ersten Manuskripte, die Früchte meiner schönsten Stunden. Wald- und Jagdlieder, poetische Grüße an meine Primanerliebe, kleine Novellen und dramatische Entwürfe.

In meinem jungen Kopf spukte es vom Idealen, von Schönem und Edlem, anders konnte ich mir noch die Welt gar nicht vorstellen. Als die mir doch so ganz anders war, da hats manche bittere Stunde für mich gegeben. Aber ich habe ehrlich gerungen und so bin ich rasch innerlich gekräftigt und stark geworden.

Mit der Kraft kam mächtig die Schaffenslust. Liebeslieder habe ich da nicht gedichtet. Etwas ernste Novellen sind damals entstanden und ein Drama, darin ich so recht meine ganze Bitternis austobte und schmutzige Großstadtluft durch kräftigen Tannengeruch reinigen ließ.

Nach einem Jahr zog ich in eine kleine Stadt Mitteldeutschlands auf die Forstakademie.

Wie unendlich wohl ging es mir da in der ersten Zeit; ich glaubte, glücklicher könnte ich gar nicht werden.

Ich hatte wieder meinen Wald, meine Berge, meine stille, sonnige Stube und — ich lernte ein Mädchen kennen, welches ich immer lieber gewann. Sie war die Tochter eines Forstmeisters; gute Eltern hatten ihr eine treffliche Erziehung gegeben; ein schönes, ernstes und manchmal

wieder so ein herzigfrohes Mädchen. Ich hatte gleich an dem ersten Abend, da ich sie kennen lernte, das Gefühl, die muß eine seltene Hausfrau und ein liebes Weib werden. Sie spielte auch Klavier, und oft haben wir zusammen musiziert; aber hart und grell konnte ich mit ihr nicht spielen, und das ärgerte mich manchmal, wenn ich heimging.

Mit der Zeit fühlte ich, daß auch sie mich gern hatte, wiewohl sie mich nie offen vor anderen auszeichnete.

Als ich ihr eines Abends, da sie besonders gut gespielt hatte, die Hand reichte, um ihr für die Begleitung zu danken, wurde sie über und über rot; und dann schauten wir uns einen Augenblick an, derart, daß ich an dem Abend singend und jauchzend durch das stille Städtchen nach Hause zog.

Und an dem Abend habe ich mir mein Glück ausgemalt.

Mitten im Walde eine kleine Oberförsterei, und drum herum singen die lustigen Vögel; wie schmuck soll das Häuschen aussehen, wie ein Juwelkasten, und sie als köstlicher Juwel da drinnen. Meine tüchtige Hausfrau, mein liebes Weib soll sie werden. Wie sorglich wird sie mir am Morgen meinen Rucksack zurechtmachen, und wie freudig wird sie mir am Abend die Beute abnehmen.

Was für eine Mutter muß sie werden! Als ich mich schlafen legen wollte, lag es auf mir, wie ein Alp. Das Glück wollte mich erdrücken. Das Glück? Was anders!

Ich stand auf und nahm mein Instrument in die Hand, um mich mit meinen eigenen Tönen in den Schlaf zu singen. Und grausam, die Saiten klangen grell und hart, und unter Thränen wütete ich in wilden Akkorden.

Als ich spät am andern Morgen Ruhe fand, träumte ich einen Traum aus meiner Kindheit und ward nicht klug aus mir selbst. —

Einige Zeit nach diesem Abend kam eine Schauspielertruppe in unser Städtchen; die kamen mir just recht. Das

konnte mich etwas in meinem ewigen inneren Toben ablenken und mich auf andere Gedanken bringen.

Ich wurde eifriger Zuschauer. Die Leute machten ihre Sachen nicht schlecht, obwohl sie meist vor halb leerem Hause und unter kümmerlichen Bühnenverhältnissen spielen mußten.

In dem kleinen Ortsblättchen schrieb ich die Kritiken, und so kam ich allmählich in ein, wie ich mir dachte, harmloses Theaterfieber. Mit dem Direktor wurde ich bald bekannt, da er sich freundlichst bedankte für die wohlwollenden Besprechungen.

Eines Abends, ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken kam, Eitelkeit war sicher nicht der Beweggrund, gab ich diesem mein schon halb vergessenes Drama zu lesen.

Am anderen Morgen schon kommt er mich zu besuchen: „Ich gratuliere zu Ihrem Stück und dem sicheren Erfolg", ruft er mir noch in der Thür stehend zu, „es ist zwar etwas jugendlich, aber inhaltsvoll, neu, und von unfehlbarer Bühnenwirkung. Geben Sie es mir zur Aufführung."

Und ich willigte ein. Die Proben begannen, da im letzten Augenblick wird der Hauptheld krank. Was blieb mir übrig, als einzuspringen. Ich that es mit Freuden, denn ich fühlte eine unbändige Sehnsucht, die Rolle, welche so ganz mein eigenes einstiges Fühlen verkörperte, selbst zur Darstellung zu bringen.

Der Aufführungsabend kam heran. Es war eben so ein früher Märztag, wie heute. Das Theater war ganz besetzt, denn man wußte überall, daß ein Stück von mir aufgeführt wurde, und daß ich selbst mitspielen würde.

Ich habe an dem Abend von den Menschen im Zuschauerraum wenig gesehen. Ich fühlte mich gar nicht dazu gehörig; alle, alle die kamen mir so gänzlich gleichgiltig vor.

Wenn jemals einer in seiner Rolle aufgegangen ist, so bin ich es an jenem Abend, denn was ich spielte, war gleichsam mit meinem Herzblut geschrieben.

Wir ernteten großen Applaus; aber die Damen sollen sich nicht viel gerührt haben.

Zwei Schauspielerinnen sagten mir nach der Aufführung, ich hätte sie wild umarmt und geküßt; sie schätzten sich glücklich deshalb, denn wunderbar wahr hätte ich gespielt.

Und ich war wie in einem Freudentaumel, nicht weil ich gut gespielt, weil ich Erfolg gehabt hatte. Ich hatte das Gefühl, als sei ich aus einem schweren Traum erwacht, und ich hätte mich selbst wiedergefunden.

In der Nacht konnte ich wieder weich und einfach, hart und grell spielen, und beides machte mir Freude.

Am anderen Tage bin ich dann zu ihr gestürzt; ich brannte darauf, ein Lob aus ihrem Munde zu hören.

Sie wäre in der Küche beschäftigt, hieß es, ich möchte ein wenig warten.

Endlich trat sie ein, langsam und zurückhaltend. Bleich, und ihre Augen überwacht. Ja, war sie es denn? — Ich suchte ein Weib und fand eine Hausfrau.

Ich mag sie wohl erstaunt angeschaut haben. Ganz natürlich klang dann alles, was sie mir sagte. Ich wäre ein anderer Mensch, als der, wofür sie mich bislang gehalten habe. Sie würde nicht dauernd glücklich mit mir werden und ich noch weniger mit ihr.

Und sie könne mich nicht mehr lieben. Das sprach sie ganz leise, denn ich hätte in ihrer Gegenwart zwei Weiber geküßt, die sie verachten müßte.

Dann haben wir uns stumm zum letzten Mal die Hand gegeben.

Als ich wieder auf der Straße stand, war es mir, als ob ich aus einem engen, aber traulich sicheren Käfig hinaus

stürzte auf ein weites, herrliches Meer. Das Land aber, mein sonniges Ziel lag weit, weit jenseits.

Zu Hause fand ich einen Lorbeerkranz; er war mir von den Schauspielern geschickt; diese armen Menschen hatten sich noch in solche Unkosten gestürzt.

Noch an demselben Tage habe ich meine Sachen gepackt und mich hinausgewagt auf das offene Meer, auf meine eigene Kraft vertrauend.

Ich habe viele Stunden gehabt, in denen ich es nicht bereut habe.

Aber wenn hier in der Großstadt die erste Frühlingssonne scheint, wenn scheu im März die Bäume ausschlagen und im Tiergarten die Drossel singt, dann träume ich manchmal von einem Waldhaus, von einer lieblichen Försterfrau und goldlockigen Kindern, und dann wundert sich meine verstaubte Geige, was ich eigentlich mit ihr anstelle.

Dann kommt es mir, als ob ich anders doch glücklicher geworden wäre.

O, sehen Sie, den schönen Ring von dem Rauch Ihrer Cigarre.

Wie rasch der doch vergeht.

Schade, wie?"

Morgenritt.

Aus der beengenden Häuſergruft
Treib ich mein Rößlein geſchwinde
Fröhlich durch die Oktoberluft
Trabt es und tänzelt im Winde.

Hinter uns rauchende Goſſen — und vorn
Sonnenbeſchienene Hügel,
Pferdchen begreift es: mit feierndem Sporn
Wippt mir der Fuß in dem Bügel!

Hopp, von der räderzermalmten Chauſſee
Ueber den ſchlüpfrigen Graben!
Will an herbwürziger Waldesnäh,
Dampfenden Wieſen mich laben.

Hell lacht der Himmel und morgenrein
Nieder auf Tugend und Sünden —
Konnte er nächtlich ſtürmen und ſchnein,
Wie es die Halme verkünden? —

Stemme, mein Roß, dich die Böſchung hinan,
Laß dich die Glätte nicht ſchrecken!
Gipfel erklimmt nur, wer arbeiten kann.
Spring doch! wir ſind keine Schnecken.

Brav; jetzt steh und verpuste! — Weit
Unten, in nebelndem Teiche,
Seh ich die trübe Herrlichkeit
Menschengegründeter Reiche.

Fade Kulissen der qualmigen Stadt!
Toteninsel der Schwachen,
Burg der Tyrannen, die übersatt
Darbendes Elend verlachen!

O wie bin ich dir selig entflohn,
Riesen-Arena der Kleinen;
Mich, der Natur freiatmenden Sohn,
Ekelt dein Lachen und Weinen!

Würmer sinds, die dort unten im Grab
Gierig am Leichenmahl fressen . . .
Wie? muß ich heute noch wieder hinab,
Waldheimat, Freiheit vergessen?

Soll ich bald wieder bei Lampenschein
Klauberndes Wortgezänk lesen?
Der ich von bleicher Bücherpein
Jauchzend mich fühle genesen?

Pferdchen, Galopp! daß der Trübsinn verweht,
Hurtig zerstampf mir die Sorgen!
Wenn auch der Abend mein Glück verrät,
Noch ist es lachender Morgen!

Carl Mönckeberg.

Nacht.

Hinten übers Scheunendach
Lugt das Mondgeſicht, das bleiche;
Nach dem regungsloſen Teiche
Leiſe murmelnd eilt der Bach.

Sinnend wandl ich, laß in Ruh
Uebers Feld die Blicke gleiten,
Meine Seele fliegt weltweiten,
Traumgeahnten Ländern zu.

Carl von Arnswaldt.

Ewiger Frühling.

Nun ruht seit Wochen schon dies stumme Glühen,
Dies große Leuchten in der blauen Luft;
Die Welt liegt staunend. Rotdornbüsche blühen
Schon sehnend auf selbst in der kühlsten Kluft.
Und sieh! im Felde schließen die Lupinen
Die gelben Knospen auf, schon summen Bienen
Wie trunken in dem schwülen Blütenduft.

Und immer tiefer wird das glühe Glänzen,
Und immer reicher liegts auf Thal und Höhn,
Die Kinder schmücken sich mit Veilchenkränzen,
Und von den Villen bunte Wimpel wehn.
Und Wochen schon! Mir ists wie eine Sage;
Ich glaube fast, daß diese blauen Tage
Jetzt nimmer-, nimmermehr zu Ende gehn.

Carl von Arnswaldt.

Nach Feierabend.

Die Turmuhr ruft mit hellem Schlage
Die Feierſtunde in die Stadt.
Da ſinket müde mancher Finger,
Der Lärm verſtummt, es ſteht das Rad.
Und manche bleiche Wange leuchtet,
Weit öffnet ſich das dumpfe Haus,
Und in des Abends ſanfte Kühle,
In Luſt, in Freude ſtrömts hinaus.

Vom Turme nach der alten Sitte
Der Wächter bläſt den Nachtchoral,
Und leiſe mahnend klingt es nieder,
Berühret jeden ohne Wahl.
Doch wie es klingt, ſo iſts verklungen —
Sieh, wie es wogt und ſtrömt und wallt!
Ach Freiheit! — Endlich Zeit zu leben,
Drum lebt! Die Nacht vergeht ſo bald!

Sie wandern hin in Luſt und Lachen,
Wie heiß beim Gruß das Auge ſprüht!
Die Mädel wenden keck die Köpfe.
Das Scherzwort fliegt, die Wange glüht. —
Und frech an ihrer Seite witzelt
Ein Geck, der ſich ſein Opfer kieſt —
Sie wandern hin —, ein Strom des Lebens,
Der ſich ins Meer des Todes gießt. — —

Hermann Stodte.

Das tapfere Herz.

Er hat gekämpft vom Morgen zur Nacht, —
Sie haben sich über ihn lustig gemacht.
Und wenn sie saßen bei Skat und Bier,
Da las er und schrieb bis nachts um vier.
Sie sprachen und warfen sich in die Brust:
„Er hat nichts aus sich zu machen gewußt.“
Die Herren Geheimräte lobesan
Lächelten und sahen sich selber an.

„Verehrter Herr, Sie machen sich krank,
Es weiß Ihnen ja doch niemand Dank,
Und sehen Sie, ich, der Geheimerat,
Arbeite auch von früh bis spat,
Aber schließlich: Verse und ohne Lohn, —
Wirklich, die Leute lachen schon!“
Das tapfere Herz hat weh gelacht,
Und einsam geschluchzt die ganze Nacht.

Börries von Münchhausen.

Glossen.

1.

Vor einem Bilde.

Heil dem wackeren Manne! Er führte die Kunſt auf den Gipfel.
Wo iſt der Lorbeerkranz, wo die Medaille von Gold?
Neue Wege er wandelt: die anderen — malen noch Schatten,
Er trägt die Farbe auf, daß ſie von ſelber ihn wirft!

2.

Vor einem anderen Bilde.

Neu erfinden, ſagt man, ſoll nicht den Künſtler erſt machen,
Aber entwickelt er Geiſt, wird man ihm gern doch verzeihn.
Doch der einzige Geiſt, den man bei dieſem geſehen,
War nur der Spiritus, drin er den Pinſel ſich wuſch.

Adolph Tronnier.

Ahasvers Fluch.

Fluch jener Stunde, die dich ausgespieen
In diese Welt, durch deine That geschändet!
Fluch jenem Keim, daraus du einst entstanden,
Und Fluch dem Schoße, der dich liebend trug!
Fluch deinem Vater, deiner Mutter Fluch!
O fänd ich noch ein Wort, noch einen Fluch,
Und möcht er groß sein wie des Aetna Rücken
Und heiß und glühend, wie sein Feuer ist,
Um ihn auf dich zu schleudern, allzermalmend!!
Ach, giebts ein Wort denn, das es ganz begreift,
Wie ich dich hasse, unaussprechlich hasse?!
„Elend" und „niedrig" und „verworfen" sind
Zu milde noch! Und „hündisch" und „gemein",
„Erbärmlich" und „nichtswürdig", „graunvoll",
„fürchterlich",
Sie reden alle nur von kleinen Dingen,
Von Menschen nur und ihren schwachen Fehlern,
Doch was du thatest, hat kein Mensch gethan,
Und wärs der schlechteste von allen denen,
Die unverdient der Sonne Antlitz schaun,
Ja, das hat nie, niemals ein Mensch gethan!
Drum nochmals Fluch und tausendfachen Fluch!

Fluch jedem, der dir eine Stunde gab
Da du dich wohlgefühlt, Fluch deinen Schwestern
Und deinen Brüdern, deinen Freunden Fluch,
Fluch jeder Sonne, die dich angeschaut
Und nicht getilgt vom Segenskreis der Erde,
Und tausend Flüche dieser Erde selbst,
Die dich von ihrer Brust nicht lassen mag,
Wie eine feile Dirne den Geliebten
Festklammernd hält an ihrer Brust zurück!!

— — — — — — — — — — —

(verstört auffahrend)

Zu wem hab ich geredet? Wem geflucht?
Wars einer der Lebendigen, die ich nicht kenne?
War es ein Toter? Ach, es war ein Toter!
Mir selbst, dem allergräßlichsten der Toten,
Des Herz verfault, weil noch sein Körper lebt,
Und der dem faulen Herzen gerne würfe
Den siechen Leib, den gramzerfreßnen nach
Und es nicht kann, nicht kann!!! — —
Ich heule auf zum Himmel, reiße mir
Die weißen Haare von des Hauptes Scheitel,
Wie ich sie tausendmal mir ausgerauft.
Es wächst die Locke auf dem sündgen Schädel,
So wie der Schierling jedes Jahr aufs neu
Und ist, wie meiner Schuld Gedächtnis, ewig.
Und ewig wie die Fragen, die mein Herz
Zernagen, wie die Stürme Karmels Felsen
Im Tagwerk der Jahrtausende zernagen!
Warum bin je ich aus dem Nichts getaucht?
Warum geboren? Warum hat man mich
Erzogen, wie man einen Knaben zieht?
Warum hat nicht die Amme mich erfaßt
Und an des nächsten Steines scharfen Kante
Dies Haupt zerschellt, das weich und schuldlos noch?!

Warum kam ich in seine Nähe? Warum
Mußt er grad mich um eine Ruhstatt bitten??
Warum? Warum? O ewig alte Frage?!!
(bitter, sich aufrichtend)
Warum? Weil es von Anbeginn der Welt
Bestimmt, daß ich dies Glied sei in der Kette,
Die ihn zum Kreuz geschleift — und zur
Erhöhung!
Und nun? Nun gehen schon Jahrhunderte
Die Stürme heulend über diese Stirne
Und blasen nicht hinweg, was drinnen tobt,
Jahrhunderte schon wäscht der Regen mir
Die eingefallne Brust — und kühlt sie nicht.
Und alle diese Zeiten sah mein Auge,
Todmüden Blicks hineilen ins Vergessen.
Und ich, nur ich, hab ewiges Erinnern!
Und tausend, Millionen, Milliarden
Von Flüchen hat der welke Mund geschrien!
Was hab ich nicht verflucht! Erst jenen Mann,
Dem ich der Steinbank Ruhesitz versagte,
Dann Gott, dann jene Engel, die mich trugen,
Vom Rand des Abgrunds schwebend in die Tiefe,
Und die nicht litten, daß ich mich zerschellt,
Die mir des Henkers Axt vom Nacken hielten
Und alle Speere seitwärts hingelenkt,
Die jedes Gift zur Nahrung werden ließen,
Und die den Zahn des Löwen machten stumpf,
Daß ich in Qualen meinen Leib gewunden,
Und schmerzzerwühlt und heulend doch gelebt! —
Als meine Eltern nun, die Freunde, Gott,
Als alles war besudelt von den Flüchen,
Vom Geifer meiner Flüche, als mir ekler
Von Tag zu Tage ward die schale Welt,
Da fluchte ich mir selbst, und in dem Fluch

Sank auch das letzte Band, das dieſes Herz
An etwas, irgend etwas feſtgehalten! — —
Jetzt wart ich trotzig nur auf jenen Tag,
Da zum Gericht auch ich gefordert werde
Und wo ich zeigen will wie ich bereut!
Ausſpeien will ich vor dem Thron Jehovas,
Und will ihn fragen: Wer gab dir das Recht,
Für eine Schuld ſo lange mich zu ſtrafen?
Wer dir das Recht, mich aus dem Nichts zu reißen
Und mich zu dem zu machen, was ich bin?
Haſt du mich etwa nicht gemacht? Haſt du
Nicht längſt geſehn der Dinge feſten Lauf,
Und was du wußteſt, konnteſt dus nicht ändern,
Iſt deine Macht ſo ſchwach, du ſchwacher Gott??!
Und wenn ich das geſagt, will allen Haß
Den ein Jahrtauſend auf das andre häufte
In einen großen letzten Fluch ich ſchütten,
Und all der Zorn und all die wilde Wut
Soll drinnen liegen in dem letzten Fluch,
Und durch die Himmel ſoll er ſchaurig gellen,
Und wer ihn hört, ſoll bebend niederſinken,
So gräßlich, ſo entſetzlich wird er ſein!!
Dann will ich glauben, daß ich mich gerächt,
Dann mag er machen, was er will, der Henker,
Der Gott ſich nennt, weil er die Macht beſitzt!

So ſchrie der Jude und ſank kraftlos nieder.

Börries von Münchhauſen.

Der Pflüger.

Als im März die Amsel sang,
Fing ich an zu pflügen;
Wie ich schritt die Furch entlang,
Mußte es sich fügen,
Daß des Herbstes ich gedacht
Und der Erntefeier,
Wo die Schnittrin schelmisch lacht,
Wenn sich naht ihr Freier.

Während mir in Träumerei
Bilder zugeflogen,
Habe ich der Furchen zwei
Durch das Land gezogen. —
Lag ein großer eckger Stein
Auf dem Wege mitten.
Der stieß garstig mich ans Bein,
Wie ich kam geschritten.

Ei, der hat gar grob gerügt,
Daß vom Fest ich träumte,
Wenn der Acker ungepflügt
Und ich lässig säumte.

Fort! Des Träumens ist genug!
Fest die Hand am Eisenpflug!

Hermann von Hoffmann.

Was liegt daran?

Wagſt du lichtſehnend auch zur Sonne fliegen
Und höher, immer höher himmelan,
Mit grauſam harter Kraft wird dich beſiegen
Die mitleidloſe Welt — was liegt daran?

Des Lebens Strom vertoſt in wildem Schäumen,
Ein Thor, der je vom Glück das Märchen ſann;
Laß ab, laß ab, den ſüßen Traum zu träumen,
Und ob das Herz dir bricht — was liegt daran?

Carl von Arnswaldt.

Hinter der Mühle.

Die Sonne heut umſchlingt in brünſtger Glut
Den Mühlenkolk, der ſtill erſchauernd ruht.

Nichts ſtört die beiden, keines Menſchen Tritt;
Kein Kiebitz ruft mehr ſein Kiwitt, Kiwitt.

Still ſteht das Rad: der Bach iſt faſt verſiegt,
Der Müller ſchlafend in der Mühle liegt.

Da, horch! ein Ton iſt hinterm Schilf erwacht;
Ich glaube, Pan wars, der lautleis gelacht.

Carl von Arnswaldt.

Der Reichsbierkanal.

Rede gehalten im Jahre 19...

Satire

von

Karl Leibl.

Jetzt, nachdem das große Werk fertig gestellt ist, nachdem das Band deutscher Einigkeit wieder alle Stämme umschlingt und unzerreißbar geworden ist durch eine nationale That, deren Bedeutung nicht genug gewürdigt werden kann, jetzt lassen Sie mich noch einmal die Geschichte des in seiner Art einzigen Unternehmens an Ihrem Auge vorüberführen, das jenen Wandel zu Wege gebracht hat.

Sie alle wissen, wie die Unzufriedenheit im deutschen Volke immer größer geworden war, wie das Murren der Nörgler immer lauter tönte, und es schließlich so weit kam, daß der gesamte Reichstag eine einzige Opposition bildete. Die Rat- und Hilflosigkeit der damals schnell auf einander folgenden Reichskanzler gewährte ein Schauspiel, wie es die Welt noch kaum gesehen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung konnte keinen Leitartikel mehr zusammenbekommen, da das System zu schnell wechselte, sie beschränkte sich auf Dementis, die dann wieder dementirt wurden, die übrige Presse aber hackte in erbarmungslosem Grimm auf der immer matter werdenden Regierung herum.

Ich will nicht zu lange bei diesem trüben Bilde verweilen. Lesen Sie die Artikel Maximilian Hardens aus jener Zeit, und Sie werden einen Begriff bekommen von der flammenden Entrüstung, die die edelsten Geister ergriffen hatte. Als der fünfundzwanzigste Reichskanzler seit Gründung des Reiches sein Amt antrat, hätte niemand mehr geglaubt,

daß ein Wandel noch möglich sei. In stumpfem Groll wartete man auf die erste Aeußerung dieses unglücklichen Reichsbeamten, um sie mit einem Sturm des Unwillens begrüßen zu können, und in den Redaktionen der Tageszeitungen saßen die verbissensten Leitartikelschreiber bereit, um die Amtsperiode des fünfundzwanzigsten Reichskanzlers mit der unzweideutigen Kundgebung tiefster Mißbilligung zu inaugurieren.

Es kam anders.

Für ewige Zeiten wird in der Geschichte des deutschen Volkes jener Tag eine hervorragende Stelle einnehmen, an dem auf die Initiative des Reichskanzlers vom Bundesrate der Antrag gestellt wurde, dem Artikel 4 der Reichsverfassung eine weitere Nummer hinzuzufügen, die der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reiches die Herstellung eines allgemeinen deutschen Bierkanals unterstellen sollte.

Die Größe des Gedankens war so überwältigend, daß für einen Augenblick im politischen Leben Deutschlands jeder Laut verstummte. Als aber die öffentliche Meinung ihre Sprache wiedergefunden hatte, was für ein Jubel ging durch das ganze Land! Denn das fühlte man, das wußte man: Endlich hatte die Regierung in eine Bahn eingelenkt, die dem Volke nicht nur sympathisch erschien, sondern auf der einer weisen Regierung zu folgen die heiligste Pflicht jedes Deutschen war. Alle andern Fragen, selbst das Interesse an den noch immer schwebenden Friedensverhandlungen im Orient, traten zurück vor jenem Antrage der verbündeten Regierungen, dessen einstimmige Annahme durch den Reichstag ein brausendes Echo der Zustimmung in ganz Deutschland wachrief.

Bald lag der auf Grund der Verfassungsänderung ausgearbeitete Entwurf eines Reichsbiergesetzes dem Reichstage vor, der ihn einer Kommission zur Beratung überwies, mit Ausnahme des Paragraphen 2, der darüber handelte, was

für ein Bier in den Adern des deutschen Bierkanals rollen sollte. Die Debatten, die sich über diesen Punkt entspannen, schienen endlos werden zu wollen, und Sie alle erinnern sich, wie die dadurch herbeigeführte Verzögerung unser Herz schlagen machte. Sollte norddeutsches oder süddeutsches Bier zum Nationalgetränk erklärt werden? Die ganze politische Energie des deutschen Volkes wurde durch diese Frage wachgerufen, und insbesondere beteiligte sich Süddeutschland mit unerhörter Heftigkeit am Kampfe. Es kam die denkwürdige Zeit, wo der Reichstag einsah, daß nur eine Spezialkommission, die an Ort und Stelle sich der Prüfung der verschiedenen Biere widmete, im stande sei, eine endgiltige Entscheidung vorzubereiten, und so sahen wir diese Schar wackerer Reichsboten, an ihrer Spitze den unverwüstlichen Eugen Richter, sich aufmachen, um durch die deutschen Lande zu ziehen und aus eigener Erfahrung sich ein Urteil über den Wert der Biere zu verschaffen. Was für ein Empfang wurde allenthalben diesen Männern zu teil! Und wie zeigten sie sich ihrer Aufgabe gewachsen! Diese Bierreise war wie nichts anderes geeignet, dem Ausland Respekt vor deutscher Pflichterfüllung und deutscher Ausdauer beizubringen. Wie wohlthuend stach der Eifer der Kommission ab gegen die beschämende Gleichgültigkeit, mit der noch kurze Zeit vorher die Reichstagsabgeordneten ihren Pflichten nachgekommen waren! Hat man damals ein einziges Mal Lieber vermißt, wenn es zum Frühschoppen ging? Fehlte Singer, jener Mann, dem das Biertrinken noch nicht einmal besonders sympathisch war, wohl jemals bei den abendlichen Kneipereien? Der heiße Juli, der damals die Kommission auf den Kellern Münchens ihres Amtes walten sah, ist und bleibt eine Ruhmeszeit der deutschen Geschichte.

Und wie wuchs in Deutschland das Interesse an der Frage von Tag zu Tag! Es bildeten sich die beiden Parteien der Hellen und der Dunklen, die mit einem Feuer

sondergleichen einander bekämpften. Die Telegramme, die von dem jeweiligen Schauplatze der Thätigkeit der Bierkommission den Stand der Sache meldeten, wurden mit Heißhunger verschlungen, und wenn es hieß:

„Gestern Abend Löwenbräukeller. Fünf Hektoliter. Richter, Stadthagen, Kanitz mußten vermittelst Droschke nach Hause geschafft werden. Mehrere Abgeordnete wurden wegen ruhestörenden Lärms versehentlich arretiert aber alsbald auf freien Fuß gesetzt",

so sah sich die Partei der Dunkeln bereits am Ziel ihrer Wünsche. Hieß es dagegen:

„Dortmund. Gestern großer Kommers. Urfidele Stimmung. Bebel tanzte Carmagnole. Sigl sang pikante Schnadahüpfel. Ein geistlicher Centrumsherr trank fünfundzwanzig Liter",

so feierten die Hellen Freudenfeste und glaubten sich schon Sieger.

Es war Zeit, daß eine definitive Abstimmung erfolgte, denn die Folgen einer noch länger andauernden Spannung hätten leicht unabsehbar werden können. Zu einem definitiven Resultat war die Kommission indessen nicht gekommen. Sie beschränkte sich darauf, dem Reichstag eine Denkschrift über den Verlauf ihrer Arbeiten zu unterbreiten und stellte es diesem anheim, die endgiltige Entscheidung zu treffen. Nach den gewonnenen Erfahrungen konnte es sich nur um die Wahl zwischen Berliner und Münchener Bier handeln, und dementsprechend wurde der Antrag formuliert. So kam die Abstimmung, die bedeutsamste vielleicht, die jemals im Reichstag stattgefunden hat. Die einzige Partei, die geschlossen stimmte, war das Centrum. Es stimmte für Münchener Bier. Fast ebenso geschlossen stimmten die Socialdemokraten für Berliner Bier, und nur vereinzelte süddeutsche Genossen waren für Münchener. Die Konservativen waren völlig zersplittert, zumal ein Teil nur einem nach Pilsener Art gebrauten

Bier seine Stimme geben wollte und sich daher der Abstimmung enthielt. Der Freisinn Richterscher Richtung war für Berliner Bier, im übrigen war er gespalten. So waren die Nationalliberalen ausschlaggebend. Noch bis zum letzten Augenblick wußte kein Mensch, ja sie selbst nicht einmal, wofür sie stimmen würden, besonders da die Regierung mit feinem Takte jede Einmischung vermied. Es mag auf die Entscheidung der Nationalliberalen von Einfluß gewesen sein, daß unmittelbar vor der Abstimmung im Restaurant ein vortreffliches Faß Münchener aufgelegt worden war. Kurz und gut, sie stimmten mit Ausnahme zweier Abgeordneter für Münchener und entschieden so dessen Sieg. Der übrige Teil des Gesetzes wurde ohne Debatte angenommen. Er bestimmte, daß die Kosten der Brauereigebäude dem Reiche zur Last fielen, ebenso die Unterhaltung des Betriebes. Das Bier sollte vermittelst einer Rohrleitung den Einzelstaaten, Kommunen und Privatpersonen zugeführt, und der erforderliche Kostenaufwand von den Bundesstaaten nach Maßgabe besonderer noch zu erlassender landesgesetzlicher Bestimmungen übernommen werden. Das Brauerei- und Aufsichtspersonal sollte die Qualität von Reichsbeamten erhalten, und es sollte ein besonderer Reichsbierkanzler ernannt werden behufs Übernahme der Oberleitung. Das Reich war verpflichtet, täglich auf den Kopf der Bevölkerung anderthalb Liter Bier zu liefern, doch sollte die Verteilung im Einzelnen nach Maßgabe des Alters, Geschlechts und etwaiger besonderer Verdienste stattfinden.

Nachdem so das letzte Wort gesprochen war, fügten sich die Hellen in das Unabänderliche, und es waren nunmehr die Augen von ganz Deutschland gegen München gerichtet, wo der Grundstein der Reichsbrauerei unter den denkbar größten Festlichkeiten gelegt wurde. Man hatte ein Terrain in der Nähe von Nymphenburg ausgewählt, das etwa doppelt so groß war wie das gesamte Areal der Stadt

München, und nachdem einmal der Bau begonnen hatte, erhoben sich mit zauberhafter Schnelligkeit die Brauereigebäude, einer Riesenstadt vergleichbar, weit überragt von der leuchtenden Kuppel des Bierkanzlerpalais. Die Zeitungen jener Tage hatten kein anderes Thema als das Bier, sie erklärten den Lesern die Einzelheiten der Bierbereitung, erörterten den Einfluß des Biertrinkens auf Leib und Seele und würdigten in geistreichen Essays die Bedeutung des Bieres für den Fortschritt der Welt. In den Kunstausstellungen drängte man sich um die Bilder der neuesten Richtung, der Bierophantasten, die mit Biercouleur malten, und in den Theatern wurde nichts anderes aufgeführt als „Gambrinus, ein Königsdrama" von Wildenbruch und Lauff.

Endlich stand die Brauerei fertig da, die Leitung durch die Gaue Deutschlands war gelegt, und der erste, vorzüglich gelungene Sud zum Ausschank bereit.

Allmählich hatte sich das Interesse der ganzen civilisierten Welt dem deutschen Bierkanal zugewandt. „Deutschland hat seinen Beruf erkannt", schrieb der Figaro, und das ganze Ausland stimmte darin überein, daß man es hier mit der denkbar sichersten Friedensgewähr zu thun habe.

So kam der größte Tag heran, den Deutschland jemals gesehn.

Schon Wochen lang vorher fand eine wahre Völkerwanderung nach München statt, denn wer nur immer konnte, eilte herbei, um Zeuge des gigantischen Schauspiels sein zu können. Gegen den Glanz und die Pracht, die am Eröffnungstag des Reichsbierkanals entfaltet wurden, traten selbst die Festlichkeiten des ehemals sogenannten neuen Kurses weit zurück. Wenn man die frohen Mienen der Hunderttausende von Zuschauern überblickte, so fühlte man, daß hier die deutsche Einigkeit von neuem unverbrüchlich besiegelt wurde, stand doch selbst der hochbetagte Dr. jur. Sigl dort an der

Spitze seiner Getreuen und winkte mit dem vorsorglich mitgebrachten Maßkrug seinen norddeutschen Kollegen von der Feder zu. Wie flogen die Hüte, wie brauste donnernd der Hurraruf durch die Menge, als die Majestäten erschienen und das Zeichen zum Beginn der Festlichkeiten gaben. Die Reden, die damals gehalten wurden, zeugten von einer überquellenden Begeisterung, es waren Bierreden im höchsten, im schönsten Sinne des Wortes, und als endlich auf einen Wink von allerhöchster Stelle der Bierkanzler in eigner Person den Hauptahn aufdrehte, als eine sechzig Meter hohe Bierfontaine in gewaltigem Strahl gegen Himmel schoß, um in ein ungeheures Marmorbecken zurückzufallen, als die Menge mit Krügen und Trinkgeschirren aller Art herbeistürzte, um den ersten Schluck Reichsbier zu genießen, da leuchtete manches Auge in verklärter Freude ob der endlich errungenen deutschen Einigkeit und Zufriedenheit.

Was jene Stunde versprach, hat die Zukunft gehalten. Die Bierwogen, die sich fortan durch ganz Deutschland wälzten, haben alle kleinlichen Nörgeleien hinweggeschwemmt.

Seit jenen Tagen nahm, wie Sie wissen, Deutschland einen Aufschwung sondergleichen. Wohl keiner Regierung war es so leicht gemacht als der deutschen, ihre hochgemuten Pläne auszuführen. Lebte doch alles in einem andauernden Reichsbierrausche! Gern und willig öffnete der Steuerzahler die sonst so ängstlich verschlossen gehaltenen Taschen. Nicht mühsam mehr brauchten die Kriegsminister sich die Millionen zu erkämpfen, unser Heer, unsere Marine konnten endlich jener Vollendung entgegengeführt werden, in der sie heute dastehen, den Stützen der Nation konnte der verdiente Lohn zuteil werden, und so schaukelt heute eine Flotte auf dem Ozean, die so zahlreich ist, daß drei Viertel der Schiffe immer auf der Fahrt sein müssen, da es an Raum in den deutschen Häfen mangelt, so sind wir allen Nationen mit der Einführung der automobilen Gas-Schnellfeuer-Geschütze voran-

geeilt, so konnten wir den ostelbischen Großgrundbesitzern eine jährliche Zulage von je 30000 Mark bewilligen und sehen sie endlich einigermaßen zufrieden in Berlin mit ihren Söhnen, die dort bei der Garde ihr Leben dem Vaterlande weihen, ein sorgloses und freudenreiches Dasein führen.

Die Verständnislosigkeit für die Segnungen der Reichsgründung hat der Erkenntnis Platz gemacht, daß das Reich sehr wohl imstande ist, etwas Großes und allen Förderliches zu leisten, man hat ein positives Resultat in der Hand, woran es bisher gefehlt hatte, und wenn der Reichsbürger den Krug mit vortrefflichem Reichsbier an die Lippen setzt, so ist er gerne bereit, den letzten Groschen für die Zwecke des Vaterlandes aufzuopfern.

Demokritos.

Sehnsucht.

Als Knabe ſchon beim Märchenleſen ſehnte
Ich mich nach einem fernen Wunderland;
Und wenn ich oftmals traumverloren ſtand,
Geſchahs, daß man als Träumer mich verhöhnte.

Und wenn ich froſtge, kalte Herzen fand,
Dort, wo ich Liebe nur zu finden wähnte
Und ich mich weinend an das Fenſter lehnte,
Hat plötzlich mich die Sehnſucht übermannt.

Von neuem kommt die Sehnſucht über mich
Und läßt ein ungeahntes Glück mich hoffen,
Als ſtänd die ganze, weite Welt mir offen.

Und wenn die Hoffnung oftmals von mir wich,
Und ich in bangen Stunden wollt verzagen,
Hat mich die Sehnſucht himmelwärts getragen.

Alfred Böhme.

Das seidene Haar.

Durch meine Nächte träumt ein Klang
Von einer, die einſtens war,
Durch jede Stunde ſummt der Sang
Von Sitta Seidenhaar.

Und ſeh ich den Falken, wie er zieht
Wandernd durchs blühende Land,
Klingt mirs im Ohre wie ein Lied
Von Harald Hildetand. — —

Wohl finſter war König Biarkadiet,
Weiß buſchig Braue und Haar,
Doch ſonnig und fröhlich wie ihr Lied
Seine blonde Tochter war.

Er ſaß auf Dänemarks Königsthron,
Finſter ſaß er darauf,
Er ſei des Loki düſtrer Sohn
Gings landab, landauf.

Der König ſchwur bei Thor ergrimmt,
Seine bleiche Wange ward rot:
„Wer mir das Kind von der Seite nimmt,
Den ſchlägt dieſe Fauſt hier tot!“ — —

Am Gartenthor ſchön Sitta ſtand,
Herbſtſeide wehte im Wind:
„Herein, herein, Jung Hildetand,
Ich bin des Königs Kind.

Im ſäulengetragenen Königsſaal
Thront fürſtlich Biarkadiet,
Beim becherklirrenden Königsmahl,
Da ſinge dein ſchönſtes Lied!“ —

Und als er trat in die Halle herein,
Die Mannen tranken ihm zu,
Im Büffelhorn aufſchäumte der Wein:
„Harald Hildetand, nun trink du!“

Schön Sitta reichte in ſchmaler Hand
Den Willkommtrank ihm dar,
Jung Haralds Auge hing gebannt
An ihrem Seidenhaar.

Er nahm die goldene Harfe vom Ring,
Ihre Saiten erſchauerten hold,
Und immer noch ſein Auge hing
An Sittas Lockengold.

Da wehte zart im weiten Saal
Ein wunderſüßes Klingen:
„Die Ketten und eiſernen Feſſeln zumal
Die müſſen alle zerſpringen,

Die Ketten von Eisen, die sind zu schwach
Um fahrendes Blut zu zwingen,
Die Bande so oft von den Händen ich brach
Und thät der Haft entspringen!

Nur eines weiß ich, das fesselt schnell,
Da mag keine Flucht gelingen:
Es fängt so leicht sich ein Gesell
In blonden seidenen Schlingen.

Schön Sitta, lausch der Saite Klang
Und laß zum Herzen ihn dringen,
Wir ziehen zu zweit die Lande entlang
Unter den blauen Syringen!"

Aufsprangen die Ritter und Edlen zumal,
Und König Biarkadiet
Schlug auf den Tisch, daß erdröhnte der Saal:
„Wozu das tollkühne Lied?

Sing uns, wie Loke, im Feuer gehüllt,
Fuhr durch die tauige Nacht,
Sing uns, wie einst durch Skaney gebrüllt
Gell die Brawallaschlacht!

Hast du von Königes Kinde geglaubt
Es werde dein zur Stund,
So büße mit deinem lockigen Haupt
Die Sünde von deinem Mund!"

Die Kette von Eisen die Hand ihm preßt, —
Wie bald war Harald frei,
Die Kette von Demant ist wohl fest, —
Doch Hildetand riß sie entzwei.

Er ſprang zur Thüre und lachte laut:
„Hei König Biarkadiet,
Noch iſt für mich kein Kerker gebaut,
Noch bin ich frei, wie mein Lied!

Da draußen jubelt und jauchzt der Mai,
Voll Lerchen der Himmel hängt,
Die Winde ſtreifen und ſchweifen ſo frei,
Wo der Bach zwiſchen Rainen ſich drängt,

Wie Wind und Welle im blühenden Land
Schweife ich frei ringsum . . . .“
Da wurde Harald Hildetand
Mit einem Male ſtumm.

Ein langes ſeidenweiches Haar
Hing vor der Thüre quer,
Der Sonnenſtrahl eilte hell und klar
Wie ſpielend darüber her.

Und neben der Thür mit roter Wang
Stand Sitta Seidenhaar:
„Was du geſagt in deinem Sang
Nun ſoll es werden wahr!

Es fängt ſo leicht ſich ein Geſell
In Schlingen von blondem Gold, —
Komm Vater, dein Aug wird wieder hell,
Sei unſrer Liebe hold!

Du ſinge mir alle Tage das Lied
Das heute dich ſchlug in Bann!“ —
Am Bogen iſt rot der Abend verglüht,
Und ſie ſtanden und ſahen ſich an. — —

Durch meine Nächte träumt ein Klang
Von einer, die einſtens war,
Durch jede Stunde ſummt der Sang
Von Sitta Seidenhaar.

Und ſeh ich den Falken wie er zieht
Wandernd durchs blühende Land,
Klingt mirs im Ohre wie das Lied
Von Harald Hildetand!

Börries von Münchhauſen.

Von den drei Marien.

(Altfranzöſiſches Volkslied.)

Das waren die drei Marien,
Die ſind, da der Tag begann,
Zum Grabe des Herrn gegangen,
Auf daß ſie ihn ſchauten fortan.

Da ſah man Maria Marthen
Und Maria Magdalan
Und Maria Salomen
An des Heilands Grabe ſtahn.

Und da ſie den Herrn nicht fanden,
Huben ſie zu weinen an.
„Was fehlt euch, ihr Marien,
Wer hat euch Uebels gethan?“

‚Wir ſuchen Jeſum Chriſtum,
Doch keine ihn finden kann.‘
„So ſteiget flugs auf die Höhe
Zum Oelbaumgarten hinan.“

Und da ſie hinangeſtiegen,
Fanden ſie ein Gärtnersmann,
Der hub mit den drei Marien
Alsbald zu reden an:

„Gepflanzet sind meine Reben,
Jetzt soll die Arbeit anfahn,
Das Blut von meinem Herzen
Will ich als Thau ihnen lân."

Da huben die drei Marien
Wohl alle ein Weinen an
Und sanken zu Boden und küßten
Die Füße dem Gärtnersmann.

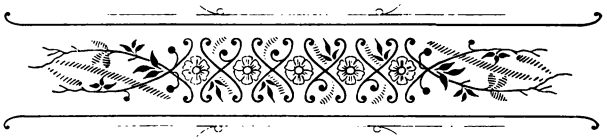
Kuno Graf Hardenberg.

Ueber dem Grabe.

Ueber einem frischen Grabe gaukeln zwei Perlmutterfalter. Die obere, bunte Seite ihrer Flügel schimmert wie eitel Gold, und die Perlmutterstreifen auf der unteren Fläche glitzern wie Silber in dem frühlingsklaren, blendend gleißenden Sonnenlicht. Und jetzt lassen sie sich nieder auf die noch unverwelkten Blumen, die weißen, duftenden Syringen, die tiefroten Rosen und die Maililien und saugen emsig das Süße aus ihren Kelchen. Aber nicht lange, dann flattern sie wieder auf und fliegen umeinander und streifen sich mit den Flügeln und berühren sich mit den feinen Fühlhörnern und fliegen wieder auseinander und haschen sich dann aufs neue und kosen mit einander in süßem Minnespiel. Und hätten sie Stimmen, sie würden es hinausjubeln in die Lüfte, wie wunderschön die Welt ist . . . .

Und unter ihnen ruht empfindungslos und liebeleer der Mann, der erst in freiwilligem Tod Heilung von den qualvollen Wunden fand, die das Leben ihm geschlagen hatte.

Carl von Arnswaldt.



Zwiespalt der Wünsche.

In einem Winkel
Mich heimlich verstecken,
Was innen schlummert,
Zum Leben erwecken,
Eine eigene Welt
Mir selig erbauen,
Mit dem Liebchen fröhlich
Ins Weite schauen,
Die sonnigen Tage
In Freuden genießen —
Mein Leben, o möchtest
Du so verfließen!

Im Lebensgetriebe
Mutig zu stehen,
Die eigenen Wünsche
Hinter mir sehen,
Vom Leiden des Ganzen
Mein Teil zu tragen,
Wenn alle verzweifeln
Die Rettung noch wagen,

In höchſten Nöten
Mich opfernd zu ſterben —
Ja, ſolch einen Tod
Wohl möcht ich erwerben! —

Wünſchen und Hoffen iſt Vorrecht der Jugend,
Doch der Wege ſind viele zum Ziel!
Trau nur der Stimme im tiefſten Innern
Und nach dem Höchſten richte den Kiel!

Hermann Stodte.

Morgenglocken.

Leis regt der Wind der Blumen weiß Geflocke,
Es ruht die Flur vom Sonnenſchein erhellt,
Im fernen Dörflein ruft die Kirchenglocke — —
O Gott, wie herrlich iſt doch deine Welt!

Mit ſanftem Rot färbt ſich das Laub der Bäume,
Der Wieſen Grün durchflicht ein zartes Braun;
Es irrt der Blick durch traumerfüllte Räume,
Wo fern am Himmel matt die Berge blaun.

Die Glocke ſchweigt, und tauſend Herzen ſchweben
Mit frommem Wunſch vor Gottes Majeſtät.
Ein Schauer faßt mein Herz, die Lippen beben
Für dich, mein Lieb, ein gläubiges Gebet.

Adolph Tronnier.

Triolette.

1. Im tiefen Walde.

Lang floß durchs grüne Laub hernieder
Der Sonne goldnes Märchenhaar
Und glitzerte gar hell und klar,
Als lang es floß durchs Laub hernieder.
Und mich umfing mein Träumen wieder,
Da ich es sah, wie wunderbar
Lang floß durchs grüne Laub hernieder
Der Sonne goldnes Märchenhaar.

2. Auf der Hochzeitsreise.

Ein Paar große Stiefel, ein Paar kleine.
Auf dem Wirtshauskorridor ich fand,
Schelmisch ein Paar bei dem andern stand,
Ein Paar große Stiefel, ein Paar kleine.
Einfach die Geschichte? — Nun, ich meine,
Klein und zart ist manchmal allerhand:
Ein Paar große Stiefel, ein Paar kleine
Auf dem Wirtshauskorridor ich fand.

3. Du weißt es nicht.

Du weißt es nicht, was du mir haſt gethan,
Denn größer als du ſelbſt iſt dein Verbrechen,
Ich zürn dir nicht, ich will nur klagend ſprechen:
Du weißt es nicht, was du mir haſt gethan,
So geht ein Stern die vorgeſchriebne Bahn,
Und ſplitternd vor ihm her die Sonnen brechen, —
So weißt auch du nicht, was du mir gethan,
Denn größer als du ſelbſt war dein Verbrechen!

Börries von Münchhauſen.

An der Gärtnerstraße.

Von

Bernard Wieman.

Das Haus steht an der Ecke der Gärtnerstraße; es ist in romanischem Stil gebaut und in trüben Tagen macht es mit seinen runden Fenstern und kleinen Erkern wohl einen besonders stillen Eindruck, einsam als ob es gar nicht zu den übrigen Gebäuden gehören wollte.

Aber heute war ein leuchtender Sommertag; die Sonne spiegelte sich in den bunten Scheiben; ein berauschender Blumenduft drang aus dem Vorgarten in den marmornen Flur und zog die mit dicken Teppichen belegte Treppe hinauf in ein festlich geschmücktes Zimmer.

Und die Menschen im Hause lachten mit der Sonne und den Vögeln.

Der große Bruder brachte heute seine Braut in das elterliche Haus; das hatten sich die Mutter und der jüngere Bruder schon so lange gewünscht, und nun ihr Wunsch erfüllt war, da wußte die Mutter nicht, wie sie die kleine Tafel zieren sollte und dem Bruder schienen die Blumen im Garten nicht schön genug, um mit ihnen an solch einem Freudentage das Haus zu schmücken.

Wie die neue Tochter und Schwester ausschauen würde, daran dachten sie gar nicht, die beiden. Sie gefiel ihm, dem Karl, und so mußte sie den zwei anderen auch gefallen, es war gar nicht anders möglich.

Der jüngere hatte sich den älteren Bruder von jeher zum Muster genommen, und er hatte gefunden, daß ihm

dies nicht sonderlich schwer wurde. Er mußte dieselben Rosen ziehen, beide schwärmten für den Aufschwung von Schumann und dieselben Chopinschen Nocturnos, und wenn im Herbst der Wind besonders toste und das Laub von den Bäumen schüttelte, da hielts keinen zu Haus; da war der alte Prokurist Alleinherscher im Comtoir, die Mutter im oberen Hause und beide sahen kopfschüttelnd den Brüdern nach, wie sie mit der Flinte über den Hof gingen.

Konnte es da anders sein, als daß der Kurt seine neue Schwägerin ohne Sorge freudig in die Arme schließen mußte?

Und da war es eine Seligkeit, als der Reisewagen vor dem Hause hielt.

„Mutter, vorsichtig, die Treppe ist keine Rutschbahn", hörte man Kurts Stimme im Flur; aber man konnte doch unglaublich rasch auf ihr hinuntereilen. Ehe noch Karl und seine Braut ausgestiegen waren, da standen schon die beiden andern in der Thür und Mutters Gesicht strahlte und glühte wie der leuchtende Rhododendron, welcher neben ihr duftete, und Kurt sagte immer nur: „So habe ich sie mir gerade gedacht, Mutter, gerade so," dabei hatte er sie noch gar nicht recht gesehen. Und dann gabs einen Empfang, so gar nicht steif, so gar nicht bänglich, wie es häufig geht, wenn die Menschen etwas ganz Fremdes plötzlich wie lang Gehegtes begrüßen sollen. Kein prüfender, forschender Blick fiel auf die Braut. Liebevoll umschlangen sie gleich zwei Mutterarme und alte glühende Wangen drückten sich an den blühenden Mädchenkopf.

Und wie es die Mutter machte, so machte es auch der Kurt. Doch war es das erste Mal, daß er ein Mädchen küßte.

Sie gingen dann in das Haus, der älteste mit der Mutter; er fragte nicht: „Gefällt sie dir?", sondern er sagte nur, daß er froh wäre, alle seine Lieben nun zusammen zu haben.

Hinter ihnen gingen die zwei andern, Arm in Arm wie Bruder und Schwester, die sich besonders gern haben und nach langer Zeit wiedersehen.

Oben im Zimmer wechselten sie in der Begrüßung. Da umschlangen zwei Mädchenarme die Mutter und ein schwellender Mund flüsterte das Gelöbnis, daß der neue Eindringling immer eine liebevolle Tochter sein wollte und die leuchtenden dunkleren Augen sagten dasselbe noch viel zuversichtlicher.

Kurt faßte inzwischen den älteren Bruder, schwenkte ihn herum und tanzte mit ihm auf dem schweren Teppich einen Tanz, wie ihn die Indianer lieben könnten; und immer wieder sagte er: „So habe ich sie mir gerade vorgestellt, siehst Du, gerade so ernste schelmische blaue Augen mit schwarzen Wimpern, so blondes Lockenhaar.“ Wie sie beide dabei auf die Mutter und die Tochter blickten, merkten sie nicht, daß sie an das große, auf einer Staffelei stehende Bild des Vaters kamen. Da Kurt seinen Bruder zum letzten Mal recht übermütig herumschwenken wollte, fiel das Bild zu Boden. Abergläubische Menschen hätten sich darob gebangt. Diese aber freuten sich, daß das Bild unversehrt geblieben war; nur Kurt hatte eine kleine Goldleiste zertreten.

„Seht Ihr, der Vater ist böse, daß wir dich ihm noch nicht vorgestellt haben.“ Und gleichsam um ihre Unachtsamkeit wieder gut zu machen, stellten sie sich nun alle vor dem Bilde auf und betrachteten es lange, ohne ein Wort zu sagen. Es schien da, als ob der alte würdige Herr lächelte.

„Das muß ein lieber Mann gewesen sein, Euer Vater, ich glaube, Karl, du schaust später gerade so in die Welt.“

„Nun sieh mal einer, bislang hatte ich immer die größte Ähnlichkeit mit diesem Bild“, meinte Kurt und die Mutter bestätigte das.

„Ihr seid doch ein paar rechte Brüder, die ihr sogar eifersüchtig seid auf die Ähnlichkeit mit Eurem Vater, aber ich denke, Ihr beide seht ihm gleich."

Man sah, wie Kurt sich bei den letzten Worten freute. „Das ist recht", meinte die Mutter, „nun werden sie beide zufrieden sein und ich glaube, Du wirst unsere vernünftige Friedensstifterin, wenn es auch im Grunde keinen Unfrieden giebt bei uns. Nun aber Kinder, macht Euch fertig, wir wollen gleich essen." —

So war denn eitel Sonnenschein in dem Hause an der Gärtnerstraße auch an Tagen, an denen der Himmel voll Regenwolken hing und die Passanten sagten, es mache einen einsamen, traurigen Eindruck.

Nur als im Herbst das junge Paar seine Hochzeitsreise machte und mit den Singvögeln aus dem großen Garten nach Süden zog, wards für eine Zeit recht still.

Die beiden Zurückgebliebenen fühlten, daß ihnen viel fehlte. Buchner, der Prokurist erlebte sogar, daß der junge Herr Kurt an einem Tage, wo der köstlichste Herbstwind das Laub von den Bäumen fegte, ruhig an seinem Pult saß und gar nicht an sein Gewehr dachte.

„Ich glaube, er hat auch Sehnsucht nach seiner Hochzeitsreise", murmelte der Alte in sein großes Hauptbuch hinein und dachte dann an die Zeit, da auch er mit seiner verstorbenen Elise nach Dresden gefahren war und sie dort so weit von Hause zusammen Heimweh bekommen hatten.

„Hören Sie, Herr Kurt, Sie müssen Ihre Hochzeitsreise nach dem Norden machen", wandte er sich dann plötzlich an seinen jungen Chef.

Der errötete bei dieser unerwarteten Anrede, als sei er auf verbotenen Wegen ertappt. „Ach was, Buchner, wie kommen Sie nur darauf; ich gehe, jawohl, — nein, ich gehe dann auch nach Italien, ich muß Florenz sehen,

von dessen Schätzen mein Bruder so viel geschrieben hat; aber, Buchner, erst fahre ich dann nach Dresden, ohne von dort gleich wieder umzukehren."

Ja, nun schämte sich der Alte und verrechnete sich um einen Kaffeesack.

* * *

Endlich kamen sie heim und wieder gab es in dem alten Hause einen herzlichen Empfang; er war nicht so übermütig fröhlich; er war ernster, aber vielleicht noch inniger. Auf dem Tische oben prangte ein großes Bouquet von Marschall Niel-Rosen, welches das ganze Zimmer mit Duft anfüllte. Kurt hatte die Blumen von allen Gärtnern der kleinen Stadt zusammengeholt.

Einen Strauß gleicher Blumen hatte die Schwägerin gestern von ihrem Manne geschenkt bekommen; sie hielt ihn in der Hand, da sie eintrat und steckte ihn zu den übrigen Rosen in die Vase. Dabei dankte sie dem Karl für die Aufmerksamkeit seines Bruders. Kurt stand abseits und war glücklich darüber, daß seiner Schwägerin der Willkommensgruß besonders zu gefallen schien. —

Der rechte Flügel des Hauses war für das junge Ehepaar eingerichtet; es blitzte und blinkte dort; man sah an jeder kleinen Sache, daß liebende Hände alles bereitet und hergerichtet hatten.

„Wie traulich haben Schwester und Bruder das gemacht, wir hätten es nicht besser nach unserem Gefallen thun können", sagte Karl zu seiner Frau, als sie zum ersten Mal in ihren neuen Räumen umherwandelten.

In der Stube bei den Rosen saß Kurt vor dem Bilde des Vaters und sagte zu seiner Mutter: „Wie der Karl glücklich ist, mit der muß jeder glücklich werden, sie gleicht Dir wirklich, Mutter."

Früher hatte Kurt nie glauben wollen, daß es noch

mehr solche Frauen gäbe, wie seine Mutter und er hatte sich deshalb im Grunde gar nie mit jungen Mädchen abgegeben. Sein Bruder hatte ebenso gedacht und nun mit einem Male doch jemanden ganz nach seinem Geschmack gefunden. Indeß, dies war eine Ausnahme, sicher, eine seltene Ausnahme. Ja, wenn er, Kurt, seine Schwägerin zuerst kennen gelernt hätte —, ach was, schäme dich, den eigenen Bruder zu beneiden, das ist eben die Folge von deiner Einseitigkeit und deiner Zurückgezogenheit. Nein, Kurt wollte jetzt auch ernstlich suchen, solch eine Frau für sich zu finden; zu allererst würde er sie seiner Schwägerin vorstellen, und da wollte er sehen ob sie dann Freundinnen würden und dann würde das sicher eine herrliche Frau für ihn sein, dann wollten sie alle vier zusammen mit der Mutter vergnügt und froh in dem väterlichen Hause leben, Buchner sollte ein großes Bild von Dresden haben und — und — ja, so sollte es gemacht werden.

In heller Freude setzte sich Kurt an das Klavier und spielte den Aufschwung von Schumann. Als er aufstehen wollte, legten sich zwei Arme auf seine Schultern und seine Schwägerin küßte ihn.

„War das schön, Kurt! Weißt du, daß Karl mir gerade dieses Stück an unserem Verlobungstage vorgespielt hat? Eine jubelnde Seligkeit liegt für mich darin; du hast auch meisterlich von ihm gelernt, es zu spielen." In verlangender Schönheit strahlte ihm das Gesicht seiner Schwägerin entgegen und wie gezwungen umarmte er sie nun und küßte sie heiß auf die Lippen. Ein unendliches Glücksgefühl überkam ihn, wie sie dies ruhig geschehen ließ. Er ahnte nicht, daß sie in freudigem Erbeben an ihren Verlobungstag zurückdachte und die ersten Küsse ihres Bräutigams zu fühlen glaubte.

„Sieh, da geht er schon wieder mit der Mutter im Garten umher, komm, Kurt, wir wollen ihnen Gesellschaft

leisten; sie faßte ihn dann unter den Arm und stürmte mit ihm die Treppe hinunter, sodaß sie im Flur den erstaunten Buchner, welcher grade mit dem Hauptbuch unter dem Arm zum Herrn Kurt hinaufgehen wollte, beinahe umrannten.

„Holla, Buchner, Vorsicht; warten Sie, ich gehe mit Ihnen ins Komtoir.“ Und wie sie hineingingen, sagte Kurt: „Buchner, Ihr bekommt das große Bild von Dresden doch nicht.“ Daraus sollte einer klug werden und schon wieder verrechnete sich der Alte um einen Kaffeesack. In so kurzer Zeit um zwei Kaffeesäcke verrechnet, das war ihm selbst nach seiner Rückkehr von der Hochzeitsreise nicht passiert; es war ihm überhaupt in 20 Jahren erst vier Mal passiert.

In der folgenden Zeit kam es häufiger vor, daß Kurt einen Strauß von Marschall Niel-Rosen band und ihn mittags auf die Tafel setzte nahe dem Platz, wo seine Schwägerin saß. Er hatte den Strauß einmal in ihr Wohnzimmer auf den Arbeitstisch stellen wollen; auf halbem Wege aber war er wieder umgekehrt; er hatte sich geschämt.

Häufiger auch kam es, daß er den Aufschwung von Schumann spielte; während des Spielens war ihm unendlich wohl, er sehnte sich nach dem letzten Akkord, wo er seinen Kopf zurücklegen würde, um zwei Lippen auf seiner Stirn zu fühlen. Aber niemand kam und dankte ihm; das Zimmer blieb nüchtern leer.

Doch einmal fühlte er wieder, wie zwei Arme ihn umschlangen; das Blut stieg ihm zu Kopf. Wie er freudig erschreckt sich umwandte, stand seine Mutter vor ihm. Sie wunderte sich, daß er so oft dasselbe spielte. Er war nicht imstande, ein Wort zu sprechen; in aufwallendem Zorn hätte er auffahren mögen, aber zugleich war es ihm, als müßte er die, welche vor ihm stand, anflehen, ihm zu helfen und für irgend etwas Verzeihung von ihr erheischen.

Seit jenem Tage mied er das Klavier. Seinen Bruder behandelte er mit rührender Zuvorkommenheit, machte am

liebsten alle Arbeiten im Komtoir mit Buchner allein und hockte des Abends in seiner Stube.

Den Frauen entging seine Verstimmung nicht; sie wußten auch bald den Grund davon. „Kurt muß heiraten", sagte eines Abends die Schwägerin zu seiner Mutter. „Der Junge ist nicht zum Alleinleben geboren; er hat jetzt erst entdeckt, ein wie trefflicher Hausherr er werden kann; das unerfüllte Sehnen macht ihn still und nachdenklich."

Und die Mutter hatte ja schon lange dasselbe gedacht. Ja, die beiden kannten ihren Kurt so genau.

Am anderen Tage schrieb man einen Brief an die vergnügte Schwippschwägerin, worin diese eingeladen wurde, zum Besuch zu kommen, um den Kurt zu trösten. Das letztere aber konnte man nur zwischen den Zeilen lesen.

So ging es denn auch nicht an, daß Kurt die in diese Zeit fallende Geschäftsreise machte. Karl sagte: „Du kennst die Kundschaft nicht, es ist besser, ich fahre, wie ich es immer zuvor gethan habe; du wirst meine kleine Frau schon trösten", und die beiden anderen sagten: „Kurt, du mußt hier bleiben und dich schonen." Und alle dachten, der Kurt darf doch nicht reisen, wenn seine zukünftige Braut kommt.

Also fuhr der ältere Bruder ab und Kurt blieb mit den beiden und dem alten Buchner zurück. Bei Tisch saß er nun an Karls Platz. Seine Schwägerin schenkte ihm den Wein ein und suchte ihm die besten Speisen aus, wie sie es sonst mit ihrem Manne machte. Und nach Tisch promenierten sie zusammen durch den Garten, wie es das junge Ehepaar alltäglich zu thun gewohnt war.

Da kam es denn wieder, daß Kurt die schönste Rose brach und sie seiner Schwägerin reichte und daß diese ihn wieder herzlich umarmte zum Danke.

Und an einem der späteren Abende spielte Kurt wieder seit langer Zeit den Aufschwung. So siegesbewußt, so erlösend klangen die Töne, wie nie zuvor. Als es aber zu

Ende war, fühlte er, wie eine einzelne Thräne auf seine Hand niederfiel. Da ging er auf seine Stube.

„Mutter, meine Schwester kommt zur rechten Zeit; ich werde hinaufgehen und dem Kurt sagen, daß wir sie morgen erwarten."

Und ohne anzuklopfen eilte die Schwägerin zu ihm, setzte sich ohne weiteres neben ihn auf das Sofa und nahm seine Hand, indem sie ihren Arm um seine Schulter legte und ihn anschaute; ihr Gesicht strahlte vor innerer Erregung, vor Freude darüber, was sie ihm nun sagen wollte. Wie gern wäre sie selbst die Schwester gewesen, um den guten Kurt zu trösten; das wollte sie ihm zeigen, deshalb drückte sie seine Hand so herzlich und deshalb leuchteten ihm ihre Augen so seltsam entgegen.

Kurt wenigstens war es, als ob sie seltsam leuchteten. Vielleicht kam es daher, weil das Zimmer nur von einer trüb brennenden Kerze erleuchtet war. Aber das sah er nicht. Er fühlte, als ob die Sonne in strahlender Helle durch das Fenster schien, als ob Rosenduft einzog, und die Drossel hörte er singen von der Spitze des blütenweißen Birnbaums im Garten. Geträumt hatte er ja nur vom verlorenen Glück, von unerreichbarer Seligkeit und von einem immerwährenden Winter. Das Glück saß neben ihm, die Seligkeit konnte er mit den Armen umschließen und es blühte und leuchtete der Frühling.

Erst langsam tastend legte er seine Arme um die Schwägerin und dann brach es heraus, was er so lange unterdrückt hatte. Er preßte seinen Mund auf ihre Lippen, zog den Kopf mit Gewalt zu sich nieder und rief, wie aus einem schweren Traum erwacht: „Daß ich dich lieb haben kann".

Da hörte er, wie seine Schwägerin den Namen Karl nannte. In demselben Augenblick wand sie sich los und stand nun zitternd einen Augenblick vor ihm. Kurt hatte

aufspringen wollen und hatte ihre Hand schon wieder gefaßt, so heftig, daß sie Schmerz von dem Drucke empfinden mußte. Seine Blicke stierten sie an, als wenn sie etwas Furchtbares schauen sollten und es nicht ergründen konnten. Wie sie aber die Augen auf ihn richtete, unsäglich hülflos und verlassen, da war es ihm, als ob ein trostbedürftiger Frühling von ihm Abschied nähme. Ein Blitzstrahl schien das Zimmer zu erhellen, die Sonne zog aus, nur das flackernde Licht leuchtete noch. Und es wurde so schwül, so unendlich schwül in dem Zimmer, daß er erschöpft auf das Sofa zurücksank.

Sie, die vor ihm stand, zitterte noch mehr wie zuvor; sie erbebte vor sich selbst, weil sie ihn nicht zum Trost umarmen durfte, wozu es sie trieb. Sie nahm nur seinen Kopf zwischen ihre Hände und sagte zu ihm: „Armer Kurt!“ Ihr Bild, welches vor der Kerze auf dem Tisch stand, nahm sie fort und stellte das ihrer Schwester, welches abseits bei den Familienbildern war, an dessen Stelle. „Kurt, meine Schwester kommt morgen, die wird dir ersetzen, was ich dir nicht geben kann; Kurt, sei gut!“ Dann ging sie leise hinaus.

Und Kurt war gut; er wollte ja seiner Schwägerin jeden Gefallen thun und diesen Gefallen mußte er ihr erweisen. Die Schwägerin kam und es wurde wieder Verlobung gefeiert. Aber es war ein öder Herbsttag. Der Rhododendron vor dem Hause blühte nicht mehr, und die Vögel aus dem Garten waren längst nach Süden gezogen, ohne gewartet zu haben, ob das neue Brautpaar mit ihnen gehen würde. Gut, daß sie gezogen waren, denn die Armen hätten lange warten müssen und wären dreimal erfroren.

Die Schwestern glichen sich nicht so, wie die Brüder und die kleine Hete sah früh genug, wie all das Gute, welches ihr von ihrem Bräutigam erwiesen wurde, im Grunde einer andern galt. Das hat sie eines Tages dem Kurt gesagt und der hat nicht Nein sagen können. Wie

zwei Freunde ſind ſie dann auseinandergegangen und dem Kurt iſt ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen.

Bald darauf hat der alte Buchner ſeine Sachen gepackt, um mit dem jungen Herrn Kurt irgendwo ein neues Geſchäft zu gründen. Sie wollten gleich bis hinter Dresden fahren. Die Eliſe da oben wird ſich wundern, dachte der Alte, als er den eingerahmten Myrtenkranz ſorglich in die Kiſte legte.

Ein Jahr darauf kam der erſte zufriedene Brief von Kurt. An demſelben Tage war gerade die erſte Droſſel in den Garten an der Gärtnerſtraße eingezogen und der Rhododendron vorm Hauſe trieb ſchwellende Knoſpen. Die bunten Scheiben in den romaniſchen Fenſterbogen glitzerten in der Frühlingsſonne und die Bewohner ahnten den Blumenduft, der nun bald wieder durch die marmorne Flur einziehen würde.

Und der Sommer kam und ging, und nach fünf Jahren kam Onkel Kurt zum erſten Male zum Beſuch und ſeine Schwägerin gab ihm zum Gruß eine leuchtende Marſchall Niel-Roſe.

Erkenntnis.

Des Tages Lichter verglimmen,
Schon funkelt der Abendſtern,
Die Linien der Bäume verſchwimmen,
Und Ruhe nah und fern.
Die Störche ſuchen tagesmatt
Die Dächerneſter zur Ruheſtatt.
Die Linien der Bäume verſchwimmen,
Und Ruhe nah und fern.

Da zieht ein ſeltſam Ahnen
Mir durch den ſtörriſchen Sinn,
Und leiſe will es mich mahnen,
Daß ich doch glücklich bin.
Ich fühl, es webt ein lebendiger Geiſt,
Der allen Dingen die Wege weiſt,
Und leiſe will es mich mahnen,
Daß ich doch glücklich bin.

Carl von Arnswaldt.

Hohes Spiel.

„Ich habe gespielt ein tolles Spiel,
Ich liebte ein Weib, das mir gefiel,
Das ich wild und glühend begehrte, —
Und das einem andern gehörte!

Ich habe gespielt um hohen Preis, —
Der Sommernachmittag war heiß,
Als jäh ich sie an mich gerissen
Und den Mund geschlossen mit Küssen.

Wir haben zusammen gelacht und gescherzt,
Und haben uns heimlich geküßt und geherzt, —
Noch fühl ich von jener Stunde
Ihren Mund auf meinem Munde.

Bald ging es zu Ende, das süße Spiel,
Der andre ist Schütze, ich bin das Ziel,
In zwei Stunden soll sichs entscheiden,
Wer der Bessere von uns beiden!“ —

Fort stieß seine Hand das Glas Absinth:
„Kellner, ein kühleres, aber geschwind!“
Die Uhr schlug fünf bedächtig,
Der Morgen kam übernächtig.

„Doch kommt auch das wilde Leben zum Schluß,
Und trifft in das fröhliche Herz der Schuß,
Caecilie, dein will ich denken,
Wenn die ſtählernen Rohre ſich ſenken.

Und ſtellte man mich aufs neu vor die Wahl, —
Va banque! ich ſpielte das Spiel noch mal!“
Er lachte mit heitrem Behagen.
Vor der Thüre hielt lärmend ſein Wagen.

Börries von Münchhauſen.

Vor der Universität.

Was ſtehn die Leute alle ſtumm
Am Thor der Univerſität,
Was drängt die Menge ſich ringsum,
Als ob der König drinnen ſteht?

Iſt etwa gar ein Brand dadrin?
Stehn weiße Mäuſe zum Verkauf?
Fiel etwa ein Betrunkner hin
Und kann allein nicht wieder auf?

Will eine Leitung mal nicht mehr?
Brach der Pedell ſich gar ein Bein?
Kam ein Gerüſt von oben her
Und drückte wem den Schädel ein?

* * *

Die Nachricht ſtaunend ich empfing, —
Nun fallt mir nicht vor Schrecken um!
Ein Corpsſtudent ganz nüchtern ging
Soeben ins Collegium!

Börries von Münchhauſen.

Banges Glück.

Eine leise Wehmut durchbebet mich,
Die weiß ich nimmer zu deuten,
Und wieder hör ich leis in mir
Der Freude Glocken läuten.

Ich glaube, so ist der Welt zu Mut,
Wenn wieder die Blumen kommen,
Und sie das erste Frühlingslied
Der Lerche hat vernommen.

Dann grüßt die schöne, die wonnige Zeit
Nach Bangen und nach Trauern,
Dazwischen aber fragt es leis:
Wie lange wird es dauern?

Adolph Tronnier.

Innere Kämpfe.

Oft in der Nacht, wenn bang die Winde gehn,
Und durch des Schlafgemaches Fenſter wehn
In ſchrillen Tönen einer Eule Klagen,
Dann packt mich jäh ein wilder Schauder an,
Und mich durchrüttelts jach: ich kann, ich kann
Dies harte Leben länger nicht ertragen.

Doch wieder dann gellt mir das rauhe Muß,
Mahnt mich, zu fliehn des Glückes Judaskuß,
Im Kampf dem Feind zu zeigen keine Blöße;
Aufs neu umpanzer ich das Herz mit Stahl
Und kämpfe noch einmal und noch einmal:
Durch Qualen nur ringt ſich der Geiſt zur Größe.

Carl von Arnswaldt.

Abschied.

„Sieh, die Sonne ging ſchon nieder,
Kühl vom Walde weht der Wind.
Kehre nun nach Hauſe wieder,
Kehre um, mein ſüßes Kind!“

Zögernd wenden ſie die Füße
Durch die Heide, blütenrot,
Letzte Blicke —, letzte Grüße —,
Und die Welt iſt leer und tot. —

Durch den Wald in Qual und Jammer
Wandert er in heller Nacht.
Mägdlein in der ſtillen Kammer
Fleht für ihn und weint und wacht. —

Hermann Stodte.

Maispaziergang.

Nun schnell die Nelke ins Knopfloch gesteckt!
Kein einziges Stäubchen mehr entdeckt!
Noch einmal rasch in den Spiegel geblickt;
Den Hut ein wenig nach hinten gerückt — — —
Sie wird doch warten
Im Kurhausgarten?!

In der Linken laß ich die Handschuh baumeln,
In der Rechten das Stöckchen lässig taumeln.
Im Sonntagsstaate zieht alles vorbei,
Doch sie, die ich suche, ist nicht dabei.
Wo mag sie nur stecken?
Will sie mich necken?

Es knirscht der Kies von den schlurfenden Schritten;
Nur gelbe Schuhe sind hier gelitten. —
Dort staunen zehn Mädchenaugen betroffen:
Die Else trägt heute die Haare offen!!
Es ist ja ganz klar:
Der Referendar!

Und hinter den Damen in weiß die Flaneure:
Sie schnarren lächelnd: „Gnä' Fräulein, auf Ehre!"
Zum Gruße wird linkisch der Hut gezogen,
Weit seitwärts gehalten der Ellenbogen —
Da seh ich sie wandern
Am Arm eines Andern!

Ein zarter, crêmegelber Spitzenkragen
Leicht um die schmalen Schultern geschlagen,
Den roten Sonnenschirm in der Hand,
Um die Glieder bauscht sich das helle Gewand.
Er: blaue Mütze,
Drei Schlägerritze!

Das falsche Ding! — Sie hat mich gesehen;
Schon will ich ruhig vorüber gehen,
Da ruft sie: „Alfred!" — „„Ich störe ja nur!""
„Du bist doch nicht böse?" — „„Ach, keine Spur!""
Ihr Vetter vom Korps
Stellt steif sich vor.

Ihr Vetter, — aus Jena. Schon zweites Semester!
Erzählt, wie eine Kaffeeschwester,
Von Contrahagen auf Säbel sine,
Dann endlich sagt er mit wichtiger Miene:
„Entschuldge — — — — Konvent!" — —
Worauf man sich trennt.

Sie kichert ihm nach: „Nun sind wir ihn los!
Zu drollig ein solcher Gernegroß!"
„„Was kümmert mich der! Komm, du, deinen Arm!""
Wir stehlen uns aus dem Menschenschwarm.
Um uns ist bald
Nur stiller Wald.

„„Du, Liese, eigentlich sollte ich schelten!""
„Von rechtswegen müßt ichs mit gleichem vergelten,
Geheimrats Agnes erwartet dich dort!" —
So necken wir uns in einem fort — —
Leer ist die Bank
Beim Brombeergerank!

Dort ſitzen wir ſtumm nun, Hand in Hand.
Du haſt die Augen zur Seite gewandt,
Doch als ich das Köpfchen dir bog in die Höhe
Und dir in die leuchtenden Augen ſehe —
Ein jubelnder Schrei! —
Ich geb dich nicht frei!

Du lehnſt dich glücklich an meine Bruſt;
Leis wird unſer tiefes Glück uns bewußt.
Du haſt die Augen ſacht niedergeſchlagen
Und magſt kein einziges Wörtchen ſagen,
Nur ſtammeln kannſt du in Beben und Glut:
„Ach, — — weißt du, — — ich — — bin dir ſo
— — herzensgut!“

Alfred Böhme.

Wach auf, Thomas!

(Altfranzöſiſches Volkslied.)

Heut früh thät ich am Gartenzaun
Den Liebſten, da er ſchlief, erſchaun.
Wach auf, Thomas, wach auf!
Ich zupft am Fingerlein ihn ſacht.
Da reckt er ſich und iſt erwacht.
Wach auf, Thomas, wach auf!
Er ſpricht zu mir: „Was willſt du hier?“
„Ei, wind ein buntes Sträußlein mir!
Wach auf, Thomas, wach auf!“
„Was willſt du für ein Sträußlein hân?
Von welchen Blümelein, ſag an?“
Wach auf, Thomas, wach auf!
„Maiglöcklein, Roſen, Thymian,
Die ſtehn allein der Liebe an!“
Wach auf, Thomas, wach auf!
Und da ers windt, bebt ſeine Hand,
Und bracht das Sträußlein nicht zu Stand!
Wach auf, Thomas, wach auf!

Kuno Graf Hardenberg.

Schwarz und Blond.

(Brand von Bothmer zugeeignet.)

Mich haben Augen voll ſchwarzer Nacht
So elend und krank und müde gemacht,
Und ſchwarze Locken mit wilden Schlingen
Wie tückiſche Netze ins Herz mir hingen;
Champagner, Moſchusduft, Blumengeflechte,
Tolle jubelnd durchküßte Nächte,
Nun ſag ich, — im Herzen ein leiſes Weh —
Euch Ade!

Blaue Augen voll kindlicher Güte,
Heilt mir nun wieder mein krankes Gemüte,
An warmen, ſonnigen Herbſtestagen
Will ich mit bleichen Fingern wagen
In ſchweren, blonden Wellen zu wühlen
Und läſſig mit kindlichen Worten zu ſpielen —
Was Leidenſchaft traf mit vergifteten Pfeilen,
Mag Liebe nur heilen!

Börries von Münchhauſen.

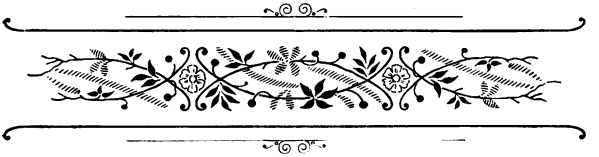
Stimmen.

Blutend hinter Buchen
Stirbt die Sonne fern im Weſt,
Schnelle Schwalben ſuchen
In den Ställen ſchon ihr ſchützend Neſt.

Und ſchon ſeh ich wandeln
Weither übers Feld die Nacht;
Weich auf Silberſandeln
Kommen ihre Himmelskinder ſacht.

Volle Lebenschöre
Zittern durch den Sommerwind,
Und ich lauſch — und höre
Stimmen, die aus ſelgen Landen ſind.

Carl von Arnswaldt.



Vergebliches Ringen.

Das peinigt die Seele
Mit grauſamen Qualen
Und drückt ſie nieder,
Daß bang und keuchend ſie aufſtöhnt,
Wenn heiß dem Manne
Ein Sehnen lebt in der Bruſt
Nach den Höhen des Geiſtes,
Wo, von keinem Hauche
Des Schmutzes durchweht,
Die Lüfte ziehn
In unendlicher Klarheit,
Und wo auf demantenem Seſſel
In himmliſcher Schöne,
Umglänzt von Millionen von Sonnen,
Die Gottheit thront
Unwandelbar, ewig.
Das quält ſeine Seele
Mit grauſamen Martern
Wenn ihm nimmer erreichbar
Dies erſehnte Ziel,
Weil ſeinem Geiſte

Die Größe fehlt
Und die Macht, sich zu schwingen
Zu solch jäh schwindelnder Höhe.

Wie Sisyphus einst
In stürmendem Mut
Allimmer aufs neu
Die steile Höhe emporklomm,
Doch immer und immer vergebens
In harter Arbeit
Und glühendem Schweiße sich quälte
Und nimmer erreichte
Den nahen Gipfel,
So müht sich umsonst sein Geist,
Zur höchsten Höhe zu fliegen
Weil immer seine
Schwingen erlahmen,
Bevor sie zu jenem
Glanz ihn gehoben.

* * *

Wie neid ich euch,
Ihr großen Geister,
Ihr Auserwählten,
Die ihr durch keine Schranken
Zurückgehalten werdet vom Ziel.
Die der Genius führt
Auf zu den Höhen,
Wo selig und heiter
Ihr allzeit wandelt
Mit den wenigen Erkornen,
Die herrlich wie ihr;
Wohin sich wenden

Die Blicke der Menge,
Die Troſt und Belehrung
Sehnend ſucht
In den hohen Werken,
Die ihr ſchuft,
Und die dann findet
Den Weg zum Lichte der Wahrheit.

Und dann ihr andern,
Wie neid ich euch,
Ihr Kleinen im Geiſte,
Die ihr in unendlichen Scharen
Füllt dieſe Erde;
Die ihr kein Sehnen fühlt
Nach Höherem, Reinerem
Und nach Erkenntnis der Dinge.
Wie neid ich euch!
Kein vergebliches Ringen zerreißt eure Seele,
Ihr findet Genügen
Im alltäglichen Gange des Lebens,
Findet höchſten Genuß am Biertiſch,
In politiſchem Kannegießern,
In tiefgründlichem,
Ernſten Erwägen des Stadtklatſchs,
Seid beſeligt beim Dreſchen des Skats
Lange Tages- und nächtliche Stunden.
Und alſo findet
Ihr wahres Behagen,
Findet das Glück!

O droben ihr Götter,
Warum, warum
Ließt ihr nicht auch mich
Genießen wie dieſe

In dumpfem Hindämmern
Das irdische Leben?
Was entrißt ihr der Ruh
Meine bange Seele
Und schleudert jach sie in brausende Stürme?
Warum nahmt ihr die Binde
Mir *halb* von den Augen,
Da ich es doch nimmer erzwinge,
Die volle Klarheit
Des Lichtes zu schaun?
Warum legtet ihr mir
In das Herz die *Ahnung*
Von diesem Hohen,
Da doch ewig vergebens
Alles Schaffen und Mühen,
Das Ziel zu erreichen?

O droben ihr Götter,
Hier lieg ich vor euch
Auf wunden Knieen
Und fleh euch an
Aus zerrissenem Herzen:
Führt hinab mich ins tiefste Dunkel,
Einigt mich jenen
Unmündgen im Geiste
Und laßt mich vergessen,
Was ich schon sah.

Doch wollt ihr Gnade,
Göttliche Gnade üben, so nehmt
Mich bei der Hand
Und leitet hinauf mich
Zum strahlenden Gipfel
Und laßt nur eine,

Nur eine Stunde mich wandeln
Mit den Auserwählten,
Ich ſelber durchglüht
Von Geiſteskraft.

Und wenn meine Augen
Eingeſchlürft das demantene Licht,
So macht ein Ende
Und tragt mich ſanft
Ins Land der Ruh
Und des ewigen Schweigens.

Carl von Arnswaldt.

Im Sommer.

Ich ſtreife durch das Feld.
Die müden Aehren wogen,
Vom hohen Himmelszelt
Kommt ſanft der Wind gezogen.

Der Mittag laſtet heiß.
Die trägen Lüfte rauſchen
Und flüſtern nur noch leis — —
Ich halte an, zu lauſchen.

Alfred Böhme.

Glockensummen.

Die Glocken klangen, der Tag war grau,
Da sagt ich Lebwohl der schönsten Frau,
Der Nebel rieselte kühl und matt,
Die Straßen glänzten feucht und glatt, —
Die Glocken dröhnten über die Stadt.

Die Glocken summten, ich schauerte leis,
Mein Auge wurde so trüb und heiß,
Meine Lippen suchten, — und fanden kein Lied,
Des Lebens Blüte — für mich verblüht, —
Die Glocken verhallten so sterbensmüd . . . .

Börries von Münchhausen.

Nach dem ersten Kuss.

Noch fühl ich deine schlanken Mädchenglieder,
Die ringend widerstreben meinem Arm,
Ich fühl dein ängstlich Atmen noch am Mieder,
Und fühl den Gluthauch deiner Lippen wieder,
So tief und warm.

Wohin ich schau, erblick ich deine Züge,
Die große Sehnsucht faßt mich schauernd an,
Mit luftger Hoffnung ich mich hold betrüge —
Und steh mit meines Lebens bunter Lüge
In deinem Bann!

Börries von Münchhausen.

Erinnerung an einen guten Freund.

Von

Bernard Wieman.

Recht „plüsteriges“ Wetter war das heute. So sagt man nämlich bei uns, wenn es den lieben langen Tag ganz fein wie Staub vom Himmel regnet und es nicht recht kalt und nicht recht warm ist.

An solchen Tagen sieht man meistens recht kümmerliche Gesichter und nur wenige Menschen sind dann so gescheidt, daß sie durch Sonnenschein in den Augen etwas für Helligkeit sorgen.

An der Spitze von den Leuten mit traurigen Gesichtern stand aber heute Mina, unser altes Dienstmädchen, denn — doch ich will nicht vorgreifen.

Ich sitze an diesem plüstrigen Tage des Nachmittags in meiner Stube und denke, wie viel armen Leuten die Kartoffeln verregnen werden, wie das den Kummer in mancher kleinen Hütte vermehren wird, denke an die Not und das Elend der Menschen und wie so mancher sich wünscht, ganz bald Abschied von alle dem zu nehmen. O, diese Regentage im Sommer, was da nicht alles gedacht wird; ich glaube, wer da geboren wird, kommt als kleiner Philosoph zur Welt.

Meinem weiteren Nachdenken wurde durch ein paar tüchtige Gewehrschüsse ein Ziel gesetzt. Die gingen mir ordentlich durch und durch und mich überkam gleich ein recht trauriges Gefühl.

Ganz dicht bei unserem Hause mußte geschossen sein; unter mir hörte ich gleich darauf ein heftiges Thürenklappen; das lautete unheimlich durch die Stille des Hauses.

Ich ging hinunter; — da stand im Flur unsere Mina, in Thränen aufgelöst und das einzige, was sie mir sagte, war: „— Unser Hektor!"

Nun wußte ich es. Sie hatten unseren guten alten Hektor, der mir so manches Huhn, so manchen Hasen freudestrahlend gebracht hatte, aus Mitleid erschossen.

Unser Hektor war nämlich im Laufe der Zeiten alt geworden.

In seinen jungen Tagen und in seiner Blütezeit war es ein gar prächtiger Hund, kein Eingetragener, so stolz war weder er noch sein Besitzer, aber doch ein Prachttier. In seinen Flegeljahren hatte er zwar manchen dummen Streich begangen, doch das hat ihn mir um so lieber gemacht. Darin lag so etwas Seelenverwandschaft zwischen uns beiden. Meinen Horaz studierte er eines Tages so gründlich, daß ich mich nicht mehr präpariren konnte und so am anderen Tage für meine Faulheit eine treffliche Entschuldigung hatte. Durch seine Spaziergänge auf der Straße sorgte er dafür, daß hin und wieder der Träger einer bunten Uniform uns mit seinem Besuch beehrte und der Stadtsäckel nicht leer wurde.

Aber das Alles ward ihm vergessen, als sich mählich seine Tugenden glänzend entwickelten. War das eine Freude, als er mir den ersten Hasen apportirte, und zum Malen war er, wenn er an schönen Herbsttagen mit durchbohrenden Augen die Hühner stand. Manchmal hab ich ihm auch auf der Jagd ein Leids angethan und schoß fehl, trotz aller Mühe, die er sich in meinem und unseres Tisches Interesse gab. Anfangs schaute er mich bei solchen Gelegenheiten erstaunt, später bekümmert und in letzter Zeit bekümmert und tief mitleidig an. Das ist für einen Jäger recht unangenehm, wenn er von seinem Hunde mit herablassendem Mitleid angesehen wird. Aber wenn man gegenseitig seine Fehler kennt, die man im allgemeinen verheim-

lichen möchte, dann wird wechselseitiges Vertrauen um so größer. So ging es auch mit uns beiden.

Bei den übrigen Hausbewohnern hatte er sich nicht minder ins Herz geschrieben. Das ging schließlich so weit, daß man alles, was geschossen wurde, in erster Linie unserem Hektor zuschrieb. Alles was nicht geschossen wurde, aber mir. Nun, im Grunde konnte es mich nicht wundern, denn unser Hektor hatte wirklich treffliche häusliche Eigenschaften. Wenn Bettler und Strolche kamen, so war er stets der sichere Beschützer, und unsere Mina behauptet fest, er habe einmal alle unsere Schätze durch seine Wachsamkeit unversehrt erhalten. In seinen freien Stunden fing er fleißig Ratten und Mäuse und ersparte uns so die Auslagen für eine häßliche Katze und etliche Mausefallen.

Und alle diese seine Verdienste hatten ihn so gar nicht stolz gemacht; er war in diesem Punkte wirklich vielen Menschen überlegen. So bescheiden treuherzig schaute er jedem, der ihn kannte, in die Augen, daß wir alle einstimmig von ihm behaupteten: „Der Hund hat Menschenverstand."

Ja, unser Hektor gehörte dazu, und nun war er nicht mehr da.

Schon den letzten Winter fing er an, über Rheumatismus zu klagen. Das liegt so in unserer ganzen Familie. Er hatte allmählich einen würdigen weißen Bart bekommen und alle seine Sinnesorgane hatten merklich gelitten. Hin und wieder sah man ihn mit den Blicken eines, der Weltschmerz hat, um sich schauen.

Als die ersten Frühlingsstrahlen kamen und es im Garten anfing zu grünen und zu blühen, da wollte auch unser Hektor so ganz wie früher durch die frisch geharkten Wege laufen. Und da knickte er schmählich zusammen. Er klagte dabei leise und sah mich so unglücklich an, als ob er sagen wollte: „Ist denn meine Jugend und meine Blütezeit wirklich ganz vorbei? Kommt nicht auch mir die Kraft wieder wie

den Bäumen und Pflanzen?“ Da kams auch mir so recht zum Bewußtsein, daß ich nun gar nimmer mehr mit ihm jagen sollte, der mir das erste Wild brachte, mit dem ich meine ersten Waidmannsfreuden durchkostet hatte; da kams auch mir so recht zum Bewußtsein, wie rasch dem Menschen die schönen Zeiten dahinschwinden und wir beide machten ein trauriges Gesicht mitten im jungen Frühling.

Seit der Zeit verschlimmerte sich unseres Hektors Zustand immer mehr, obgleich ihn unsere Mina mit rührender Sorgfalt fütterte.

Da hat ihn schließlich einer aus Mitleid getötet. Ich wußte nichts davon und unsere alte Mina auch nicht. Das war gut. Die hat, als sie die Schüsse hörte, erst in ihrer Herzensangst, in bösem Ahnen das ganze Haus durchsucht, in alle Ecken geschaut und ihn nicht gefunden. Als sie wußte, wie begründet ihre Furcht war, hat sie gleich unter Thränen ausgerufen: „Hätte ich es man gewußt, dann hätten s' es nicht thun dürfen.“

Am Abend haben wir zusammen einen grünen Kranz geflochten und ihn auf das Grab unseres Hektors gelegt.

Als unsere Mina dann später die Küchenthür schließen wollte, hörte ich sie, wie an jedem Abend, den Namen Hektor rufen. Sie war auf ihrem Küchenstuhl eingeschlafen und als sie aufwachte, wollte sie Hektor von seinem Stammplatz hinter der Maschine holen.

Aber unser Hektor lag ja draußen und träumte von Hühnern und Hasen, von junger Lebenskraft, und auf sein Grab regnete es wie Staub vom Himmel in gleichmäßigen Tönen.

Am Rhein.

Des Drachenfels getürmter Stein
Schaut düſter in die wilden Wogen,
Zu Füßen fließt ihm ſtolz der Rhein
Mit grünen Ufern, weinumzogen.
Die waldbekränzten Höhn am Strande,
Die Felder, reich an Korn und Wein,
Die blühnden Städte fern im Lande
Her ſchimmernd hell im Sonnenſchein —
Dies Paradies am Rheine hier
Wär doppelt ſchön —, wärſt du bei mir.

Blauäugig blonde Mägdlein gehn
Durch dieſes Paradies und zeigen
Mir Frühlingsblumen jung und ſchön,
Doch droben auf den Bergen ſteigen
Hoch aus dem Grün die Burgruinen.
Manch ſteile Wand, manch hoher Bogen
Schaut im Verfall mit ſtolzen Mienen
Hinab ins Thal, von Wein durchzogen.
Nur eins fehlt dieſem ſchönen Strand
— Zu ruhn in meiner — deine Hand! —

Ich ſende dieſe Lilien dir,
Ich weiß, ſie müſſen auf der Reiſe
Verwelken wohl, eh ſie bei dir,
Doch deshalb ſie nicht von dir weiſe.
Ich liebte ſie, weil ſie dich ſehen,
Weil du ſie, welk auch, bald empfängſt,
Weil bei der Blumen ſtill Vergehen
Du meiner Liebe wohl gedenkſt.
Du weißt, ſie ſind am Rhein gepflückt,
Von meinem Herzen dir geſchickt.

Der ſtolze Fluß, er ſchäumt und ſchwillt.
An ſeinem reizgeſchmückten Strande
Zeigt tauſendfach ſich Bild auf Bild
In ſtets verſchönertem Gewande.
Das kühnſte Herz iſt hier zufrieden,
Wenn hier es ſchlägt, wünſcht es nichts mehr.
Mehr liebt Natur kein Land hienieden,
So lieb wär keins mir rings umher,
Könnt deines Auges holder Strahl
Verſchönern noch dies ſchöne Thal.

Aus dem Engliſchen des Lord Byron von Hermann Stodte.

Ehrgeiz.

Heißes Pochen, heißes Glühen,
Raſtlos ſtürmen die Gedanken
Ohne Weichen, ohne Wanken.
Heißes Streben, ſüßes Mühen.

Nächte wehren dem Verlangen,
Schließen mir die müden Lider;
Doch am Morgen glühen wieder
Heiß die Stirne, rot die Wangen.

Iſt mirs doch, als ſäh ich ſchweben
Fern mein Ziel im Weltenall!
— — — — — — — —
Übermenſchlich hohes Streben,
Und dann tiefer, tiefer Fall.

Alfred Böhme.

Gut gelaunt.

Wie der Schleier über dem Gesicht der Braut, liegt die Dämmerung über den hohen Tannen und läßt ihre Konturen in weichen Linien verschwimmen. Von den Feldern sind die letzten Arbeiter verschwunden, die letzten Erntewagen heimwärts gefahren, und ringsum waltet eine feierliche, fast bange Stille.

Da plötzlich steigt auf der am Wald entlang zum Städtchen führenden Chaussee noch einmal eine Staubwolke empor. Der Tod ist es, der auf wuchtigem Berberrosse daher kommt, in englischem Trabe, so daß sein Knochenkörper in immer gleichmäßigen Bewegungen auf und nieder wippt und die Sense auf seiner Schulter hin- und herschwankt. Doch jetzt zieht er mit der linken Hand kräftig die Zügel an und läßt sein Roß Schritt gehen. Er ist nicht mehr weit entfernt von seinem Ziel, der kleinen Stadt und hat noch etwas reiflich zu erwägen. Er ist heute gut gelaunt; all seine Geschäfte sind ohne Hindernis besorgt, an der ganzen Zahl von Menschen, die er heut in seine Gewalt zu bringen hatte, fehlt jetzt, da es eben erst dunkel wird, nur noch einer. Diese schnelle Erledigung seiner Arbeit hat ihn mild gestimmt, und er will sich dankbar am Menschengeschlecht erweisen. Aber da gilt es nun, gut zu überlegen. Er hat in jenem Städtchen die Wahl zwischen zwei Männern, aber den be-

ſtimmten Auftrag, einen von ihnen unbedingt zu zwingen, daß er ihm in ſein Reich folge. Der eine iſt ein gebrechlicher Greis, der andere ein kräftiger Jüngling in der Blüte des Lebens. Wer ſoll es nun ſein? Der Greis hat ja doch keine Freude mehr am Leben und würde ihm gewiß gar keinen Widerſtand entgegenſetzen. Und ſeinen Mitmenſchen liegt er auch nur zur Laſt und ſchleppt ſeine Tage ſo niemandem zur Freude weiter. Aber andererſeits — wenn ihm auch keine großen Freuden mehr bevorſtehen, ſo harren ſeiner auch keine großen Stürme mehr, ſtill und friedlich bringt er ſeine Tage hin, und keine Aufregungen ſtören das Gleichmaß ſeines Lebens. So mag es denn gleichgültig ſein, ob er ihn noch ein paar Jahre mehr oder weniger unter den Lebenden weilen läßt; mit ſeinem Ende würde er der Menſchheit doch keinen beſonderen Dienſt erweiſen.

Aber nun der andere, der Jüngling. Der von ſeinen Freunden beneidete, aber von allen, die ihn kennen, geachtete und geliebte Menſch, der jetzt eben in das Leben hinausgetreten iſt und dem, wie niemand zweifelt, eine große Zukunft bevorſteht. Ja — er ſchüttelt den Kopf — aber, aber — dieſer Jüngling iſt doch nicht feicht genug, um ungefährdet durch das Leben zu gelangen. Ob er auch äußerlich ein zufriedenes Lächeln zeigen wird, ſein Inneres wird in all den ſchweren Kämpfen grauſam zerriſſen werden, und ſein Leben wird trotz alles äußeren Glanzes ein großes Leid und Elend ſein. Und gerade jetzt beginnt dazu noch in ſeinem Herzen die Liebe zu einem holden Mädchen, deſſen große Herzensgüte es ihm angethan hat, aufzukeimen. Nein, vor ſolchen Qualen will er ihn doch bewahren. Und wenn er jetzt, da er das Leben nur von ſeinen Lichtſeiten kennen gelernt hat, ſtirbt, ſo wird man ihn erſt recht glücklich preiſen; das haben die Menſchen ja ſchon vor vielen hundert Jahren gewußt, daß, wen die Götter lieb haben, ſie jung ſterben laſſen.

So bedarf es denn einer weiteren Ueberlegung nicht mehr: er ist heute ja so weich gestimmt, der gute Tod, und das letzte Mal, da er an diesem Tage seines Amtes waltet, will er eitel Glück schaffen. — — —

Als am andern Tag das plötzliche Ende des Jünglings bekannt wurde, erhob sich ein allgemeines Wehklagen, daß nun so viele schöne Hoffnungen zu Grabe getragen würden, und alle jammerten über die Grausamkeit des Todes, der gerade die schönsten Blüten zuerst knickte.

Carl von Arnswaldt.

Abendrahe.

Der Sommerabend naht auf weichen Schwingen
Und ſtreift einſchläfernd leis den Lindenbaum.
Traumtiefe Ruh. Verhallt der Amſel Singen,
Nur fern ein Raſſeln noch, — man hört es kaum.

Schon färbt das Abendrot den weißen Flieder,
Blaß glitzert nieder erſter Sternenſchein,
Und ſüßer tönen Nachtigallenlieder,
Und milder wird das Herz und groß und rein.

Carl von Arnswaldt.

Ein traurig Lied.

Ich hör des Abends Weise,
Die Welt verblaut ganz leise,
Fern blitzt im Abendstrahl die Stadt.
Am Waldsaum droben stehen
Zwei die ins Weite sehen
Und deren Herz so wenig Frieden hat.

„Viel besser wärs geschehen,
Ich hätt dich nie gesehen,
Wo uns doch keine Hoffnung blieb!"
In thränenbangem Schweigen
Ein müdes Haupteisneigen:
„O du, und ich hab dich ja doch so lieb!"

„„Was kümmern uns die andern,
Komm, Herzlieb, laß uns wandern
Tief in die blaue Welt hinein,
Bis wir nach Thule kommen,
Dem Eiland dunstverschwommen,
Wo unser Herz von allen Sünden rein!""

Börries von Münchhausen.

Carl von Arnswaldt †.

Während dies Buch gedruckt wurde, haben sich zwei Augen für immer geschlossen, die mit ganz besonders eingehendem Interesse über ihm gewacht haben: Carl von Arnswaldt ist am 26. Oktober in Berlin, wohin er sich zur Vollendung seiner litterargeschichtlichen Studien begeben hatte, plötzlich am Herzschlag verschieden.

Wir, die den zarten bescheidenen Dichter persönlich kannten, verlieren mehr an ihm als den Künstler. Er war uns allen ein lieber Freund, dessen mildes, verständiges Urteil so oft unsere Meinungsverschiedenheiten überbrückte, der uns allen so oft mit seinem besonnenen Rate geholfen hat.

Nun hat ihn der Tod an der Schwelle seines Neigungsberufes überrascht. Kaum mehr wie einen Blick in diesen Beruf hat er ihm vergönnt, dann riß er ihm die Thüre aus der Hand und führte ihn hin, wo sein Herz nicht mehr klingen wird, wo sich die Lippen streng und ewig hinter dem scheidenden Leben geschlossen haben.

Und wenn er so gern mit gesenktem Haupte den weichen, wehmütigen Liedern vom Tode lauschte, die seine Muse

ihm ſang, ſo möchten wir heute beinahe glauben, daß es eine Ahnung ſeines frühen Sterbens war, die ſo ſtill über ſeinen Dichtungen liegt. „Noch eh das Jahr zu Rüſte geht", iſt er dahingeſchieden und ſein Ende war „unverhofft und weich wie zarte Frauenhände", — wie er es ſich gewünſcht.

So iſt unſer lieber Freund heimgegangen, und wir begrüßen ohne ihn den Geburtstag des Werkes, an deſſen Entſtehen er einen ſo großen Anteil hat. Und leiſe, leiſe verklingen dabei die feierlichen Worte des alten Studentenliedes in unſeren Ohren:

Wir weinen und wünſchen Frieden hinab
In unſeres Bruders ſtilles Grab!

Börries von Münchhauſen.

Im selben Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte von Börries von Münchhausen

geh. 2 Mk. In originellem Leinenbande 3 Mk.

Stimmen der Presse über Börries von Münchhausen:

Deutsche Lyriker vom 1. Januar 1897 (H. Kiehne): Börries von Münchhausen tritt mit seiner unseres Wissens ersten Gedichtsammlung gleich als ein fertiger Dichter in die Öffentlichkeit. Da ist nichts Verfrühtes, alles voll ausgereift, tief empfunden, goldklar, innig, herrlich!

Heidelberger Tageblatt vom 17. Januar 1897: Wir begegnen in jenen Versen einer jugendlichen Schöpfungskraft von einer Größe, die unsere Bewunderung verdient. Eine unerschöpfliche Phantasie paart sich mit seelenvoller Herzenswärme, klarste Auffassung mit Geschmeidigkeit im Ausdruck ... Das umfassendste Gebiet macht die ernste Lyrik aus, in der sich nach Form und Inhalt Mustergedichte finden ... Auch in dem letzten Teile, betitelt „Heiteres", lesen wir frische, lebendige Gedichte, die uns von der Vielseitigkeit des jungen Dichters ein treffliches Bild geben ... Wenn wir die poetische Gestaltungskraft des Dichters und dabei seine Jugend und zugleich die originelle Vielseitigkeit seines Denkens und Dichtens ins Auge fassen, so sind wir wohl berechtigt, von Börries von Münchhausen für die Zukunft noch Großes zu erwarten.

Niedersächsische Zeitung und Wahlblatt vom 25. November 1896: Nach Form und Inhalt sind diese Gedichte tadellos.

Illustrierte Frauenzeitung vom 1. März 1897 (P. v. Szczepanski): Noch vor wenigen Jahren wäre es beinahe undenkbar gewesen, daß ein junger Dichter als Erstlingswerk einen Band Gedichte bot. Es mußte eine Novelle oder ein Roman sein, — Publikum und Verleger verlangten das, und er selbst war fest davon überzeugt, daß Gedichte niemand lesen würde, wenn er sich mit ihnen an die Öffentlichkeit wagte. Das ist früher anders gewesen, und es scheint wieder anders zu werden; die schöne Litteratur hat eben auch ihre Moden, und Moden kehren bekanntlich immer wieder. Es wäre sicher für die Litteratur kein Schade, wenn die Mode von neuem verlangte, daß man sich durch ein Bändchen Lyrik legitimiert, ehe man seine Dichterwerkstatt aufthut; so eine Art Zunftzwang für diejenigen, die das Dichten als Handwerk betreiben wollen,

der vielleicht dazu beitragen würde, die fabrikmäßige Herstellung von Romanen, welche jetzt den litterarischen Markt beherrscht, einzuschränken. Diese neue litterarische Mode geht, was sicher für sie spricht, von den deutschen Universitäten aus. Zuerst Göttingen und dann Berlin haben den Anfang mit ihr gemacht, und in den von den Musensöhnen dieser beiden Hochschulen in den letzten Jahren herausgegebenen Dichter-Almanachen keimte manches frische Talent. Mehr als Keime wird man in Jugendgedichten kaum jemals entdecken können, — was sich aus ihnen entwickelt, muß die Zukunft lehren. Für das Publikum aber wäre es ein günstiges Zeichen, wenn es an jugendfrisch sprudelnden Empfindungen wieder Anteil nähme und nicht nur die Erzeugnisse der Routine seiner Aufmerksamkeit würdigte. Ein solches Talent zeigt sich in den „Gedichten" von Börries von Münchhausen, am stärksten hervortretend in den den hübsch ausgestatteten Band einleitenden Balladen und historischen Stimmungsbildern. Da findet sich in knapper Form eine seltene Kraft des Ausdrucks, die viel erwarten läßt, große Anschaulichkeit der Vorgänge und oft grandiose poetische Bilder. Ein Seesturm:

„Die Nordlandsee wird leichenfahl und kräuselt die weißen Lippen
Und schlägt mit der nassen Riesenfaust wild gegen die Otterö-
klippen!" —

Das ist in Klang, Farbe, Stimmung und Wirkung eines dieser poetischen Bilder, die den Verfasser überzeugend als Dichter legitimieren. Unter den lyrischen Gedichten sind einzelne, auf die Börries von Münchhausen vielleicht selbst nach einigen Jahren keinen großen Wert mehr legen wird. Aber die große Mehrzahl fesselt den Leser durch die Wahrheit der Empfindung, durch den ernsten oder heiteren Gedankengehalt und durch die Freude an der Natur, die in ihnen zum Ausdruck kommen.

Dresdner Journal vom 30. Juli 1897: Als ein paar Prachtstücke der Sammlung seien „Harald", „Die Strafe", „Vision", „Meiner Mutter" und vor allem „Das uralte Lied" hervorgehoben, in dem eine Urempfindung nach bleibendem Ausdruck ringt.

Göttinger Tageblatt vom 29. November 1896 (M. Breuer): Allgemein darf gesagt werden, daß Börries von Münchhausen eine impulsive, warmblütige dichterische Natur von individuellem Gepräge ist. Das erhellt besonders aus den Balladen und historischen Stimmungsbildern, in denen sich die dichterische Begabung Münchhausens in geradezu glänzender und kraftvoller Weise entfaltet.

Hannoverscher Courier vom 13. Dezember 1896: Münchhausens wiederholt sich vordrängendes urwüchsiges Sprachgefühl, seine Fähigkeit, Situationen prägnant zu veranschaulichen, und sein Kompositionstalent zeigt ebenso, daß wir es hier mit einer wirklichen Poetennatur zu thun haben.

Kölnische Volkszeitung vom 16. Dezember 1896: Die Balladen „Enak vor Gomorrha", „Gewitter auf dem Libanon", „Hunnenzug", „Der Abschied zu Fontainebleau" sind grandios in der Schilderung und vollendet in der Sprache.

Altenburger Zeitung vom 21. Dezember 1896: . . Ein vielversprechendes Talent, das mit Originalität und Gedankenreichtum eine glänzende poetische Diktion verbindet.

Ferner:

Göttinger Musenalmanach für 1896.

8°. 9½ Bg.

Red. Carl von Arnswaldt.

Broch. 2,50 Mk.

(Es sind noch etwa 50 broch. Exempl. vorhanden.)

Von den vielen günstigen Urteilen der Presse seien nur folgende erwähnt:

Die Kritik vom 22. Februar 1896: Der frische Luftzug von Kraft und Jugendlichkeit weht in jedem Worte. Anziehend, bisweilen auch störend, fühlt man ihn heraus aus der Unausgeglichenheit der Form, wie aus der Kühnheit und selbstverständlichen Kraftgewißheit, die mitunter fast hinreißend wirkt. Es fehlt auch keiner der charakteristischen Züge, die jungen Studenten eigen zu sein pflegen: die souveräne Weltanschauung dessen, der noch nicht Zeit gehabt hat, sich selbst zu bewähren, der hingebende Glaube an die etwas unklaren Ideale des Guten und Schönen, weltschmerzliche Todessehnsucht, die nur der verblaßte Wunsch nach genußvollem Ausleben ist, und über alle dem ein jubelnder Persönlichkeitskultus und volle Persönlichkeitsäußerung, überlegener Humor im Narrenkleide und feine Stimmungslaute des Empfindens. Ein Geist lebt in dem Buche, der auszieht, Siege im Fluge zu erkämpfen.

Deutsche Romanzeitung vom 12. September 1896 (R. Storck): Solche Erscheinungen sind um so willkommener, wenn sie von Studenten ausgehen, die sich ja leider zum großen Teil so leicht von idealem Kunststreben abbringen lassen; entweder büffelnde Streber oder „flotte" Burschen werden, die das Lied: „In die Kneipen laufen, und sein Geld versaufen, ist ein hoher, herrlicher Beruf" nur zu getreu befolgen.

Weser-Zeitung vom 22. Mai 1896 (Dr. E. Brenning): Jugendfrohes Streben, frisches Einsetzen der Kräfte ist der Eindruck, den das hübsch ausgestattete Bändchen zurückläßt. Modern im landläufigen Sinne sind diese Sachen nicht, wenigstens halten sie sich von „der Moderne", um dieses Unwort, dies beliebte Schlagwort zu gebrauchen, zu ihrem Glücke, wie ich hinzufügen möchte, frei. Ob das damit zusammenhängt, daß die Verse fast alle aristokratische Namen tragen, will ich dahingestellt sein lassen. Aus jener Thatsache möchte nun vielleicht mancher Kritiker das Urteil herleiten, daß nicht viel Gutes von diesen Jünglingen zu erwarten sei, die schon von vornherein der Tagesströmung nicht huldigen. Ich bin doch anderer Meinung und sehe in ihnen manches vielversprechende Talent, das einer schönen Entwickelung entgegengehen kann.

Stimmen aus Maria-Laach vom 14. März 1896 (W. Breiten): Es ist erfreulich, daß hier ein halb Dutzend Musensöhne ein so reines und edles Streben offenbaren und zeigen, wie der studentische Geist noch nicht überall auf Kneipe und Fechtboden beschränkt ist.

Ferner erscheint im selben Verlage:

Hannoversches Dichterbuch.

Ein Sammelbuch heimatlicher Dichtung.

Mit vielen Beiträgen lebender Dichter und mit reichem Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede.

Herausgegeben von **Hans Müller-Brauel.**

Gr. 8°.

In künstlerischem Einband (nach einer Zeichnung von Heinrich Vogeler).

Luxusausgaben:

5 Exemplare auf Japan-Papier. 10 auf Bütten-Papier.
5 auf Kupferdruck-Papier.

Das Buch enthält 30 Zierstücke von Vogeler und dichterische Beiträge von ca. 50 lebenden hannoverschen Dichtern, u. a. Hermann Allmers, Carl von Arnswaldt O. E. Ellissen, Franz Ewers, August und Friedrich Freudenthal, Eduard Grisebach (der Neue Tannhäuser), Eduard v. d. Hellen, Otto Erich Hartleben, Carl Henkell, Otto Hotzen, Albert Möser, Hans Müller-Brauel, Börries von Münchhausen, Georg Frhr. v. Ompteda, Heinz Tovote, Adolph Tronnier, Bernard Wieman.

Rosenbaum & Hart, Berlin, Wilhelmstr. 47.

Ferner:

Gedichte von Carl von Arnswaldt.

In altdeutscher Schrift auf Büttenpapier gedruckt, 12^0, $12^1/_4$ Bog. Geh. 2,50 Mk. In originellem Einbande (nach einer Zeichnung von Kuno Graf Hardenberg) 3,50 Mk.

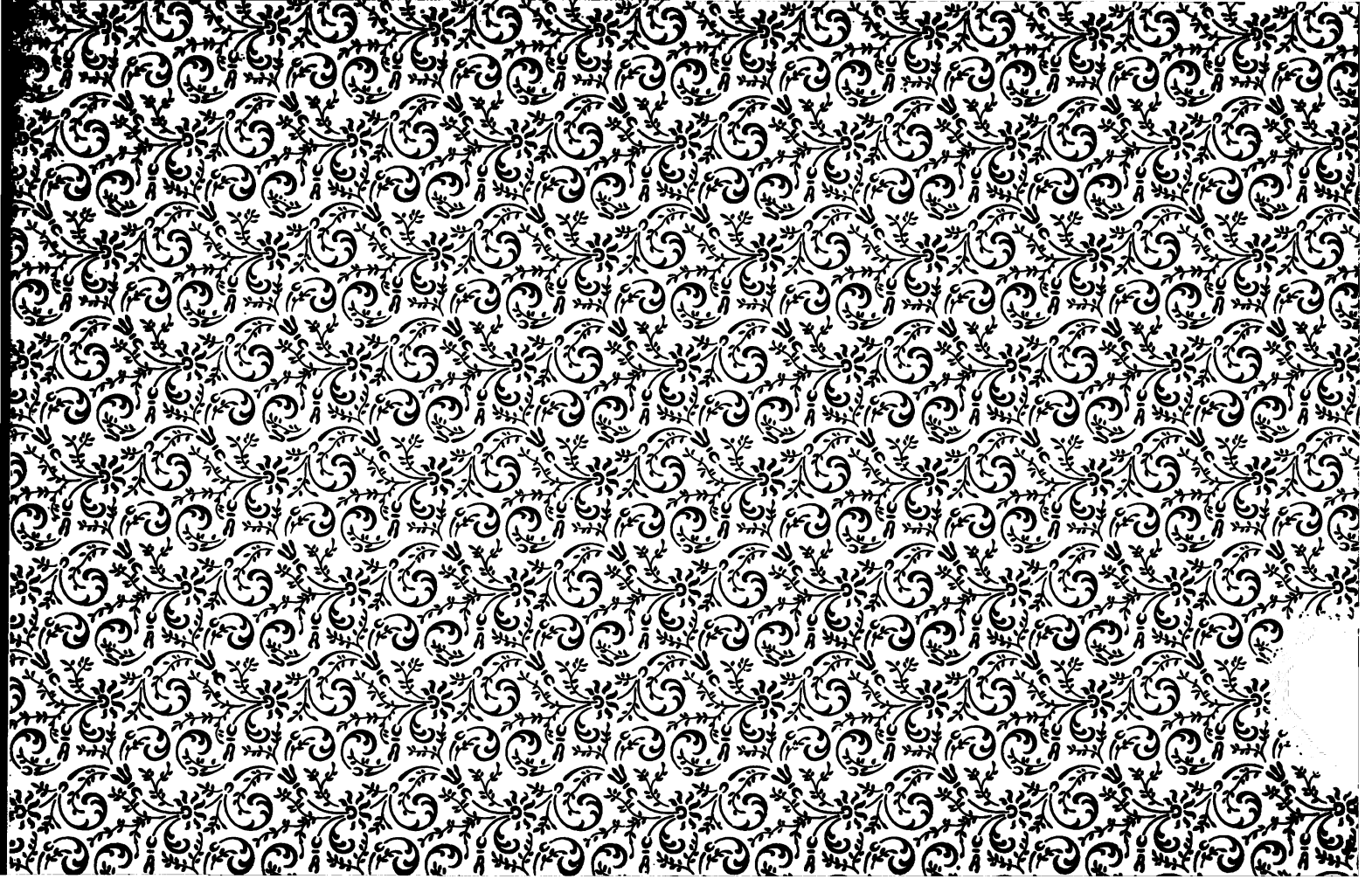
Stimmen der Presse über Carl von Arnswaldt:

Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Litteratur und Musik vom 24. Dezember 1896: Schließlich sei noch auf einen lyrischen Dichter, der sehr anmutige, geistvolle Schöpfungen bietet, hingewiesen. Carl von Arnswaldt führt sich mit „Gedichten" glücklich ein. Vor allem berührt die ungekünstelte, von reicher Empfindung zeugende Ursprünglichkeit sehr angenehm. Von den in fünf Abschnitten gegliederten, die verschiedensten Versmaße vortrefflich meisternden Dichtungen sind die Lieder „Vom Tode" entschieden die hervorragendsten, sie erinnern an ähnliche Schöpfungen erster deutscher Meister.

Die Post vom 16. Juli 1897: Es spricht sich in diesen rein lyrischen Versen ein reiches Talent, eine zart und fein empfindende Seele, ein ideales Streben und eine Reinheit aus, die man heutzutage nur selten bei jungen Dichtern findet. Ebenso selten ist die Beherrschung der mannigfaltigsten Versformen und die Reinheit, Weiche und Glätte der Sprache, wie man sie bei Carl von Arnswaldt erfreulicher Weise beobachten kann.

Deutsche Frauen-Zeitung vom 15. April 1897 (E. v. Reitzenstein): Ganz anderer, bedeutsamer und doch echt lyrisch begabter Individualität entsprungen sind die zu stattlichem Bändchen gewordenen „Gedichte" von Carl von Arnswaldt . . .

Was bei so sympathischer Veranlagung ersten Veröffentlichungen, wie dieser Buchausgabe lyrischen Gehalts, besonderen Schmelz verleiht, was wie Goldstaub auf Schmetterlingsschwingen ihr Glanz und ihr Schmuck sein wird immerdar, ist das Göttergeschenk, das flüchtig zerrinnende, mit welchem so mancher für sein Talent nichts anzufangen weiß, und welches so manchem zu fröhlicher Nutzung vom Schicksal nie freigegeben wurde: Die Jugend.

Deutsche Lyriker vom 1. Januar 1897 (H. Kiehne): Gleiche Anerkennung seiner vielseitigen Schaffenskraft verdient Carl von Arnswaldt, ein Formenkünstler, dem eine Fülle von Wohllaut, der Zauber der Stimmung und ein ernsthaftes Ringen die Feder lenkt.

Der Westfale vom 13. Dezember 1896: Der Verfasser zeigt sich in den Naturbildern als der echte Sohn der norddeutschen Haide; er liebt weltfernes Träumen im braunen Haidekraute oder an den stillen Wiesenteichen, seitab vom Lärm der großen Heerstraße. Die besten Stücke der Sammlung enthält unseres Erachtens die Abteilung „Vom Tode". In den Gedichten „Hochzeit" und „Zwiesprache" hebt sich der Dichter zur Höhe jener herben Objektivität, die nur den Besten und Größten verliehen ist. Bewundernswert ist in allen Gedichten die Vollendung der Form, die hinter den besten neuen Litteraturerzeugnissen nicht zurücksteht. Neben den weitaus überwiegenden vierzeiligen jambischen und daktylischen Strophen, die in dem Fluß der Worte und der Einfachheit des Ausdrucks oft an Heinrich Heine gemahnen, findet sich in dem Werkchen eine Menge romanischer und selbst antiker Versmaße, Distichen, Triolette, Madrigale, Sizilianen, alcäische Verse, Ghasele, Ritornelle, Ottaverimen und Terzinen. Alles in allem ist das Buch der Beachtung und Empfehlung sehr wert. Es enthält ernste Gemütstiefe und wahre, warme Empfindung; es hält sich ebenso sehr entfernt von der widerwärtigen modernen Realistik wie von weltschmerzlicher Sentimentalität; aber es fesselt uns durch seine Beobachtung des Menschenherzens, der Natur und des täglichen Lebens, dem der Verfasser immer neue Seiten abzugewinnen weiß.